This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1

K. und k. Kriegsarchiv.

Bibliothekabteilung.

Einteilung A b 110

Exemplar 1.

Karten und Pläne 29

Abbildungen [redacted]

Sonstige Beilagen

Seitenzahl 205 – 432

Aus Dienstvorschrift v. J. 1899, §. 98:

Nicht-Militärs, ferner Militärbehörden, Offiziere und Militärbeamte außerhalb Wien, haben behufs Entleihung von Büchern die Bewilligung der k. und k. Kriegsarchivsdirektion einzuholen.

Das Weitergeben von entliehenen Büchern an andere Personen ist nicht gestattet.

Leihzeit 8 Wochen, Verlängerung bei der Kriegsarchivsdirektion anzusprechen. (Bureaux des Generalstabes und des Reichskriegsministeriums nach Bedarf.)

Beschädigungen, Randbemerkungen verpflichten den Schuldtragenden unbedingt zum Ersatz des Einkaufspreises.

Stanford University Libraries

STANFORD UNIVERSITY
JAN 1974
STACKS
LIBRARY

Erwerbsbuch-Nr.: A201-4,2

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

IV. Jahrgang • 1907 • Zweites Heft

Bücherei des Heeres Wien Arsenal

Mit 25 Abbildungen u. 6 Skizzen im Text sowie 9 Skizzen als Anlagen

Berlin

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
JAN 21 1914

Seidel 16/4 07.

1 Expl.

U3
V6

Der Inhalt ist nicht amtlich.
Aufsätze, deren Verfasser nicht genannt sind, bilden hiervon keine Ausnahme.
Übersetzungsrecht sowie alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901 sind vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Der Feldzug von Pr. Eylau. Vom Generaloberſten Grafen Schlieffen. Mit 4 Skizzen als Anlagen 205

Über die Verwendbarkeit europäiſcher Truppen in tropiſchen Kolonien vom geſundheitlichen Standpunkte. Vom Oberſtabsarzt Dr. Skuber. Mit 5 Abbildungen im Text 232

Studien nach Clauſewitz. Neue Folge. I. Der Herbſtfeldzug 1813. Vom Oberſtleutnant Frhrn. von Freytag-Loringhoven. 4. Fortſetzung. Mit 1 Skizze als Anlage 269

Die deutſche und die franzöſiſche Infanteriebewaffnung. Mit 2 Abbildungen im Text 281

Kriegführung und Geld. Vom Hauptmann Ludwig 293

Die Kämpfe der deutſchen Truppen in Südweſtafrika. B. Der Hottentottenkrieg. Mit 18 Abbildungen und 6 Skizzen im Text und 4 Skizzen als Anlagen 332

Die Zeitſchrift bringt Aufſätze taktiſchen und kriegsgeſchichtlichen Inhalts ſowie Nachrichten über intereſſante Truppenübungen und Mitteilungen über fremde Armeen. Bei letzteren wird vor allem Gewicht gelegt auf die Wiedergabe des für die Organiſation, Ausbildung und Führung Weſentlichen und Lehrreichen, und zwar nicht in der Form bloßer Zuſammenſtellungen, ſondern abgeſchloſſener Aufſätze. Der Generalſtab hat ſich hierbei von der Abſicht leiten laſſen, das ihm zufließende reichhaltige Material einem größeren Leſerkreiſe innerhalb der Armee zugänglich zu machen.

Die Aufſätze ſind bemüht, den Leſer fortlaufend über alle innerhalb der fremden Armeen beobachteten Beſtrebungen und Erſcheinungen auf militäriſchem Gebiet zu unterrichten ſowie auch zur Klärung wichtiger operativer und taktiſcher Fragen im allgemeinen beizutragen. Die Abhandlungen kriegsgeſchichtlichen Inhalts ſollen die Erfahrungen der neueren Kriegsgeſchichte für die Truppenführung nutzbar machen.

Die Schriftleitung der Zeitſchrift liegt in Händen der Kriegsgeſchichtlichen Abteilung I. — Die Hefte erſcheinen im erſten Monat eines jeden Vierteljahres. Der Umfang des ganzen Jahrganges beträgt 50 Druckbogen einſchließlich der Textſkizzen und Kartenbeilagen.

Nachdruck, auch unter Quellenangabe, untersagt. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Feldzug von Pr. Eylau.

Nach der Schlacht von Pultusk zog sich die russische Armee auf beiden Ufern des Narew zurück. Obgleich kaum über Ostrolenka hinaus verfolgt, wollte sie doch den Marsch bis über die preußische Grenze fortsetzen. Dem vom König abgesandten Hauptmann v. Schöler gelang es indes, sie noch diesseits festzuhalten. So konnten Anfang Januar 1807 das ehemalige Korps Buxhöwden und drei Divisionen Benningsens bei Johannisburg und Bialla, die Division Sedmoratzki bei Goniondz, zwei Divisionen Essens in der Gegend von Bransk, das preußische Korps L'Estocq bei Angerburg untergebracht werden. Zum Oberkommandierenden aller dieser Streitkräfte wurde der General v. Benningsen ernannt. Unmittelbar nach seiner Ernennung erhielt er den kurzen, einfachen, eines Selbstherrschers würdigen Befehl, den Feind, vor dessen Überlegenheit man eben zurückgewichen war, schleunigst über die Weichsel zu werfen. Skizze 9.

Dieser Feind war in der Stärke von sechs Korps (fünfzehn Divisionen), acht Kavallerie-Divisionen und der Garde*) in Winterquartiere westlich des Omulew und der Passarge, rückwärts bis an die Weichsel, mit dem rechten Flügel an dem Narew, mit dem linken am Haff gelegt worden. Weiter zurück auf dem linken Stromufer standen die Grenadier-Division Oudinot und die Küraſſier-Division Espagne.

*) Garde-Infanterie und Kavallerie,
I. Korps Bernadotte (später Viktor) 3 Divisionen,
III. = Davout 3 =
IV. = Soult 3 =
V. = Lannes (später Savary, dann Massena) 2 =
VI. = Ney 2 =
VII. = Augereau 2 =
Küraſſier-Divisionen Nansouty und Hautpoul (später St. Sulpice),
Dragoner-Divisionen Klein (später Latour Maubourg), Milhaud (früher Beaumont), Sahuc (später Lahouſſaye), Grouchy, Beker (später Lorge),
Leichte Division Lasalle (später Pajol).

Die festgelegte Grenzlinie Omulew—Passarge hatte indes der Marschall Ney mit seinem Korps eigenmächtig weit überschritten. Zum Teil, um die auf Angerburg zurückgehenden Preußen zu verfolgen, zum Teil, um seinen Truppen bessere Unterkunft zu verschaffen, war er mit der Avantgarde bis in die Gegend von Schippenbeil vorgedrungen. Von dort plante er sogar einen Handstreich auf das schwach besetzte Königsberg. Nur durch das Wiedervorrücken L'Estocqs von Angerburg über Drengfurth nach Barten ließ er sich von der Ausführung seiner Absicht abhalten. Es wäre dem preußischen General ein Leichtes gewesen, die nur sechs Bataillone, sechs Schwadronen starke feindliche Avantgarde aus dem weiten Bogen Langheim, Leunenburg, Schippenbeil, Bartenstein, Heilsberg zu vertreiben. Für ein so tatkräftiges Handeln war jedoch L'Estocq viel zu vorsichtig. Er begnügte sich, um Königsberg zu schützen, dem weit unterlegenen Feinde „Ombrage zu machen."

In naher Fühlung standen sich die beiden Gegner gegenüber, bis Ney von Napoleon den gemessenen Befehl erhielt, in den ihm angewiesenen Unterkunftsbezirk zurückzukehren. Der Abmarsch der Franzosen traf zufälligerweise zusammen mit dem Vormarsch der Russen.

Benningsen hatte sich entschlossen, gegen den feindlichen linken Flügel vorzugehen. Den rechten anzugreifen, verboten Verpflegungsrücksichten. Die arme Gegend am Narew war durch wiederholte Vor- und Rückmärsche von Freund und Feind derartig ausgesogen, daß es unmöglich erschien, dort eine Armee auch nur einigermaßen zu erhalten. Die nördlichen, noch wenig berührten Landesteile eröffneten dagegen sogar Aussicht auf Beute und Gewinn.

Mit den sieben bei Johannisburg und Bialla versammelten Divisionen marschierte Benningsen am 15. Januar, gedeckt durch die masurischen Seen, in nördlicher Richtung ab. Am 18. Januar trat er in zwei Kolonnen bei Rhein und Nikolaiken aus den westlichen Seeengen heraus.

Wenn auch die russischen Divisionen stärker anzunehmen sind als die französischen, so war es doch eine erhebliche Minderheit, mit der Benningsen daran ging, den kaiserlichen Befehl auszuführen und Napoleon über die Weichsel zu werfen. Er beabsichtigte zunächst, sich gegen die weitläufig untergebrachten Korps Ney und Bernadotte zu wenden und sie einzeln in einem Kantonnement nach dem anderen zu vernichten. Abweichend von dieser Absicht ist dem russischen General nachträglich der Rat gegeben worden, die beiden Korps links zu umgehen, rechts nach dem Haff abzudrängen und dort mit einem Schlage ihr Ende herbeizuführen. Das eine wie das andere Vorhaben geht von der Voraussetzung aus, daß der Feind stehen bleibt und die Durchführung des gegen ihn geschmiedeten Planes abwartet. Das ist aber billigerweise nicht zu verlangen. Ein weitläufig untergebrachtes Korps kann sich gegen einen Angriff nicht verteidigen. Es wird, um sich zu versammeln und in einen gefechtsmäßigen Zustand zu versetzen, zurückgehen müssen. Das kann mit mehr oder

weniger Geschick geschehen, und ebenso kann der Angreifer mit mehr oder weniger Ungestüm nachdrängen. Dabei wird es leicht vorkommen, daß einzelne Schwadronen, Bataillone, kleinere oder größere Truppenteile, wie Clausewitz sagt, „gequetscht" werden. Im allgemeinen wird aber doch wohl das Korps ziemlich heil davonkommen und bei der übrigen Armee Aufnahme finden. Im vorliegenden Falle zeigten sich die Franzosen schnell, gewandt und wurden entschlossen geführt, die Russen rückten langsam und schwerfällig vor. So waren die Verluste der ersteren nicht erheblich. Ja es ereignete sich sogar, daß an einer Stelle die letzteren in ein nachteiliges Gefecht verwickelt wurden.

Die rechte russische Kolonne hatte den Weg von Rhein über Rössel und Heilsberg, die linke denjenigen von Nikolaiken über Sensburg und Bischofsburg eingeschlagen. Immer dem Feinde folgend, zunächst in westlicher Richtung, dann mit einer allmählichen Linksschwenkung gelangte bis zum 30. Januar die erstere (3 Divisionen) unter Tutschkof bis zur Linie Saalfeld—Mohrungen, die letztere (4 Divisionen) unter Sacken bis zur Linie Mohrungen—Guttstadt. Als Avantgarden waren vorgeschoben: Bagration nach Deutsch Eylau, Barclay nach Osterode, Gallizin nach Allenstein—Hohenstein, Baggowut auf das rechte Alleufer. Erst nördlich, dann westlich hatte L'Estocq den Marsch der Russen begleitet und als rechter Flügel Freystadt erreicht. Auf feindlicher Seite war Ney über Hohenstein auf Gilgenburg, Bernadotte auf Löbau ausgewichen. Skizze 10.

Benningsens Operationen sind von einem Geschichtschreiber als eines großen Generals würdige bezeichnet worden. Ob sie es in der Tat waren, mußte sich erst zeigen. Die bisherigen Bewegungen konnten nur als ein Aufmarsch der russisch-preußischen Armee gelten. Von diesem Aufmarsch aus konnte ein großer General nur in südlicher Richtung vorgehen, den Feind angreifen, gegen die Weichsel, den Narew, den Bug, die österreichische Grenze zurückwerfen, dem Kriege ein schnelles Ende bereiten. Von solchen Plänen war aber Benningsen weit entfernt. Sie auszuführen, fehlten ihm auch die Kräfte. Mindestens hätte er doch Essen und Sedmoratzki auf seinem Kriegszuge mitnehmen müssen, ihre drei Divisionen nicht zu Nebenzwecken stehen lassen dürfen. Er mußte alle Feldtruppen aus Danzig an sich ziehen, nicht aber, wie er noch beabsichtigte, das ganze preußische Korps in die Festung hineinwerfen. Um eine Vernichtungsschlacht zu liefern, war der Aufmarsch, wäre er mit genügenden Kräften erfolgt, sehr günstig, um mit einer Minderheit in den gewonnenen Stellungen stehen zu bleiben, äußerst ungünstig.

Benningsen hatte gehofft, die Korps Ney und Bernadotte zu vernichten und dann durch seine Stellung Napoleon, der nur noch über zwei Drittel seiner Kräfte verfügt hätte, so zu bedrohen, daß der Welteroberer eiligst das rechte Weichselufer räumen würde. Die Vernichtung der beiden Korps war mißlungen und mußte mißlingen. Anstatt Napoleon zu bedrohen, mußte man auf seinen Angriff gefaßt sein.

Mit dem Haff im Rücken den Angriff des überlegenen Feindes abzuwarten, hieß aber den eigenen Untergang herausfordern. Sich dem Verhängnis zu entziehen, sogleich den Rückzug anzutreten, scheute sich Benningsen doch. Er suchte nach einem Ausweg, wollte aufs neue durch eine bloße Bedrohung zum Ziele kommen.

Sobald er hörte, daß der Feind „Miene machte, vorzudringen", beschloß er, die Preußen in ihrer Stellung zu belassen, dagegen sollte Tutschkof nach Liebemühl—Osterode, Sacken nach Allenstein—Seeburg, Sedmoratzki gegen die Pissa, Essen im Bugtal abwärts marschieren. Er glaubte, „durch dieses Manöver den auf allen Seiten angegriffenen Feind zu nötigen, die Weichsel zu repassieren, ohne daß derselbe es wagen durfte, eine allgemeine Schlacht zu liefern."

Napoleon hatte zunächst nicht an eine feindliche größere Angriffsbewegung geglaubt. In dem Vorgehen von Russen und Preußen wollte er nur eine Abwehr des rücksichtslos vordringenden Ney erblicken. Es dauerte mehrere Tage, bis er sich zu Gegenmaßregeln entschloß. Dann aber waren sie schnell ergriffen. Durch das Zurückgehen Bernadottes nach Löbau und Neys nach Gilgenburg war die Herstellung einer neuen nach Norden, statt wie bisher nach Nordosten gerichteten Front eingeleitet worden.

Als ob es so sein müßte, wurde sie dadurch vervollständigt, daß Davout auf die Straße Pultusk—Myszyniec—Friedrichshof,

Soult auf die von Przanysz—Chorzellen—Willenberg—Ortelsburg,

Augereau auf die von Mlawa—Neidenburg gesetzt wurde.

Die Armee hatte eine Schwenkung ausgeführt. Fünf Korps konnten auf gleichlaufenden Straßen von Süden nach Norden vorbewegt werden. Der Feind war von vornherein umgangen. Es kam nur darauf an, die Armee zusammenzuziehen, den rechten Flügel vorzuschieben.

Am 31. Januar hatten erreicht:

Davout mit zwei Divisionen (die dritte war noch weit zurück) Myszyniec, Soult Willenberg, die Garde Chorzellen. Augereau stand südlich Mlawa, Ney bei Gilgenburg, Bernadotte war nach Neumark zurückgegangen. Am 1. Februar sollte die Angriffsbewegung beginnen mit Davout auf Ortelsburg, Soult auf Passenheim, Augereau auf Neidenburg, Ney auf Hohenstein, Bernadotte nach Gilgenburg.

Napoleon war über die Stellungen des Feindes nur ganz im allgemeinen unterrichtet. Das wußte er aber mit Bestimmtheit: „Sobald der französische Vormarsch sich kenntlich macht, werden die Russen sich beeilen, das rechte Alleufer zu gewinnen, um ihre linke Flanke nicht umgehen zu lassen." Sie müssen „abgeschnitten und vernichtet werden." Die französische Armee geht geschlossen so weit als möglich auf dem rechten Alleufer vor. Hat der Feind bereits dieses Ufer erreicht, so wird er angegriffen und auf Königsberg zurückgedrängt. Befindet er sich noch westlich des Flusses, so schwenkt die Armee links ein, geht über die Alle und wirft die Russen in ungünstigster Richtung nach Westen zurück.

Napoleon hatte seinen Gegner durchaus richtig eingeschätzt. Nur erhielt dieser von der französischen Offensive Kenntnis, noch bevor sie begonnen hatte. Der an Bernadotte gerichtete Armeebefehl vom 31. Januar fiel in die Hände der Kasaken. Unmittelbar bedroht, gab Benningsen seinen Einkreisungs- und Umzingelungsplan auf und erkannte als dringendes Gebot, seine Kräfte zusammenzuziehen. Schleunigst wollte er das rechte Alleufer gewinnen, sich bei Wartenburg auf der Königsberger Straße der Umgehung entgegen werfen. Bei näherer Überlegung fand er, daß es für eine solche Bewegung bereits zu spät sei. Nur noch auf dem linken Alleufer glaubte er seine Kräfte vereinigen zu dürfen. Vielleicht hätte er über Guttstadt sich dem Feinde vorlegen können. Sicherlich vermochte er im graden Marsch auf Pr. Eylau den erforderlichen Vorsprung zu gewinnen. Aber er „wollte vermeiden, den Feind vor einem allgemeinen Kampfe zu viel Terrain gewinnen zu lassen" und wählte das denkbar Ungünstigste: eine Versammlung seines Heeres bei Allenstein. Vielleicht hat ihn auch in seinem Entschluß die Entdeckung einer Stellung bestärkt, die sich in der Nähe von Allenstein bei Jonkendorf vorfand. Sie mag vortrefflich sein, wenn sie von Süden, sie ist unhaltbar, wenn sie von Osten angegriffen wird. Auf die letztere Angriffsrichtung wiesen aber alle Bewegungen des Feindes hin.

Die Sache schien für die Franzosen auf das beste zu stehen. Wie vor vier Monaten die Preußen auf dem linken Saaleufer, so wollten jetzt die Russen auf dem linken Alleufer abwarten, was der Feind über sie beschlossen haben möchte. Wieder wie damals konnten die Franzosen in einem gewaltigen „Bataillon carré" vorrücken, dem Feinde zuvorkommen, ihn abschneiden und vernichten. Dennoch war die Lage bei weitem nicht so günstig, wie im Oktober an der Saale.

Die französische Armee, welche auf dem rechten Weichselufer Krieg führte, besaß nur zwei einigermaßen sichere Verbindungen über diesen Fluß: Warschau und Thorn. Erstere schien durch den General v. Essen, letztere durch den rechten Flügel der russisch-preußischen Armee bedroht zu sein. Für alle Fälle hielt Napoleon geboten, diese beiden Übergänge zu schützen. Gegen den General v. Essen wurde das Korps Lannes mit Bekers Dragonern, außerdem anfangs die Division Gudin des Korps Davout, dann die über die Weichsel herangezogene Grenadier-Division Oudinot bestimmt. Drei Divisionen wurden also gegen Essen detaschiert. Das widersprach vollständig den sonstigen Grundsätzen Napoleons. Solchen weit ausholenden Umgehungen wie Essen sie unternehmen konnte, wie es aber noch nicht ausgemacht war, daß er sie unternehmen würde, hatte Napoleon sonst eine glückliche Reise gewünscht. Der Herzog von Weimar hatte im Oktober den französischen Verbindungslinien viel näher gestanden, als Essen je an sie heranzukommen vermochte. Preußische Husaren waren in Koburg unmittelbar hinter dem Ende der linken Marschkolonne eingebrochen, Trains und Bagagen waren fortgenommen oder zerstreut worden. Napoleon hatte sich nicht um diese Kleinigkeiten bekümmert. Er wußte, daß nichts besser die rück-

wärtigen Verbindungen sichern kann, wie eine siegreiche Schlacht und daß man für diese siegreiche Schlacht, die alles regelt und alle Fragen erledigt, zusammenziehen muß, was man irgend zusammenziehen kann. Aber Napoleon besaß nicht mehr die unbedingte Zuversicht, die ihn vor Jena beseelt hatte. Seitdem war manches anders gekommen, wie er gedacht hatte. Die Schwierigkeiten, die der Bewegung, der Verpflegung und Unterbringung der Truppen in diesen unwirtlichen, unkultivierten und armen Gegenden geboten wurden, die Härte des Klimas, die Hindernisse, welche die Flüsse jeder Vorbewegung entgegensetzten, die Hartnäckigkeit der Russen, die Kriegsmüdigkeit der Franzosen, alles das beeinträchtigte sein Selbstvertrauen, machte ihn vorsichtig. Je vorsichtiger er aber wurde, desto mehr setzte er den Ausgang der Schlacht auf das Spiel.

Auch Thorn sollte geschützt werden. Dazu waren Truppen vom linken Weichselufer heranbefohlen. Bis zu ihrem Eintreffen hatte Bernadotte für die Sicherung des wichtigen Weichselüberganges zu sorgen. Dieser war vor dem rechten Flügel der Verbündeten zurückgegangen und stand am 31. Januar bei Neumark den Russen unter Bagration bei Deutsch-Eylau gegenüber. Die Preußen bei Freystadt mit der Avantgarde bei Lessen befanden sich Thorn schon fast näher wie Bernadotte. Gingen Russen und Preußen vor, so konnte der französische Marschall sehr wohl von Thorn abgedrängt werden.

Die Anweisung, dieses zu schützen, und zwar so lange zu schützen, bis sichere Meldung von dem Eintreffen der dorthin bestimmten Truppen eingegangen, vor einem überlegenen Feinde zurückzuweichen, ihn in südwestlicher Richtung vorzulocken, ihm aber zu folgen, sobald ein Abzug bemerkbar, mußte Bernadotte zum Zweifeln und Schwanken veranlassen. Ein Armeebefehl vom 31. Januar, der wenigstens ziemlich bestimmt dahin lautete, in der Nacht vom 1. zum 2. Februar nach Gilgenburg abzumarschieren, war nicht in seine, sondern in die Hände seines Gegners Bagration gelangt.

Bei Zeiten gewarnt, zog dieser sogleich am 1. Februar ab, ließ aber die Vorposten stehen und durch diese die französischen angreifen. Bernadotte gewohnt, auf diese Weise Tag für Tag das Vorgehen des Feindes eingeleitet zu sehen, ließ sich täuschen und ging nach Strasburg zurück.

Der Feind gewann einen bedeutenden Vorsprung, der sich noch dadurch vergrößerte, daß Bernadotte erst auf die versprochene Nachricht aus Thorn, dann auf einen ihm in Aussicht gestellten wichtigen Befehl Napoleons wartete. Ehe sich alles aufgeklärt hatte, verging soviel Zeit, daß weder Russen noch Preußen mehr einzuholen waren. Wiederum gingen drei Divisionen sicherlich nicht ohne jede Schuld Napoleons für die Schlacht verloren.

Nun hätten aber doch, um, wie beabsichtigt, den Feind „abzuschneiden", die verbliebenen vier Korps auf dem rechten Alleufer geschlossen geradenwegs auf Heilsberg

oder Bartenstein marschieren sollen. Der umgangene Feind wäre auf dem linken Alleufer zurückgegangen, zwischen Bartenstein und Königsberg zur Schlacht gezwungen, gegen Haff oder Pregel gedrängt, von seinen Verbindungen mit Rußland abgeschnitten worden. Mit Rücksicht auf den noch erwarteten Bernadotte wurde aber Ney links, Augereau dicht an der Alle gelassen. Nur Soult und Davout blieben zum Vormarsch rechts des Flusses übrig.

Ersterer marschierte am 1. und 2. Februar über Passenheim nach Allenstein und warf dort eine über die Alle vorgeschobene feindliche Abteilung auf das linke Ufer zurück. Augereau kam über Neidenburg nach Dembenosen, Ney nach Hohenstein, Davout mit dem Anfang nach Mensguth, die Garde nach Passenheim. In der Annahme, daß der Feind über Guttstadt abmarschieren oder dort sich sammeln würde, sollte am 3. Soult nach Guttstadt, Augereau nach Allenstein, Ney auf dem linken Ufer gegen die Straße Thorn—Liebstadt, Davout mit den beiden vorderen Divisionen nach Wartenburg marschieren. Die Korps sind in Bewegung, als gemeldet wird: der Feind steht noch bei Göttkendorf, ist also nicht nach Guttstadt abmarschiert. Nur eine Division von Soult ist noch bei Allenstein zur Hand. Sie soll mit dem Angriff auf Göttkendorf warten, bis Ney herangekommen ist, während Soult mit den beiden anderen Divisionen den Fluß unterhalb überschreitet.

Die Lage ist ähnlich wie bei Jena. Der Feind steht bei Jonkendorf mit der Front nach Süden, hat in seiner linken Flanke Göttkendorf und weiter nördlich Bergfriede besetzt. Ebenso wie damals gelingt es den Franzosen, diese Flankendeckungen zurückzuwerfen, am 3. Göttkendorf und die Brücke von Bergfriede zu gewinnen. Für die am 4. zu erwartende Schlacht sollen Augereau und die Garde nach Allenstein—Göttkendorf, Davout nach Bergfriede herangezogen werden, Ney links des Okullsees vorgehen. Skizze 11.

Hohenlohe an Benningsens Stelle wäre stehen geblieben. Als tapferer Soldat hätte er die Schlacht unbekümmert, ob mit der Front nach Süden oder nach Osten, angenommen. Von Davout später links umfaßt, wäre er gegen die Seen zwischen Osterode und Mohrungen zurückgeworfen worden. Der vorsichtigere russische General blieb nicht in Erwartung eines so ungünstigen Zusammentreffens stehen, sondern zog schon während der Nacht ab. Zu diesem Entschluß genügte ihm die Nachricht, daß die Brücke von Bergfriede in Feindeshand gefallen sei. Eine andere Nachricht, daß der Feind sich Guttstadts bemächtigt habe, konnte ihn nur in seinem Entschluß bestärken. War hier auch nur Kavallerie gemeldet, (die Brigade Guyot des IV. Korps), so konnte doch jeden Augenblick Infanterie nachfolgen, den russischen linken Flügel vollständig umgehen.

Als nächstes Ziel für den Rückzug wurde Wolfsdorf gewählt. Drei Kolonnen setzten sich am Abend des 3. dorthin in Bewegung. In der Dunkelheit auf schmalen tief ausgefahrenen verschneiten Wegen kamen die Truppen so langsam vorwärts, daß

am frühen Morgen die Arrieregarden noch bei Jonkendorf, Göttkendorf und westlich Bergfriede standen.

Napoleon war zu früh eingeschwenkt, hatte zu seinem Nachteil Soults Marsch nach Guttstadt aufgehalten, Ney auf dem linken Ufer belassen.

Die von ihm geplante Angriffsschlacht konnte nur noch im Skelett aufgeführt werden. Unter Gefechten gingen die russischen Arrieregarden bis Warlack zurück. Es folgten Murat bis Deppen, Soult bis Heiligenthal, Ney bis Schlitt, Davout mit der Division Friant bis Rosengarth, Augereau bis Pupkeim.

Waren die Russen auch zurückgegangen, so hatten sie doch erzielt, daß fast die ganze französische Armee ihnen folgte. In der linken Flanke zum Abschneiden, Vorlegen, Überflügeln waren nur noch zwei Divisionen vom Korps Davout weit zurück bei Wartenburg vorhanden. Der Rückzug schien gesichert zu sein. In eine desto üblere Lage waren die Preußen durch den Abmarsch Benningsens geraten.

Einen Befehl, sich nach Jonkendorf heranzuziehen, hatte L'Estocq am 2. mittags in Freystadt erhalten. An dem nämlichen Tage war er nach Deutsch-Eylau, am 3. in die Gegend von Osterode marschiert. Auf die Mitteilung von dem beabsichtigten Rückzug nach Wolfsdorf hatte er sich am 4. nach Mohrungen gewendet. Von hier aus glaubte er sich während der nächsten Tage mit den Russen vereinigen zu können. Das preußische Korps konnte als ziemlich gesichert gelten, wenn es einigermaßen geschlossen marschiert wäre. Das war aber durchaus nicht der Fall. Die Lehre von der Sicherung eines Korps durch gemischte Abteilungen aller Waffen war in Preußen mit emsigem Eifer studiert worden. Man glaubte in dieser Beziehung nicht weit genug gehen zu können. Schon in Thüringen war auf dem Gebiete der Detaschierungen das möglichste geleistet worden. Es war nichts gegen das, was bei dem L'Estocq'schen Korps für unbedingt nötig gehalten wurde. Am 4. waren abgeteilt zwei Avantgarden (Vorposten-Brigaden), eine Unterstützung der Avantgarden, eine Arrieregarde, eine Reserve und drei Abteilungen zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen. Für alles war gesorgt, nur nicht für das Gros, das doch für den eigentlichen Kriegszweck, das Schlagen der Schlachten bestimmt war. Die Übelstände, die durch diese künstliche Truppeneinteilung hervorgerufen waren, wurden noch erhöht durch die beträchtlichen Entfernungen, welche zwischen den einzelnen Abteilungen innegehalten wurden und durch die Art der Unterbringung. Im Winter war es geboten, die Mannschaften unter Dach und Fach zu bringen. Die Verteilung der Truppen auf die Ortschaften erfolgte aber mit peinlicher Gewissenhaftigkeit im Verhältnis der Zahl der Köpfe und der Feuerstellen. So wurde ein ungeheuerlich ausgedehnter Unterkunftsraum beansprucht, aus dem heraus man nicht angreifen und in dem man sich nicht verteidigen konnte. Die weithin abgesonderten Abteilungen sicherten nicht, sondern waren bei ihrer Schwäche im Falle eines Angriffs der Vernichtung ausgesetzt.

Das bei Mohrungen untergebrachte preußische Korps hatte vorgeschoben: Avant-

garde Bülow nach Langguth und Locken, Avantgarde Maltzahn nach Brückendorf, Unterstützung der Avantgarden nach Ramten, Reserve nach Seubersdorf und Kallisten, Arrieregarde nach Reußen.

Die schwachen Avantgarden und die Reserve hätten wohl daran getan, sich möglichst still zu verhalten, nicht die Aufmerksamkeit der auf dem anderen Passargeufer, zum Teil schon an dem Fluß selbst, lagernden Franzosen auf sich zu ziehen. Da die Aufklärung nicht die starke Seite der französischen Kavallerie war, so wäre die Anwesenheit preußischer Truppen in nächster Nähe der französischen Armee wahrscheinlich unbemerkt geblieben. Die Vorschrift bestimmte jedoch, daß ein Korps, welches hinter einem Fluß steht, jederzeit Vorposten auf das andere Ufer schiebt. Feldwachen und Patrouillen mußten folglich in oder nahe an die von den Franzosen belegten Ortschaften geschickt werden.

So wurde es bald ruchbar: ein preußisches Korps marschiert ganz nahe links der Passarge abwärts. Ney erhielt den Auftrag, am 5. auf Liebstadt zu gehen, alles vom Feinde, was noch oberhalb sein würde, abzuschneiden.

Das preußische Gros und die Arrieregarde suchten sich durch frühen Aufbruch und Marsch über Reichertswalde auf Wusen, die Reserve durch Marsch ebendorthin über Liebstadt jeder Gefährdung zu entziehen. Die Avantgarden mit ihrer Unterstützung wurden preisgegeben, über die Gefahr, in welcher sie sich befanden, im dunkeln gelassen.

Als diese vereinigt auf dem Marsche nach Liebstadt über Seubersdorf nach Bergling gekommen waren, hatte die vordere Division Neys bereits Wuchsnig, die hintere Waltersdorf erreicht. Die Preußen, sobald sie den Feind vor sich erblickten, gingen ohne weiteres gegen Waltersdorf vor, wurden aber von der Überlegenheit abgewiesen und zugleich von Wuchsnig her in Flanke und Rücken angegriffen. Über Reichau zurückgeworfen, fanden sie Willnau durch die eigenen Bagagen gesperrt. Ohne Ausweg, wurde der größte Teil von 5½ Bataillonen und 1 Batterie zusammengehauen oder gefangen genommen, ein geringerer durch den General v. Maltzahn gerettet. Die Kavallerie entkam.

Es war kein großer Erfolg, den Napoleon bei Waltersdorf über die verhaßten Preußen davon getragen, immerhin mußte er ihn mit der Detaschierung des Korps Ney erkaufen. Wiederum sollten zwei Divisionen für die Entscheidungsschlacht ausfallen. Es war nicht wesentlich, wenn die Preußen in nördlicher Richtung auswichen, es war aber sehr wichtig, daß auf dem rechten Flügel sich genügende Kräfte vereinigen ließen, um die Russen zu „überflügeln", von ihrer Rückzugslinie abzudrängen, zu vernichten. Um dies zu ermöglichen, sollte schon für den 5. Soult von der geraden Verfolgung weggenommen, nach Guttstadt gezogen werden, um mit Davout vereint gegen die feindliche linke Flanke „wirken" zu können. Nachdem Ney über die Passarge in das Ungewisse fortgeschickt war, stellte sich die Soult zugedachte Be-

wegung als untunlich heraus. Der Widerstand, den die russischen Arrieregarden leisteten, war so hartnäckig, daß Augereau allein ihn nicht bewältigen konnte. Soult mußte wieder der geradeaus gehenden Verfolgung zurückgegeben werden. Zwei Korps mit fünf Divisionen wurden gezwungen, den Russen zu folgen.

Benningsen hatte sich am Abend des 4. in Wolfsdorf durch den Feind bei Guttstadt noch immer bedroht gefühlt. Der Rückzug wurde fortgesetzt in den Nächten vom 4. zum 5. bis Drewenz, vom 5. zum 6. bis Landsberg, vom 6. zum 7. bis Pr. Eylau.

Einer dieser Rückzugstage verlief wie der andere. Spät am Abend wurde aufgebrochen. Benningsen fuhr im geschlossenen Wagen voraus. Die Divisionsgenerale folgten seinem Beispiele. Nach Gutdünken geschah der Abmarsch der Truppen. Stundenlang mußten die einen warten, bis die anderen vorüber waren. Jedes kleine Hindernis auf den schmalen Waldwegen, ein umgestürzter Pulverkarren, ein gefallenes Pferd verursachten einen Aufenthalt. Die Kolonne verlängerte sich immer mehr. Viele brachen vor Ermattung und Hunger zusammen. Viele andere suchten abseits der Marschstraße ihren Hunger zu stillen. Die gröbsten Ausschreitungen wurden begangen, um sich das Ersehnte zu verschaffen.

Die Arrieregarden hielten am frühen Morgen noch ihre Stellungen, gingen am Tage unter beständigen Gefechten zurück.

In besserer Ordnung, aber auch in endloser Kolonne, zuerst Soult, dann Murat, die Garde, schließlich Augereau folgten die Franzosen. Sie ruhten des Nachts, führten am Tage Avantgardengefechte und litten unter Mangel und Hunger. Auch bei ihnen gab es Tausende von „trainards und fuyards."

So gelangten beide Armeen bis zum Abend des 7. in die Gegend von Pr. Eylau. Im spätabendlichen blutigen Gefecht bemächtigten sich die Franzosen dieser Stadt, die Russen blieben auf den östlich gelegenen Höhen.

Davout, die Hauptkolonne rechts begleitend, war nach 3 Märschen über Guttstadt und Heilsberg am nämlichen 7. mit 2 Divisionen (Friant und Morand) nach Beisleiden, mit einer (Gudin) nach Bartenstein gekommen. Auf der anderen Flanke hatte L'Estocq von Wusen in zwei Märschen Rositten und Hussehnen, sein Gegner Ney über Wormditt mit der Kavallerie-Division Lasalle und einer Infanterie-Brigade Orschen erreicht. Dahinter war der Rest des VI. Korps rückwärts bis Landsberg gestaffelt.

Benningsen konnte in der Nacht zum 8. den Rückzug in gewohnter Weise nach Königsberg zu fortsetzen. Er fürchtete aber, aus dieser Stadt wie aus einer Mausefalle nicht wieder herauskommen zu können. Sein Streben war, den nächsten Weg nach Rußland über Friedland, Allenburg, Wehlau, Tilsit zu gewinnen, vielleicht unterwegs an geeignetem Orte zur Verteidigung Stellung zu nehmen. In der bisherigen Weise konnte aber diese Marschrichtung nicht eingeschlagen werden. Brach

das Gros in der Nacht auf und blieb die Arrieregarde bis zum Morgen östlich Eylau stehen, so wurde diese nicht nur in der Front von Soult, sondern früher oder später auch in Flanke und Rücken von Davout, der bei Beisleiden Domnau bereits etwas näher stand, als Benningsen, angegriffen. Die Arrieregarde und etwaige Unterstützungen vom Gros wären voraussichtlich vernichtet worden. Der Rest hätte während der nächsten Tage vor Friedland beim Alleübergang ein ähnliches Ende gefunden. Benningsen wollte nicht nach Königsberg und konnte nicht nach Friedland zurückgehen. Vielleicht sagte er sich auch, daß die Armee bei dem Zustande der Ermattung und Unordnung, in welchem sie sich befand, sich von selbst auflösen müßte, wenn sie den Rückzug weiter fortsetzen würde. Sie mußte stehen bleiben, sich wehren. Skizze 12. Eine Stellung zwischen der Walkmühle nördlich Pr. Eylau und den Kreegebergen westlich Kl. Sausgarten wurde bezogen, die Abteilungen von Baggowut und Barclay blieben vorgeschoben bei Serpallen.

Am Morgen des 8. erschien Napoleon in Pr. Eylau, um gewohnheitsmäßig die Arrieregarde anzugreifen. Zu seiner Überraschung wurde er gewahr, daß der Feind die Schlacht annehmen wollte.

Geschichtschreiber und Kritiker wollen bei Pr. Eylau den Helden von Austerlitz und Jena nicht wiedererkennen. Sie vermuten, daß während der letzten vier Monate eine bedenkliche Schwächung seines geistigen Vermögens eingetreten sei. Hätte indes der Sieger von Jena die Oktoberarmee zur Stelle gehabt, so wäre sein geistiges Vermögen vollständig ausreichend gewesen, um die Russen bis auf den letzten Mann zu vernichten. Die französischen Verluste waren aber nicht nur an der Saale, sondern auch während der folgenden Märsche und auf dem polnischen Kriegsschauplatze nicht sowohl an Toten und Verwundeten, wie an Kranken sehr erhebliche gewesen. Es war alles Denkbare geschehn, um die entstandenen Lücken durch Heranziehung von Ersatzmannschaften auszufüllen. Eine neue Division war gebildet und auf das rechte Weichselufer gebracht worden, aber die Kopfstärke, in welcher die Armee von Bamberg und Bayreuth aufgebrochen, war keineswegs wieder hergestellt worden. Dazu kamen die Detaschierungen, welche während des jüngsten Feldzuges eingetreten waren. Lannes noch heranzuziehen, soll Napoleon längere Zeit geschwankt haben. Die übermütige Überzeugung, dem minderwertigen Feinde gegenüber außer jenen zwei Divisionen noch völlig ausreichende Kräfte zu besitzen, bestimmte ihn, von seinen bisherigen Grundsätzen abzusehen. Nun fiel aber auch Bernadotte aus. Zuletzt wurde Ney zu einem abgesonderten Unternehmen abgeschickt, das nicht durch die Notwendigkeit der Kriegführung, sondern nur durch den persönlichen Haß gegen den König von Preußen geboten war. So kam es, daß Napoleon, als die Russen sich endlich zu der ersehnten Entscheidungsschlacht stellten, nur über die Hälfte seiner Streitkräfte verfügte, und daß der Feind, der in viel zu geringer Stärke den Kriegszug angetreten hatte, nun vielleicht an Zahl überlegen, sicherlich nicht wesentlich unterlegen

war. Jetzt wurde eiligst ausgeschickt, um Ney, der noch tags zuvor zur Jagd auf die Preußen nach Kreuzburg geschickt war, zurückzubringen. Er war nicht so leicht einzuholen. Blind für alles übrige war er in voller Wut dem roten Tuch nachgestürzt.

Der Mann, der die Lehre von der Masse, den Grundsatz der wuchtigen Schläge verkündet hatte, sollte nun gegen eine Überlegenheit kämpfen. Das hatte er schon bei Austerlitz getan. Aber hier, wie bei Marengo und bei Jena war der Feind zum Angriff vorgegangen und erst als dieser das Beste seiner Kräfte verbraucht oder sich selbst in eine unheilvolle Lage versetzt, hatte Napoleon zum vernichtenden Schlage ausgeholt. Ja, wenn es Preußen gewesen wären, die drüben auf den Höhen standen. Sie hätten pflichttreu und gewissenhaft, ohne sich um die Zahl der Feinde oder die Stärke der Stellung zu kümmern, ihren Echelonangriff unternommen. Die Abstände wären genau auf den Schritt gehalten, die Richtung der Bataillone haarscharf, die Haltung der Gewehre tadellos gewesen. Mitnichten wäre der Angriff wie später der von Augereau abgewiesen worden. Nur zum Stillstand wäre er gekommen. Die Preußen hätten standgehalten. Dann aber wäre Davout gegen die linke Flanke, vielleicht auch Ney gegen die rechte vorgegangen und sie wären geworfen worden. Es waren aber keine Preußen dort, sondern Russen, die froh, daß sie nicht zu marschieren brauchten, in voller Ruhe und Gleichgültigkeit abwarteten, was wohl der berühmte Feldherr da drüben vornehmen würde.

Wenn dieser auch der Schwächere war und wenn der Stärkere auch eine gute Stellung inne hatte, er mußte angreifen. Allein gegen die starke Front vorzugehen, versprach keinen Erfolg, keinesfalls eine Vernichtung des Gegners. Der Frontalangriff konnte mit einer Umfassung des feindlichen linken Flügels verbunden werden, zu welchem ja Davout bereit stand. So schwach wie man war, lief man aber dann Gefahr, selbst links in der wirksamsten Weise umfaßt zu werden.

Die Kriegsgeschichte hat gelehrt, daß der Schwächere die größte Aussicht auf einen Erfolg hat, wenn er nicht die Front, sondern die Flanke des Stärkeren angreift. Nur die Flanke anzugreifen, ist einer Kompagnie, einem Bataillon, einer Brigade, einer Division gegenüber ein vergebliches Bemühen. Der Verteidiger wird eine Wendung auf der Stelle machen, die bedrohte Flanke in kürzester Zeit in eine neue Front verwandeln.

Je stärker aber die Gegner sind, desto mehr Aussicht auf Erfolg bietet ein Flankenangriff. Für einen kleinen Truppenkörper ist es leicht eine Wendung auf der Stelle auszuführen. Eine Armee wird eine Wendung, eine Schwenkung nur unter den größten Schwierigkeiten mit erheblichem Zeitverlust zustande bringen. Wenn es ihr überhaupt gelingt, eine neue Front herzustellen, wird diese sehr schmal und sehr tief ausfallen. Die Österreicher bei Leuthen, die ursprünglich sechs bis acht Mann tief standen, häuften sich nach ausgeführter Schwenkung auf dreißig bis vierzig Mann hintereinander. Die große Überlegenheit, die sie ursprünglich besessen hatten, war in

eine Unterlegenheit, nicht nach der allgemeinen Kopfzahl, aber wohl nach der Zahl der schießenden und feuernden Mannschaften verwandelt worden. Die dünne preußische Linie sandte viel mehr Kugeln ab, wie der dicke österreichische Haufe. Kein Geschoß des schwachen Angreifers vermochte sein massenhaftes Ziel zu verfehlen. Wirkungslos gingen die Salven des Verteidigers über die dünne gegnerische Linie hinweg. Die schmale tiefe Front wurde von der breiteren, wenn auch dünneren Linie umfaßt. Es ist fraglos, daß Napoleon sich durch einen Angriff auf die russische linke Flanke aus der Verlegenheit herausziehen konnte, in die er durch unverhältnismäßig starke Detaschierungen geraten war. Davout stand schon zum Angriff auf diese Flanke bereit. Von der übrigen Armee war, als Napoleon in Pr. Eylau eintraf, ein Teil noch gar nicht aufmarschiert. Dieser Teil konnte ebenso gut sich nach rechts an Davout, wie links an Soult heranziehen. Der Teil, der bereits aufmarschiert war, fand deckende Höhen, um ungesehen nach rechts abzumarschieren. Ein Aufmarsch etwa in der Linie Melonkeim—Serpallen mit Kavallerie auf dem rechten und linken Flügel war unschwer auszuführen. Wurde aber auch der Abmarsch bemerkt, so war doch der unbehilfliche Feind ebensowenig fähig, einen Gegenangriff, wie eine Schwenkung zu machen.

Ein Angriff, wie derjenige Friedrichs des Großen bei Leuthen entsprach im Grunde den Ideen Napoleons. Auch er wollte den Feind umgehen, dessen Flanke angreifen. Dazu hatte er an der Saale sein großes Heer nicht Stunden, sondern Tage zuvor angesetzt. Die Umgehung war ihm gelungen, der Feind vernichtet worden. Hier an der Alle hatten in den ersten Februartagen die Verhältnisse wenn möglich noch günstiger gelegen. Er konnte seine Absicht, zu „umgehen", „abzuschneiden", „zuvorzukommen", „zu vernichten" vollständig ausführen. Um aber zu umgehen, muß man, wie er selbst gesagt hat, „zuerst den Sieg sichern". Er hätte bei seiner Überlegenheit des Sieges sicher sein können. Er war es aber nicht, weil ihm allmählich drei seiner Korps abhanden gekommen waren. Von den drei ihm verbliebenen zogen zwei dem Feinde nach, nur eins blieb für „das Abschneiden" übrig. Am Morgen des 8. Februar hätte er aber alles durch ein friderizianisches Manöver wieder gut machen können. Seine Armee war für eine solche Bewegung nicht mehr zu groß. Napoleon hat aber die Schlacht bei Leuthen bewundert, nicht sie nachzuahmen, auch nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen vermocht.

Die französische Armee marschierte auf mit zwei Divisionen Soult unmittelbar nordöstlich und östlich von Pr. Eylau auf beiden Seiten der Königsberger Straße die Garde hinter der Windmühlenhöhe. Weiter rechts längs der Straße nach Bartenstein das Korps Augereau und die dritte Division Soults unter St. Hilaire. Kavallerie rückte auf beide Flügel und hinter die Front. Davout sollte über Mollwitten in Richtung auf Serpallen gegen die linke feindliche Flanke vorgehen. Bei seiner Annäherung wichen Baggowut und Barclay planmäßig nach den Kreegebergen und

Kl. Sausgarten zu aus. Von einem Flankenangriffe war vorläufig nicht mehr die Rede. Die feindliche Front, die sich von der Walkmühle bis Kl. Sausgarten ausdehnte, mußte angegriffen werden von Friant gegen Kl. Sausgarten, Morand gegen die Kreegeberge, St. Hilaire und Augereau links davon von ihren Aufstellungen aus. Soult mit seinen zwei Divisionen bei Pr. Eylau sollte den Angriff nicht mitmachen — nur den gegenüberstehenden Feind beschäftigen, weil er bei einem Vorgehen eine Umfassung seines linken Flügels zu befürchten hatte, weil hier die Unterstützung Neys abgewartet werden sollte, und weil eine allgemeine Linksschwenkung beabsichtigt war, um den Feind von Friedland und Allenburg abzudrängen. Der Angriff der übrigen fünf Divisionen erfolgte weder dem Raum noch der Zeit nach gleichmäßig. Zuerst, wie es scheint, ging Augereau gegen die weit überragende Front vor. Das Glück schien zunächst den Marschall zu begünstigen. Gedeckt durch dichtes Schneegestöber rückte er vor. Vielleicht, daß er ungesehen und überraschend in die feindlichen Batterien eingedrungen wäre. Aber der Wind wehte die Schneewolke hinweg und die bleiche Februarsonne beschien auf dreihundert Schritte die dichten und tiefen französischen Massen, die sich mühsam gegen Schnee und Wind herangekämpft hatten. Auf wirksamste Entfernung schlug von der großen russischen Batterie Kartätschlage auf Kartätschlage, Salve auf Salve den erschöpften französischen Kolonnen entgegen. Keine Kugel konnte fehl gehen. Die wehrlosen Reihen wurden erbarmungslos niedergemäht. Nichts blieb übrig, wie eiligst zurückzugehen. Russische Kavallerie, gefolgt von Infanterie stürmte nach. Die Flüchtigen wurden eingeholt und niedergehauen. Im Augenblick der höchsten Not warf sich Murat mit sechs Kavallerie-Divisionen der Flut der Verfolger entgegen. Ein wirrer Kampf entstand. Französische Infanterie und Kavallerie, russische Infanterie und Kavallerie durcheinander. Kaum eine Leitung und Führung. Von beiden Seiten drängen die einen nach vorwärts, die anderen suchen zu entkommen. Einzelne französische Schwadronen dringen durch bis zum dritten Treffen, werden erst dort niedergemacht. Russische Kavallerie jagt gegen den Windmühlenberg, wo Napoleon hält. An den Salven eines Gardebataillons bricht sich der tollkühne Angriff.

Augereaus Korps ist vernichtet. Nur mit Mühe wird es hinter der Bartensteiner Straße gesammelt, die Ordnung einigermaßen hergestellt. Zum Angriff ist es gar nicht, zur Verteidigung kaum noch fähig. Nicht viel besser erging es der Division St. Hilaire. Nur scheint sie nicht verfolgt worden zu sein. Auch sie mußte, zu weiterer Verwendung unfähig, hinter die Bartensteiner Straße zurückgenommen werden.

Morand, vorsichtiger wie Augereau und St. Hilaire, kommt gegen die Kreegeberge nicht vorwärts.

Nach einer Kanonade von fünf Stunden erinnern sich die Russen des Wortes ihres Nationalhelden Suwarow: „Die Kugel ist eine Törin, das Bajonett ist ein ganzer Mann." Sie steigen in Massen von der Höhe herab. Der ganze Mann

scheitert an der Törin, der Kugel. Die Massen werden zusammengeschossen, weichen, französische Infanterie folgt, russische Kavallerie geht ihr entgegen, drängt sie wieder zurück. Aber die russische Widerstandskraft ist erschüttert. Als Gudin herankommt, den Feind bei Kl. Sausgarten rechts umfaßt, erst Friant, dann Morand vorgehen, geben die Russen die Kreegeberge auf. Morand besetzt sie. Artillerie wird hinaufgebracht. Die russische Mitte westlich der Linie Serpallen—Auklappen war seit der Abweisung der Angriffe Augereaus und St. Hilaires untätig geblieben, nur mit der Ordnung ihrer Verbände beschäftigt. Bei der sehr bedeutenden Tiefe ihrer Aufstellung wären Reserven in genügender Menge verfügbar gewesen, um den linken Flügel zu unterstützen, die Umfassung Gudins unmöglich zu machen. Jetzt, nachdem Morand die Kreegeberge genommen hat, muß sie ebenso wie der linke Flügel allmählich nach Norden schwenkend zurückgehen. Der rechte Flügel aber bleibt Soult gegenüber stehen. Morand vermag indes nicht, seinen Erfolg auszunutzen. Er hat nahezu die Hälfte seines Bestandes verloren, kann sich höchstens behaupten, nicht vorgehen.

Nur die Divisionen Friant und Gudin sind übrig. Sie drücken schwache russische Truppen, immer umfassend, immer nach rechts sich ausdehnend, in langer dünner Linie bis Auklappen und Kutschitten zurück. Nachdem sie diese Ortschaften mit vieler Mühe genommen, ist ihre Kraft erschöpft. An und für sich schwach, auf große Breite ausgedehnt, besitzen sie nach starken Verlusten nicht mehr den Halt und Zusammenhang, der sie zu neuen Unternehmungen befähigt hätte. Obgleich sie im Rücken der Masse der russischen Armee stehen, sind sie nicht imstande, sich gegen diese zu wenden. Sie werden noch immer von den, wenn auch zurückgedrängten feindlichen Kräften ihnen gegenüber festgehalten. Die russische Schlachtlinie bildet einen Winkel. Der rechte Flügel von der Walkmühle bis über die Straße Pr. Eylau—Lampasch hinüber befindet sich im Artilleriekampfe gegen die zwei Divisionen Soult und die Garde. Die Russen sind hier fast unberührt, fast ohne Verluste. Die Franzosen leiden empfindlich durch das feindliche Artilleriefeuer. Sie greifen aber nicht an, weil sie wissen, daß ihr Schicksal demjenigen Augereaus gleichen würde. Die Mitte und der linke Flügel der Russen stehen ungefähr senkrecht zu dem rechten Flügel und dehnen sich von westlich der Kreegeberge über Auklappen nach Kutschitten aus. Ihnen gegenüber ist der Angriff der drei erschöpften Divisionen Davouts zum Stillstand gekommen. Aus sich heraus kann keiner der beiden Gegner die Entscheidung bringen. Die Franzosen hoffen auf das Herankommen Neys, die Russen auf dasjenige der Preußen.

Diese brachen am 8. Februar früh infolge eines ihnen zugegangenen Befehls von Rositten und Hussehnen auf, um über Wackern, Schlauthienen, Althof zu erreichen. Die Spitze einer Kolonne Neys, die über Bornehnen auf Schlauthienen vorging, bewog L'Estocq, über Pompicken und Leißen auszubiegen. Die nach Gewohnheit weit zurückgebliebene Arrieregarde konnte dem Gros nicht folgen, da sich die Spitze einer zweiten französischen Kolonne von Skerwitten her zeigte und zog sich

Skizze 11.

auf Kreuzburg zurück. Ney, der den Befehl hatte, ebendorthin zu marschieren, um die Preußen gänzlich von den Russen zu trennen, folgte der Arrieregarde, ließ das Gros als etwas Nebensächliches seine Wege ziehen, nur eine Brigade dagegen stehen. So hätte wenigstens L'Estocqs volles Gros nach Althof gelangen können. Aber die preußische Detaschierungssucht war zu groß: Nach Absendung von einzelnen Halbbataillonen, Kompagnien, Schwadronen hierhin und dorthin zuletzt noch nach Zurücklassung von sechs Kompagnien bei Drangsitten, wo eine Brücke über einen zugefrorenen Bach führte, war das Gros arg zusammengeschmolzen. Von 25½ Bataillonen, 55 Schwadronen, 6 reitenden, 2 12pfündigen Batterien bei Beginn des Feldzuges und von 16½ Bataillonen, 35 Schwadronen, 4 reitenden, 2 12pfündigen Batterien am Morgen des 8. Februar langten mit dem General L'Estocq nur 8 Bataillone, darunter 3 russische, 28 Schwadronen, 2 reitende Batterien, in Althof an.

Seit dem 9. Oktober, dem Unglückstage von Schleiz, war, abgesehen von Blüchers Zug nach Lübeck, vor jeder Schlacht, vor jedem Gefecht, vor jedem Zusammenstoß mit dem Feinde der denkbar unzweckmäßigste Plan entworfen und ein Entschluß gefaßt worden, der unmöglich zu einem glücklichen Ende führen konnte. Jetzt am 8. Februar, nach vier Monaten, als endlich eine einfache Überlegung, ein natürlicher Blick die Truppe leiten sollte, waren von der großen schönen, berühmten preußischen Armee nur 5 Bataillone,*) 28 Schwadronen, 2 Batterien übrig geblieben.

Skizze 12.

Dieser Rest war noch nicht lange bei Althof aufmarschiert, als er den Befehl bekam, den linken Flügel der russischen Armee zu unterstützen. Über Schmoditten nahm L'Estocq die Richtung auf Kutschitten. Endlich wurde mit dem Detaschierungssystem gebrochen. Allen Forderungen russischer Generale hier oder dort Unterstützung zu leisten, wurde mannhaft Widerstand geleistet. Mit allen acht (darunter 3 russischen) Bataillonen kam der General vor Kutschitten an. Nach kurzer Vorbereitung durch Artillerie gehen 7 Bataillone, „ohne einen Schuß aus dem kleinen Gewehr zu tun", vor. Mit dem Bajonett werden drei französische Bataillone aus dem Dorfe geworfen, jenseits von den Towarczys**) angegriffen, zersprengt, gefangen genommen. Ein Adler wird erobert, drei russische Geschütze wieder genommen. Südlich Kutschitten marschiert die gesamte Infanterie in einem Treffen auf, nimmt die Front gegen das vom Feinde besetzte Birkenwäldchen. Mit den Towarczys auf dem linken Flügel, mit der übrigen Kavallerie im zweiten Treffen, wird vorgerückt, nach kurzem, aber heftigem Feuergefecht das Birkenwäldchen ge-

*) Grenadier-Bataillon Fabeck, jetzt Füsilier-Bataillon Alexander, 2 Bataillone Schöning, jetzt Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm I., 2 Bataillone Brünneck, jetzt Grenadier-Regiment Kronprinz.

**) Am 26. 7. 1807 in Ulanen umgewandelt. Jetzt Ulanen-Regimenter 1 und 2.

wommen, bis an den südlichen Rand vorgedrungen. Die einbrechende Dunkelheit, die Erschöpfung der Truppen, verhindern ein weiteres Vordringen.

Auch die Russen nördlich Auklappen waren, durch Artillerie verstärkt, vorgegangen. Die Franzosen, in der Front angegriffen, in der rechten Flanke von den Preußen umfaßt, gingen eiligst zurück. Nicht weiter verfolgt, behauptet sich Davout mit seinen drei sehr geschwächten Divisionen auf den Kreegebergen und bei Kl. Sausgarten.

Die russisch-preußische Armee bildete noch immer einen Winkel. Auf der Grundlinie Walkmühle-Südostspitze des Birkenwäldchens war ein Dreieck aufgebaut, dessen Spitze sich nur ungefähr annehmen läßt.

Nach dem preußischen Erfolg wurde im russischen Hauptquartier die Möglichkeit erwogen, mit dem rechten, unberührten Flügel die Franzosen bei Pr. Eylau zu überfallen, so den Sieg zu vervollständigen. Da wurde heftiges Feuer nahe dem rechten Flügel gehört.

Ney war am späten Abend wenigstens mit einer Brigade herangekommen. Die wohlweislich bei Drangsitten zurückgelassenen sechs preußischen Kompagnien hatten diese Überlegenheit nicht aufhalten können, waren über Althof und Schloditten bis über die Königsberger Straße zurückgewichen. Mit Truppen des russischen rechten Flügels wurde die französische Brigade, die sich in Schloditten festgesetzt hatte, nach Althof zurückgeworfen.

Den Russen waren am Abend auf beiden Flügeln Erfolge zuteil geworden. Die Franzosen hatten aber nicht nur das Schlachtfeld behauptet, sondern sich auch einen Teil der im Laufe des Tages errungenen Vorteile nicht entreißen lassen. Ihre Lage war noch immer die günstigere. Um eine Entscheidung zu bringen, war eine neue Schlacht erforderlich. Ob der eine wie der andere Gegner das Wagnis einer solchen auf sich zu nehmen vermochte, erschien zweifelhaft.

Die Franzosen sahen auf einen langen Feldzug voll außergewöhnlicher Anstrengungen und Entbehrungen zurück. Schon seit Monaten hatte die Sehnsucht nach Winterquartieren bei Mannschaften wie Führern alle anderen Rücksichten überwogen. Der Feind wollte ihnen aber keine Ruhe gönnen. Widerwillig, nur gezwungen, hatten sie den Kampf wieder aufgenommen. Die Anstrengungen und Entbehrungen, denen sie sich von neuem unterziehen mußten, überboten fast noch die früheren. Fünf Tage lang hinter dem Feinde herziehend, kamen sie in einen Landstrich, in dem alle Nahrungsmittel bis auf die letzten vertilgt, die meisten Häuser und Hütten eingeäschert waren. Sie fanden nichts für ihre Ernährung, ihre Erwärmung, ihre Ruhe. Wenig hatte nachgeführt werden können. Die Pferde, welche die Geschütze nicht mehr fortschleppen, die Reiter nicht mehr tragen konnten, mußten zur Stillung des Hungers dienen. Im Zustand annähernder Kraftlosigkeit wurden die Truppen gegen den Feind geführt. Die Verluste an einem der blutigsten Tage des Jahrhunderts waren ungeheure gewesen. Es war nicht anzunehmen, daß eine

Nacht, voll Hunger und Frost unter dem Grauen und Schrecken eines Schlachtfeldes zugebracht, die gesunkenen Kräfte heben würde. Selbst Napoleon glaubte nicht, mit der Armee, die ihm geblieben war, angreifen zu können. Er rechnete nur noch auf eine Verteidigung. Er wollte stehen bleiben. Für lange Zeit ging dies aber nicht. Die Armee wäre verhungert. Wenn der Feind nicht angriff, sondern ebenfalls stehen blieb, war nichts übrig, als kehrt zu machen. Ein Rückmarsch bis hinter die Weichsel wurde bereits in Aussicht genommen. Sobald man ihn antrat, war zu besorgen, daß man damit Österreich, England, Schweden das Signal gab, loszubrechen. Noch in der Nacht wurden die Diplomaten in Bewegung gesetzt. Vorzüglich sollte aufs neue versucht werden, Preußen zu einem Sonderfrieden zu bestimmen.

Die russischen Truppen waren nicht weniger erschöpft, verhungert, ermüdet wie die französischen. Auch sie hatten beträchtliche, ungewöhnliche Verluste erlitten. Auch sie konnten nicht angreifen. Der Suwarow'sche Bajonettangriff in tiefer Kolonne wäre an dem französischen Feuer zerschellt, so gut wie Augereaus Massen durch die russischen Batterien zerschmettert worden waren. Die russische Stärke lag nicht im Angriff, sondern in der Verteidigung. Bei ihr wollte man bleiben. Aber in der linken Flanke stand noch immer Davout. Sein schwacher rechter Flügel war durch den preußischen Angriff zurückgedrängt worden. Jetzt aber befand sich das französische Korps gesammelt in guter Stellung. Mit überlegenen Kräften konnte es die Preußen wieder zurückwerfen, wieder bis zur Straße nach Friedland vordringen. In der rechten Flanke war Ney jeden Augenblick zu erwarten. Bernadotte sollte herangekommen sein. Mit zwei Korps rechts, mit einem links umfaßt waren Russen und Preußen dem Untergang verfallen.

Skizzen 9 u. 11.

Welche Vorstellungen auch seine Umgebung dagegen machte, Benningsen blieb dabei, das Schlachtfeld aufzugeben. Früher hatte er für einen Rückmarsch den Weg über Friedland, Allenburg, Wehlau, Tilsit einschlagen wollen. Dieser mochte der zweckmäßigste für einen General sein, welcher der Schlacht auszuweichen bestrebt oder den Rückzug anzutreten gezwungen war. Benningsen wollte aber weder einer Schlacht ausweichen, noch einen Rückzug antreten. Er war nicht besiegt, sondern fühlte sich als Sieger, wenn er auch weder zu verfolgen, noch anzugreifen vermochte. Nur als Verteidiger war er imstande, einer neuen Entscheidung entgegenzusehen, und für die kommende Verteidigungsschlacht wollte er sich eine bessere und günstigere Stellung sichern, als er augenblicklich inne hatte. Deshalb wählte er den früher verschmähten Weg nach Königsberg. Bereits um 11 Uhr abends wurde der Marsch angetreten, langsam und allmählich während der nächsten Tage über Mühlhausen und Wittenberg bis Schönfließ fortgesetzt, vor den Toren von Königsberg eine Stellung bezogen, die mit dem rechten Flügel über Ponarth, mit dem linken über Neuendorf durch Pregel und Niederung in den Flanken gesichert zu sein schien.

Erst am Abend des 9. wurde Napoleon der Abzug des Feindes bekannt. Murat mußte am 10. folgen. Hinter ihm breitete sich die Armee, zu der nun Ney und Bernadotte stießen, aus, rückte langsam vor, machte dann in ziemlicher Entfernung vom Feinde halt.

Napoleon war wieder in den Besitz der Überlegenheit gekommen, die ihm bei Pr. Eylau den Sieg verschafft hätte, jetzt nichts mehr nützte. Welche Mängel auch immer die russische Stellung nach der Ansicht der Geschichtschreiber haben mochte, Napoleon wagte trotz seiner Überlegenheit nicht, sie anzugreifen. Er konnte auch nicht lange vor ihr stehen bleiben. Er wie seine Truppen verlangten nach Ruhe, nach neuen Kräften, nach Brot wie nach Munition. Vor Königsberg konnten sie das nicht finden.

Sobald die Verwundeten von Pr. Eylau geborgen, alles, was als Trophäe gedeutet werden konnte, vom Schlachtfelde entfernt worden war, trat die französische Armee am 17. Februar den Rückmarsch an. Wie im reinsten Positionskriege konnte Benningsen sich doch schließlich rühmen, den Feind durch seine Stellung zum Rückzuge gezwungen zu haben.

L'Estocq hatte in der Nacht vom 8. zum 9. den Russen als Arrieregarde folgen sollen. Dem ausdrücklichen Befehle zuwider marschierte er aber am 9. früh über Friedland nach Allenburg, „um auf diese Weise der russischen Armee die Verbindung mit der Heimat zu erhalten und ihr schlimmstenfalls den Rückzug dahin zu sichern." Es war schwer, einen Entschluß zu fassen, welcher der Lage der Dinge weniger entsprach. Wenn die Russen sich auf Tilsit zurückzogen, so war der Krieg wahrscheinlich damit beendigt, Preußen verloren. Es kam jetzt nicht darauf an, dem einzigen Bundesgenossen, den man hatte, den Weg vom Kriegsschauplatze zu ebnen, sondern ihn durch alle denkbaren Mittel zum weiteren Kampfe festzuhalten. Durch die Schlacht von Pr. Eylau war erreicht worden, oder mußte erreicht werden, daß Napoleon nicht weiter vordrang und wieder umkehrte. Das war immer eine Art Sieg und mit Hilfe dieses Sieges mußten Österreich, England und Schweden bestimmt werden, die Waffen zu ergreifen. Alle zurückgebliebenen Kräfte mußten herangezogen, alles aufgeboten werden, um den halben zu einem ganzen Erfolg, um den Scheinsieg zu einem vollen Sieg umzuwandeln.

L'Estocq konnte in dem entfernten Allenburg nicht das mindeste zu einem Erfolge beitragen. Napoleon war nicht imstande, eine so abenteuerliche Umgehung, wie es die über Allenburg gewesen wäre, vorzunehmen; und wenn er es doch getan, hätte ihn L'Estocq mit seinen acht Bataillonen nicht daran gehindert. Der preußische General wäre über den Haufen geworfen worden, hätte dem großen Gegner nur einen wohlfeilen Sieg verschafft. Für die Verbindung mit der Heimat hatte der bei Königsberg stehende Benningsen die Straße über Labiau, Gr. Skaisgirren, Tilsit hinter sich.

Zahlreiche Kosaken standen ihm zu Gebote, um die entkräftete französische Kavallerie von dieser Straße fernzuhalten. Zu ihrer weiteren Sicherung konnten acht Bataillone, an einer Stelle der Alle aufgestellt, nichts beitragen. L'Estocq gehörte nicht nach Allenburg, sondern nach Königsberg. Dort konnte er den Widerstand im Falle eines Angriffs unterstützen und dort konnte er dafür sorgen, daß die Russen nicht weiter zurückgingen. Aber freilich, die bei den Preußen tief eingewurzelte Neigung zur Trennung und Teilung wurde durch den gesonderten Marsch befriedigt.

Solange Napoleon langsam und zögernd auf Königsberg vorging und wartend dem Feinde gegenüber stand, glaubte man im preußischen Hauptquartier, daß er im Begriff sei, einen gewagten Umgehungsmarsch über Allenburg zu machen. Sobald die Nachricht von dem Rückmarsch der Franzosen einging, vermutete man den gefürchteten Kaiser in wilder Flucht, um so schnell als möglich die Weichsel zu „repassieren". „Nun sollte alles aufgeboten werden, um den Feind rastlos zu verfolgen, damit er keine Zeit gewinne, Posto zu fassen und sich wieder zu verstärken." — Der Gedanke war schön und gut. Ihn ohne Unterstützung der Russen auszuführen, reichten aber L'Estocqs Kräfte nicht aus. Nicht allzu rastlos, der Verpflegung wegen, wurde die Verfolgung ins Werk gesetzt. Die über Friedland und Bartenstein vorgehende Avantgarde stieß am 22. bei Heilsberg auf den Feind, der aber nach leichtem Gefecht auf Guttstadt abzog.

Die Franzosen waren nicht in wilder Flucht, sondern verhältnismäßig geordnet hinter die Passarge unterhalb Liebstadt und hinter die Alle oberhalb Guttstadt zurückgegangen, so daß ihre Front sich ungefähr von Neidenburg nach Braunsberg erstreckte. Eine schwache Arrieregarde war bei Heilsberg geblieben.

Es erschien den weit vorgeschobenen Preußen ratsam, dem Feinde nicht unmittelbar nachzugehen, erst die langsam folgenden Russen abzuwarten. Es blieb somit genügende Zeit, um mit Genehmigung des Oberbefehlshabers den rechten Flügel zu gewinnen, und sich dort mit den vielen, früher detaschierten Abteilungen zu vereinigen, die der General v. Plötz an der Straße Königsberg—Braunsberg gesammelt hatte.

Der Marsch über Wormditt in die Gegend von Braunsberg mußte auf dem rechten Passargeufer längs der französischen Front zurückgelegt werden. Da aber die Preußen die Franzosen auf der Flucht schon weit entfernt glaubten, wußten sie nichts von der Gefahr, in welcher sie sich befanden, und da die Franzosen ganz mit sich selbst und ihren Verlegenheiten beschäftigt waren, ahnten sie nichts von der sich ihnen bietenden Gelegenheit, dem Feinde eine derbe Lehre zu erteilen.

Nicht so gut ging es dem General v. Plötz. Er war auf der Straße, welche der Küste zunächst hinläuft, vorgegangen und hatte sich Braunsbergs mit leichter Mühe bemächtigt. Durch die Befehle seiner Vorgesetzten immer nur auf die Verfolgung des fliehenden Feindes und auf die baldige Gewinnung von Elbing und der Weichselniederung hingewiesen, ging er am 26. auf dem linken Passargeufer unvor-

Bücherei des Heeres-Archivs Wien

sichtig mit kleinen Abteilungen auf mehreren Straßen vor, wurde von Bernadottes Division Dupont angegriffen und mit erheblichem Verlust durch Braunsberg bis Heiligenbeil zurückgeworfen. Die Franzosen folgten nicht über die Stadt hinaus, räumten sogar zwei Tage darauf das rechte Ufer und brachen die Brücke ab.

Der Gedanke, über Braunsberg vorzugehen, war an und für sich ein glücklicher. Napoleon hatte geglaubt, die Russen würden bei Königsberg, womöglich hinter dem Pregel, stehen bleiben. Westlich der Alle und Passarge, vom Feinde durch einen breiten Landstrich getrennt, gedachte er ungestört in Winterquartieren der Ruhe zu pflegen, sich weit und bequem auszudehnen. Nun ging aber „cette canaille de Prussien" vor, riß die Russen mit sich fort, wollte dem Feinde die ersehnte Ruhe nicht lassen. Dies Verhalten der Preußen war durchaus der Lage entsprechend. Es war ihnen nur unmöglich, die für irgend ein Vorhaben erforderlichen Mittel auch nur annähernd zu berechnen. Was eine Aufgabe für die ganze Armee oder ihren größten Teil gewesen wäre, vermochte General v. Plötz mit einigen schwachen Bataillonen nicht auszuführen.

Napoleon glaubte aber doch, daß trotz des mißglückten Versuchs ein Angriff über die untere Passarge mit stärkeren Kräften unternommen werden könnte. Dem sah er nicht ohne Bedenken entgegen. Bei Pr. Eylau hatte sich eine Panik eines Teils der französischen Armee, besonders der „trainards" bemächtigt. Viele Flüchtlinge, darunter sogar Offiziere, strömten durch den Ruf „Kosaken kommen" immer wieder aufgeschreckt, der Weichsel zu. Auch links des Stromes zogen sie raubend und plündernd weiter gegen die Oder. Die Kommandanten von Posen und Küstrin, sogar der Gouverneur von Berlin, mußten Befehl erhalten, die Flüchtlinge einzufangen. Auch unter den verbleibenden Truppen war Disziplinlosigkeit eingerissen. Dies war nicht mehr eine Armee, mit der sich Siege erkämpfen lassen.

Im Falle des Vorgehens des Feindes über die Passarge sollte Bernadotte über Pr. Holland zunächst auf Saalfeld zurückgehen, die ganze Armee auf der „schönen Hochfläche von Osterode vereinigt werden", um dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Wie schon mancher Feldherr vor ihm, war Napoleon gegen seine Neigung, durch die Verhältnisse gezwungen, in den Positionskrieg hineingeraten. Er glaubte nur noch in guter Stellung sich verteidigen zu können.

Benningsen wäre wohl schwerlich auf diesen Plan eingegangen, hätte wohl keinesfalls die ihm angebotene Schlacht angenommen, sondern an geeigneter Stelle seinerseits eine Position bezogen. Die hätte nun wiederum Napoleon in Erinnerung an Pr. Eylau nicht angegriffen, wäre, da er, um nicht zu verhungern, nicht allzulange auf der „schönen Hochfläche von Osterode" stehen bleiben konnte, zurückgegangen. Der Rückzug hätte mit einem Übergange über die Weichsel oder, wie Napoleon sich höflicher ausdrückte, mit einer „Konzentrierung bei Thorn" geendet.

Dazu sollte es nicht kommen. Benningsen war keineswegs gesonnen, die von den

Preußen eingeleitete Verfolgung über die Passarge hinaus fortzusetzen. Langsam hatte er sich dem rechten Ufer genähert. Die Preußen wurden zwischen Haff und Mehlsack, die Russen zwischen dieser Stadt und Bischofstein untergebracht. An ihren linken Flügel rückte die Division Tolstoi (früher Sedmoratzki). Gingen die Verbündeten auch nicht weiter vor, so waren sie doch schon in dieser unmittelbaren Nähe der französischen Winterquartiere unerträglich. Napoleon war schon entschlossen, zurückzugehen, da sagte ihm ein gefangener russischer General: „Mein Kaiser glaubt, eine Armee zu haben, er hat keine." Wenn auch Napoleon selbst kaum noch eine Armee hatte, so dachte er doch, gegen einen so minderwertigen Gegner vielleicht noch etwas unternehmen zu können.

Hatte er auch eben erst eine Konzentrierung bei Thorn erwogen, so wollte er doch versuchen, wenigstens die feindlichen Vortruppen zurückzutreiben. Ney sollte am 3. März das verloren gegangene Guttstadt angreifen, Soult von Liebstadt aus über Alken auf Wormditt, Bernadotte von Spanden auf Mehlsack vorgehen, Dupont von Braunsberg aus das Unternehmen unterstützen, Davout bei Mohrungen sich in Reserve stellen.

Die unmittelbaren Ergebnisse dieser Angriffsschlacht waren gering. Ney und Soult fanden nur schwache Truppen sich gegenüber, die bereitwillig zurückgingen. Bernadotte gelang es nicht, die Passarge zu überschreiten, Dupont ging nur eine kurze Strecke von Braunsberg vor. Die Wirkung auf den Feind war dennoch bedeutend. Benningsen zog die russische Armee bei Heilsberg zusammen, L'Estocq die preußische zwischen Heiligenbeil und Peterswalde. Dieser dachte jetzt nur daran, Königsberg zu decken. Jener ließ schon „die Marschroute zur Retraite über Bartenstein, Friedland und Wehlau" ausgeben.

Die Russen waren nicht mehr zu fürchten. Auch in unmittelbarer Nähe waren sie unschädlich. Napoleon konnte ungestört hinter der Passarge und Alle bleiben. Aber von den rückgängigen Bewegungen des Feindes kam nichts zu seiner Kenntnis. Dagegen ließen ihn falsche oder übertriebene Meldungen vermuten, daß der Feind eine Umgehung des französischen rechten Flügels beabsichtige. Die polnische Brigade des Generals Zajonczek wurde nach Neidenburg, die Division Gazan des 5. Korps nach Willenberg geschickt. Davout erhielt Quartiere zwischen Dietrichswalde und Allenstein. Die übrigen Korps kehrten, nachdem die Meldungen sich als unrichtig erwiesen, in ihre Unterkunftsbezirke zurück.

Wenngleich die Russen am 8. März noch einen halben Tagemarsch (Arrieregarde Launau, Gros Heilsberg—Seeburg, Hauptquartier Bartenstein) zurückgingen, so kamen doch immer wieder Nachrichten von einer feindlichen Bewegung nach Süden in das französische Hauptquartier.

Um den Feind zur Ruhe zu bringen, hätte Napoleon gern einen Angriff aus südlicher Richtung gegen den feindlichen linken Flügel unternommen. Der Zustand

seiner Armee wie Verpflegungsschwierigkeiten verboten vorläufig die Ausführung aller solcher Pläne, ließen es vielmehr immer wieder ratsam erscheinen, das linke Weichselufer aufzusuchen. Da der Feind sich indes zu beruhigen schien, so wollte Napoleon vorläufig seine Stellungen hinter Alle und Passarge behaupten.

Die Russen dehnten sich in ihren Bezirken weiter aus. Die Arrieregarden hielten die Stellungen von Launau fest. Das Gros bezog Quartiere auf beiden Ufern der Alle bis in die Höhe von Bartenstein. Benningsen, der immer den Rückzug im Auge hatte, bestimmte Schippenbeil als allgemeinen Sammelplatz.

Der preußische Unterkunftsbezirk ließ sich ungefähr durch die Orte Heiligenbeil, Mehlsack und Zinten bezeichnen.

Gegen Mitte März trat verhältnismäßige Ruhe ein. Beide Teile waren drei Wochen lang in Erwartung eines feindlichen Angriffs gewesen. Beide waren mehr oder weniger entschlossen, sobald so etwas geschähe, zurückzugehen, und beide hatten sich allmählich von der friedlichen Gesinnung des Gegners überzeugt.

Es ist müßig zu streiten, ob am 8. Februar Napoleon oder Benningsen gesiegt hat. Bei Pr. Eylau gab es keinen Sieger. Es gab nur zwei Besiegte. Nicht viel fehlte, so wäre der eine von ihnen nach Wehlau, der andere nach Thorn zurückgegangen. Das war jedoch nicht nötig. Die Ohnmacht beider gestattete ein Verbleiben in unmittelbarer Nachbarschaft.

Die gewonnene Ruhe mußte benutzt werden um die größten Anstrengungen zu machen. Die Armee wieder zu kräftigen und nach Möglichkeit zu verstärken war die nächste dringende Aufgabe des französischen, russischen und preußischen Hauptquartiers. Napoleon widmete sich dieser Aufgabe schon seit dem 9. Februar mit dem ganzen Eifer, der Tatkraft und der Umsicht, welche ihn auszeichneten und durch die übeln Erfahrungen der letzten Monate noch verschärft und gehoben waren.

Bei den Preußen geschah zur Ausfüllung der gelichteten Reihen, Neuaufstellung von Reserve-Bataillonen usw. aber nichts Außerordentliches, nur das Notdürftige, nicht so viel, als die Lage doch dringend erfordert hätte. Der Druck war noch bei weitem nicht stark genug gewesen, um die preußische Spannkraft frei zu machen.

Die Mängel, die Schäden, die Verderbtheit der russischen Verwaltung ließen nicht zu, daß die unerschöpflichen Hilfsquellen des gewaltigen Reiches erschlossen wurden. Einige tausend schlecht ausgebildete Rekruten wurden eingestellt. Etwas zahlreicher waren die Marodeure, die von Kosaken aufgebracht, mit der Knute nach Gebühr bearbeitet, wieder in Reih und Glied traten. Die Division Tolstoi war schon bald nach Pr. Eylau herangezogen worden. Etwas später traf die Garde aus Petersburg ein. Damit schien, wieviel auch Kaiser Alexander und Benningsen von den zu erwartenden „Renforts“ sprachen, die russische Leistungsfähigkeit erschöpft zu sein.

Da man doch nicht in absehbarer Zeit weitere namhafte Kräfte heranziehen konnte

oder wollte, so wäre es geboten gewesen, schnell alles Verfügbare zusammenzunehmen und Napoleon anzugreifen, bevor dieser sich wieder zu erholen und von den entlegensten Grenzen seines Reiches Truppen auf Truppen heranzuziehen vermochte. Das Gegenteil geschah. Man ließ dem Gegner soviel Zeit für seine Rüstungen, als er irgend beanspruchen wollte, und man war sogar noch bemüht, von den nicht ausreichenden Streitkräften möglichst viele für Nebenzwecke zu beseitigen. Der General v. Essen mit seinen beiden Divisionen sollte nach wie vor einen unfruchtbaren Feldzug am Narew führen. Blücher, mit Mühe gegen den französischen General Viktor ausgewechselt, erhielt den Befehl über ein Korps, das von Schwedisch Pommern aus zu „operieren" hatte. Vor allem sollte Danzig verteidigt werden.

Der Besitz dieses Waffenplatzes war für Napoleon von Wichtigkeit. Er deckte seine linke Flanke gegen eine feindliche Landung. Der Hafen konnte ihm freilich nicht viel nützen, denn die englische und die schwedische Flotte beherrschten die Ostsee und hätten französische Zufuhr abgeschnitten. Aber die Vorräte der Stadt waren sehr bedeutend und konnten ebenso wie diejenigen der Weichselniederung zur Ernährung der Armee lange Zeit wesentlich beitragen. Die Etappenstraßen ließen sich, wenn sie von Danzig aus nicht bedroht wurden, über Marienburg und Marienwerder, anstatt über Warschau und Thorn legen. Das waren wünschenswerte, aber nicht unumgänglich notwendige Vorteile, zu deren Gewinnung den ganzen Apparat einer förmlichen Belagerung in Bewegung zu setzen gelohnt hätte. Wichtiger war, daß eine Belagerung und Einnahme dieser großen, aber schlecht unterhaltenen Festung Napoleon über die lange Unterbrechung hinweghalf, die er in seiner Kriegführung eintreten lassen mußte. Nach Pr. Eylau mußte er sich bald eines Erfolges rühmen können, um seine Stellung in Europa zu bewahren, seine offenen und heimlichen Feinde in heilsamem Schrecken zu erhalten. Er hatte gehofft, innerhalb vierzehn Tagen das westpreußische Bollwerk bewältigen zu können. Diese Erwartung wurde getäuscht. Da aber die Belagerung stetig vorwärts schritt, manche kleine Erfolge mit sich brachte, so genügte sie, Europa zu beschäftigen und gewährte dem Kaiser um so reichlichere Zeit, seine Rüstungen zu vollenden.

Auf der anderen Seite nahm die Verteidigung von Danzig die Verbündeten in Anspruch und zersplitterte ihre Kräfte. Die Besatzung mußte verstärkt, die Verbindung von Pillau über die Nehrung durch Abteilungen unterhalten, Entsatzversuche unternommen werden.

Es gab aber nur ein Mittel, Danzig zu entsetzen und zu verteidigen: mit der gesamten russisch-preußischen Armee ohne alle Detaschierungen Napoleon anzugreifen. Vor diesem Mittel schreckte aber Benningsen zurück. Er fühlte weder in sich noch in seiner Armee die Kraft und das Vertrauen, einen solchen Waffengang zu unternehmen. „Nur das Gefühl der Pflicht für Kaiser und Vaterland, der eisenfeste Mut unserer Armee, mit welcher ich es auch gegen Napoleon und seine große Überzahl

aufzunehmen wage, wenn er mich in einer gewählten Position angreift, hält mich in meinem schwierigen Verhältnis aufrecht und gibt mir selbst die Hoffnung, unser Vaterland so lange verteidigungsweise schützen zu können, bis die Operationen der anderen Mächte uns die Möglichkeit gestatten werden, offensiv auf der betretenen Sieges- und Ehrenbahn vorzuschreiten." Da Bennigsen nach diesen seinen Worten nicht angreifen wollte, so mußte er das Vorgehen seines Gegners abwarten, und dieser ging nicht eher vor, als bis Danzig gefallen, Russen und Preußen um 25 000 Mann geschwächt waren und er seine eigene Armee auf fast das Doppelte der feindlichen gebracht hatte. Es war nicht unnatürlich, daß bei dieser Lage der Dinge Bennigsen auf „die Operationen der anderen Mächte" hoffte. Auch Kaiser Alexander, der mit dem König in Bartenstein eingetroffen war, fing an zu glauben, daß mit einem noch so bündigen Ukas Bennigsen nicht zu dauernden Siegen, Napoleon nicht zum Rückzug über den Rhein zu bringen sein werde. Ebenso hatte auf der anderen Seite Napoleon sich während des polnisch-preußischen Feldzuges und zumal nach Pr. Eylau überzeugt, daß er, allein auf sich gestellt, ganz Europa nicht besiegen würde, daß zur endgültigen Unterwerfung Rußlands er der Hilfe Preußens und Österreichs, zur Unterwerfung dieser Mächte des Beistandes des Zaren bedürfen würde, oder, wie seine eigenen Worte lauten: „La tranquillité de l'Europe ne sera stabile que lorsque la France et l'Autriche ou la France et la Russie marcheront ensemble."

In der Verlegenheit der Nacht vom 8. zum 9. Februar hatte Napoleon sich zuerst an Preußen gewandt, wiederum versucht, diese von ihm so gehaßte Macht zu einem Frieden zu bewegen. König Friedrich Wilhelm hielt jedoch daran fest, daß ein Sonderfrieden eine Verletzung der Bundestreue sein und ihn rettungslos den Händen des neuen Verbündeten überliefern würde, daß der Kampf, solange eine Möglichkeit vorhanden, fortgesetzt werden müßte. Einen gemeinschaftlichen Frieden aber, dem der König sich wohl hätte fügen müssen, verschmähten sowohl Alexander wie Napoleon. Erst mußte das Schwert entgültig entscheiden, wer der Sieger, wer der Besiegte sei.

Alle drei Mächte hatten sich aber um die Bundesgenossenschaft Österreichs bemüht. Wie wenig beliebt auch der deutsche Nebenbuhler in der Hofburg war, mit welcher innigen Freude man auch dort die Nachricht von Jena aufgenommen hatte, so war doch die Notwendigkeit eines Preußens durch die späteren Ereignisse erwiesen worden. Wenn die französische Herrschaft sich nicht nur über die Elbe, sondern auch über die Oder und die untere Weichsel ausdehnen sollte, so war an ein Fortbestehen des alten Kaiserstaates nicht mehr zu denken. Von zwei Seiten vollständig umfaßt, seiner polnischen Provinzen bald beraubt, mußte er schließlich unterliegen. Die Erhaltung Preußens lag im eigensten Interesse Österreichs. Das schon oft von Napoleon erprobte Mittel, diejenigen, welche er zu gewinnen

oder zu verderben wünschte, durch das großmütige Geschenk fremden Eigentums sich zu Freunden zu machen, wollte daher bei Kaiser Franz nicht verfangen. Alle verführerischen Anerbietungen eines Teils von Schlesien oder des gesamten Schlesiens wurden abgewiesen. Im Gegenteil, die österreichische Regierung glaubte, nach Pr. Eylau doch an ein tätiges Einschreiten zugunsten der Verbündeten denken zu müssen. Der leitende Minister Graf Stadion trat mit Entschiedenheit dafür ein. Erzherzog Karl war indes dagegen. Erst in drei Wochen würde man 40 000, in sechs Wochen 100 000 Mann zusammenziehen können, denen es aber „an Vorräten und Pferden", besonders aber „an moralischer und physischer Selbständigkeit" gebrechen würde, so, „daß ein einziger Schlag die neue Schöpfung zertrümmert haben würde". Es zeigte sich bald, daß weder die eine noch die andere Partei von Österreich etwas zu fürchten oder zu hoffen habe.

Mit Schweden dagegen kam man bald zu einem Abkommen. Freilich wollte diese Macht nicht unterstützen, sondern unterstützt werden. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß Preußen, welches zur Entscheidungsschlacht nur fünf Bataillone hatte heranbringen können, nun 5000, ja später 10 000 bis 15 000 Mann für eine Landung auf Rügen und für eine Vereinigung mit der schwedischen Armee zusagte. Napoleon, der von diesem Plan hörte, wollte an ihn nicht glauben: „Die Landung der Russen und Preußen in Stralsund ist ein Märchen. Sie haben wohl etwas anderes zu tun, als Truppen nach Stralsund zu schicken."

Noch befremdender war das, was in Bartenstein, wohin dem Kaiser und dem König Staatsmänner und Diplomaten gefolgt waren, mit dem englischen Gesandten verhandelt wurde. Seine Regierung hatte auf Aufforderung Rußlands die Absendung eines Truppenkorps in Erwägung gezogen. Man beriet über den Ort der Landung. Mehrere Stimmen waren für Stralsund, von wo sich die Engländer der schwedisch-preußischen „Diversion" anschließen konnten. Einem Strategen war Stralsund von der Passarge noch nicht entfernt genug. Erst links der Elbe gedachte er, die englische Flotte vor Anker gehen zu lassen. Niemand wollte sich so beschränkt zeigen, so sehr mit den strategischen Feinheiten unbekannt erscheinen, daß er Pillau als Landungsplatz vorgeschlagen hätte. Das englische Truppenkorps einfach mit der preußisch-russischen Armee zu vereinigen, mit Russen, Preußen, Engländern, Schweden zusammen den „Thronräuber" niederzuschlagen, wäre die plumpe Tat eines Ignoranten gewesen. Den angekränkelten Geistern, die in Bartenstein am grünen Tisch tagten, erschien es als Nebensache, Mittel für die Durchführung eines Verzweiflungskampfes zu beschaffen. Hauptsache blieb, was später geschehen sollte, wie die deutschen Angelegenheiten zu ordnen, die französischen Grenzen zu bestimmen, dieser und jener zu entschädigen, das Fell des Löwen zu teilen sein würde. Daß nur Preußen, welches doch unmittelbar am Abgrunde stand, sich nicht einfallen lasse, selbständige Eroberungen zu machen, war die Sorge.

So viel ging aus den Verhandlungen in Bartenstein hervor: König Friedrich Wilhelm war unter jeder Bedingung entschlossen, sich nicht dem Todfeinde zu ergeben, sondern dem Kaiser Alexander die Bundestreue zu halten. Dieser hatte allerdings einen Teil des alten Selbstbewußtseins und der alten Zuversicht verloren, fühlte sich aber noch nicht so weit gebeugt, um den Kampf mit dem Nebenbuhler aufzugeben. Ebensowenig wollte Napoleon es bei den bisher gefallenen unbestimmten Entscheidungen bewenden lassen. Um sich mit dem großen Ostreiche auseinanderzusetzen, bedurfte er eines klaren, zweifellosen Sieges. Ein neuer Feldzug war unvermeidlich. Auf ein wirksames Eingreifen anderer Mächte konnten dabei weder Rußland und Preußen, noch Frankreich rechnen. Der Kampf mußte zwischen den bisherigen Gegnern ausgetragen werden.

Graf Schlieffen,
Generaloberst.

Über die Verwendbarkeit europäischer Truppen in tropischen Kolonien vom gesundheitlichen Standpunkte.

Einleitung.

Der Aufstand 1905 in Deutsch-Ostafrika war der Anlaß zur Herausssendung weißer Marinetruppen in die Tropen.

Es war im Sommer 1905, der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika noch im vollen Gange, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel aus Deutsch-Ostafrika Nachrichten von einer aufständischen Bewegung der Eingeborenen in Deutschland eintrafen.

Die Eingeborenenunruhen erschienen um so ernster, als sie in unmittelbarer Nähe der Küste mit ihren militärischen Machtmitteln, ja gewissermaßen unter der Mündung der Kanonen von Kilwa und Lindi ihren Anfang nahmen, mit der Schnelligkeit eines Steppenbrandes auf die benachbarten Gebiete übergriffen und in der Ermordung des Bischof Spiß und seiner Begleiter sowie der Vernichtung der kleinen Station Liwale keinen Zweifel darüber ließen, daß Leben und Existenz der deutschen Kolonisten schwer gefährdet waren. Auf den direkt bedrohten Stationen des Südens Kilwa und Lindi brach eine förmliche Panik aus, und selbst in dem eleganten Daressalam bildeten sich in aller Eile bewaffnete Bürgermilizen, da man fürchtete, daß die an der Küste zur Verfügung stehende farbige Schutztruppe nicht zuverlässig und stark genug sein würde, um mit Erfolg Leben und Besitz der Europäer zu schützen.

Auch an zentraler Stelle in Berlin hegte man wohl die ernste Sorge, in den ostafrikanischen Unruhen den Beginn eines zweiten großen Kolonialkrieges vor sich zu haben und traf rasch entschlossen die in der Kürze möglichen Maßnahmen: Die ostafrikanische Station wurde von der Marine mit drei kleinen Kreuzern besetzt, ein verstärktes Landungskorps übernahm den Schutz der wichtigen Stationen der Küste und machte so die dort garnisonierende farbige Besatzung für den Expeditionsdienst im Innern frei. Gleichzeitig aber wurde ein aus der heimischen Marine-Infanterie formiertes Detachement auf dem kürzesten Wege in das Aufstandsgebiet geschickt.

Dem unserer kolonial-militärischen Organisation ferner stehenden Beobachter wird diese Entsendung einer geschlossenen weißen Truppe in eine tropische Kolonie

als etwas ganz Selbstverständliches erschienen sein. In Wirklichkeit aber handelte es sich dabei um einen Schritt von einschneidender Bedeutung. Denn während seit der Wißmannschen Zeit der Grundsatz, in unseren tropischen Kolonien ausschließlich farbige Truppen, allerdings mit weißer Chargenbesetzung, zu verwenden, Geltung hatte und auch bisher für fast alle militärischen Zwecke genügte, ist von Deutschland mit der Entsendung einer geschlossenen weißen Truppe in eine tropische Kolonie zum erstenmal der Versuch gemacht, dem Beispiel Englands und Frankreichs zu folgen, die bereits seit langem weiße Truppen in ihren tropischen Besitzungen verwenden.

Die Aufgabe der folgenden Abschnitte soll es sein, zu untersuchen:

Die Verwendbarkeit europäischer Truppen in den Tropen ist eine Frage der tropischen Gesundheitslehre.

Welcher Art sind die Schwierigkeiten, die sich bei der Verwendung weißer Soldaten in den Tropen ergeben?

Und weiter: Sind wir imstande, eine weiße Truppe erfolgreich gegen diese Gefahren zu schützen, und welche Mittel stehen uns hierfür zur Verfügung.

Wir werden sehr bald sehen, daß diese Gefahren in erster Linie, ja fast ausschließlich, in gesundheitlicher Richtung, bedingt durch Klima und tropische Krankheiten, liegen. Wenn aber der Versuch, der angeregten militärischen Frage kritisch näher zu treten von einem Sanitätsoffizier unternommen wird, so mag als Erklärung hierfür das Wort des französischen Generals Dodds gelten: „Eine geeignete Hygiene ist nach meiner Meinung das ganze Geheimnis der tropischen Kriegführung." Wie treffend General Dodds mit diesem Wort den Angelpunkt der ganzen Frage kennzeichnet, werden die folgenden Ausführungen zeigen.

I. Allgemeine Betrachtungen über Zusammensetzung und Bewertung einer Kolonialtruppe.

Bevor ich auf die eigentliche hygienisch-ärztliche Seite unseres Themas eingehe, will ich zunächst zum besseren Verständnis des Folgenden, unter gleichzeitiger flüchtiger Streifung der entsprechenden englischen und französischen Verhältnisse mit wenigen Worten die rein militärische Seite berühren.

Englands Kolonialarmee.

Werfen wir einen kurzen vergleichenden Blick auf Englands militärische Machtentwicklung in seinen Kolonien, so dürfen wir zweierlei nicht außer acht lassen.

Erstens stellt die Erhaltung und Sicherung des kolonialen Besitzes für England in einem noch viel höheren Maße eine Lebensfrage dar, als für Deutschland; zweitens aber, und das ist für die Verwendung weißer Truppen in den tropischen Kolonien der springende Punkt, besteht die hierfür in Betracht kommende militärische Macht Englands aus einem Söldnerheer. Ein solches muß aber in dieser Beziehung ganz anders beurteilt werden, als ein Volksheer. Der Söldner wird bezahlt und geht ohne weiteres gegen entsprechend hohe Besoldung überall hin, wo seine Ver-

wendung notwendig wird. Die Ungunst des tropischen Klimas, die gesundheitlichen Gefahren, bedingt durch klimatische Krankheiten, die vielleicht in dem Lande der Verwendung endemisch herrschen, spielen für die englische Regierung nur insofern eine, allerdings sehr wesentliche Rolle, als naturgemäß der Auftraggeber ein sehr lebhaftes materielles Interesse daran hat, seine Söldnertruppen, die auch in dieser Form ein sehr kostspieliges Kriegsinstrument darstellen, möglichst vor den genannten Schädlichkeiten zu schützen und möglichst lange auch in ungesunden Ländern verwendungsfähig zu erhalten. Auf dieser, sagen wir einmal rein kaufmännischen Berechnung beruht aber in erster Linie die besonders in hygienischer Beziehung mustergültige Organisation der britischen militärischen Unternehmungen in den Kolonien, wie wir sie weiterhin noch an einzelnen Beispielen werden verfolgen können.

England verfügt über ein verhältnismäßig nur schwaches „Kolonialkorps", d. h. farbige Kolonialtruppen, die je nach der Kolonie aus den verschiedensten Nationalitäten sich zusammensetzen (Central Africa Regiment, Sierra Leone Regiment usw.). Die wichtigsten militärischen Stützpunkte der britischen Weltmachtstellung — es seien hier nur Hongkong, Ceylon, Mauritius, Straits-settlements genannt — werden fast ausschließlich durch britische Besatzungen gehalten.

Die militärische Machtverteilung Englands auf dem Erdball muß aber auch besonders deshalb von einem besonderen Gesichtspunkt aus beurteilt werden, weil die beherrschende Stellung, die England auf allen Meeren einnimmt, es ihm erlaubt, im Bedarfsfalle schnell und ohne die Störung seitens einer anderen Macht ernstlich fürchten zu müssen, seine militärischen Kräfte überall hinzuwerfen und mit Erfolg tropengewohnte akklimatisierte Truppen einzusetzen.

Frankreichs Kolonialarmee.

Ganz anders liegen die Verhältnisse für Frankreich. Auch dieser Staat hat sich in den letzten Jahrzehnten mit aller Macht der Vermehrung und Sicherung seines kolonialen Besitzes gewidmet und sich zu einem gewaltigen Kolonialreich ausgebildet. Aber die ungemein zerstreute und über den ganzen Erdball verteilte Lage seiner Kolonien hat allmählich Frankreich zu der Überzeugung gezwungen, daß es weder materiell, noch nach dem Umfange seiner wehrfähigen Bevölkerung in der Lage sein würde, alle Kolonien in gleicher Weise militärisch gegen jede Möglichkeit zu schützen.

Diese Tatsache führte dazu, den gesamten kolonialen Besitz in zwei große Gruppen einzuteilen: Die erste besteht aus solchen Kolonien, deren Besitz oder Verlust bei einem etwaigen europäischen Kriege von einschneidender Wichtigkeit für seinen Verlauf und Ausgang sein würde. Hierhin gehört vor allem Indo-China als wichtiger Stützpunkt in Ostasien und Französisch-Westafrika mit dem unentbehrlichen Flottenstützpunkt Goree-Dakar. Der zweiten Gruppe sind alle diejenigen Kolonien zugeteilt, bei denen die oben genannten Rücksichten nicht vorliegen. Hierzu zählen z. B. die französischen Besitzungen auf den Antillen und im Stillen Ozean. (Avis du comité consultatif de défense des colonies du 8. décembre 1902.)

Aber trotz der militärisch so ungleichen Bewertung dieser beiden Gruppen sehen wir, daß Frankreich in allen seinen Kolonien, selbst in den klimatisch ungünstigsten, neben den farbigen auch weiße Truppen dauernd verwendet, und daß nur aus gesundheitlichen Gründen in dem Umfange der Verwendung weitgehende Unterschiede bestehen.

Frankreich hält demnach für die Sicherung seiner Kolonien durchweg weiße Truppen für notwendig und führt diese Ansicht auch, wie eben bemerkt, in allen seinen Kolonien praktisch durch. Die französische Regierung stößt dabei allerdings entsprechend dem Charakter der Armee als Volksheer auf Schwierigkeiten, für die Kolonialarmee genügenden und geeigneten Ersatz zu finden.

Auf der anderen Seite findet aber Frankreich im Gegensatz zu anderen Staaten, z. B. Deutschland, in seiner geographisch günstigen Lage am Mittelmeer und seinen Besitzungen in dem subtropischen Nordafrika einen nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen in der Auswahl und Heranbildung eines geeigneten Ersatzes insofern, als hierdurch die Vorbedingungen geschaffen sind, die für die Tropen bestimmten Leute bis zu einem gewissen Grade zu akklimatisieren und körperlich vorzubilden.

Man hat von mancher Seite bei uns in neuster Zeit den Vorschlag gehört, den Schwierigkeiten bei der Bildung einer weißen Kolonialtruppe durch Schaffung einer Einrichtung, wie sie die französische Fremdenlegion darstellt, zu begegnen. In der Tat haben die Fremden-Bataillone während der französischen Kolonialkriege durch ihre Bravour und physische Widerstandskraft hauptsächlich zu den militärischen Erfolgen beigetragen. Aber — so führt General Gallieni aus — es liegt Grund zu der Befürchtung vor, daß die Legionäre einem europäischen Feinde gegenüber in großer Anzahl desertieren werden, da die Abenteuerlust ohne weiteres die Disziplin und Treue über den Haufen werfen wird. Sie werden den Versprechungen des Feindes folgen und hierdurch nicht nur die militärische Stärke der eigenen Armee schwächen, sondern auch durch Verrat von Einzelheiten der militärischen Lage unter Umständen gefährlich werden. Als Beispiel für die Unzuverlässigkeit der Fremdenlegion erinnert General Gallieni an das Jahr 1900, als die gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und England die Verstärkung der Garnison von Diego-Suarez auf Madagaskar durch 1 Bataillon der Fremdenlegion notwendig machten: nicht weniger als 60 Legionäre desertierten, indem sie die langsame Fahrt durch den Suezkanal als geeignete Gelegenheit zur Flucht benutzten.

Braucht Deutschland eine europäische Truppe für seine tropischen Kolonien?

Man wird bei der Frage: braucht Deutschland überhaupt weiße Truppen für seine tropischen Kolonien? einwenden können, daß wir kaum je in die Lage kommen werden, unseren tropischen Kolonialbesitz gegen einen europäischen Feind an Ort und Stelle zu verteidigen, da gegebenenfalls das Schicksal der Kolonien auf den Schlachtfeldern Europas gleichzeitig mit entschieden wird. Für die Sicherung der tropischen Kolonien gegen innere, d. h. eingeborene Feinde aber hat, so wird man

weiter schließen, bisher die farbige Truppe noch immer genügt und wird auch für die Zukunft ausreichen. Lassen wir die erste Frage unerörtert; bei der zweiten Annahme vergißt man aber ganz, daß die Rekrutierungsverhältnisse für unsere farbige Truppe mit den Jahren eine erhebliche, für uns sehr nachteilige Wandlung erfahren haben.

Die Zeiten sind vorüber, in denen uns der Ägyptische Sudan mit seinem vorzüglichen Soldatenmaterial offen stand; die aus der italienischen Kolonie am Roten Meere aber angeworbenen Rekruten haben keinen Vergleich mit den alten Sudanesen ausgehalten. Wir werden also in Zukunft auf unsere eigenen tropischen Kolonien als Ersatzbezirke angewiesen sein; und es bedarf noch eines vollkräftigen Beweises, daß wir in ihnen ein unter allen Umständen zuverlässiges und leistungsfähiges Soldatenmaterial finden werden. Die letzten aufständischen Bewegungen in Deutsch-Ostafrika scheinen für unsere dort angeworbenen Truppen zu sprechen; man darf aber nicht vergessen, daß es sich um einen nur unvollkommen organisierten und schlecht bewaffneten Feind handelte, und daß zum mindesten der moralische Eindruck, den das schnelle Erscheinen der weißen Marine-Infanterie und des Marine-Landungskorps in dem Aufstandsgebiete hervorrief, wesentlich dazu beigetragen hat, die aufständischen Dorf-Jumben von der Aussichtslosigkeit ihres Unternehmens zu überzeugen.

Die Annahme erscheint auch nicht unberechtigt, daß es vielleicht gar nicht zu einem Aufstande gekommen wäre, wenn von Anfang an und dauernd eine weiße Truppe in Deutsch-Ostafrika gewissermaßen als Abschreckungsmittel garnisoniert hätte. Eine mir nachträglich zugegangene briefliche Mitteilung des damaligen Gouverneurs, Graf v. Götzen, bestätigt diese Annahme: „es ist notorisch, daß das Erscheinen der weißen Marinetruppe in Muanza den Aufstand dort und bis zum Tanyanika verhütete, daß das Detachement Mpapua wohl Hauptgrund war, daß die aufständische Bewegung nicht nordwärts der großen Karawanenstraße übergriff. Zu fechten brauchten diese Detachements gar nicht: »wa me kaa tu« (sie waren eben nur da)."

Der Vorteil einer weißen Truppe vor einer farbigen Truppe liegt in ihrer absoluten Zuverlässigkeit.

Wir kommen so zu der Frage: Warum braucht man überhaupt in den tropischen Kolonien eine weiße Truppe? Oder mit anderen Worten: Welches sind die Vorteile einer solchen vor einer farbigen Truppe?

Die Beantwortung liegt auf der Hand; denn selbst grundsätzliche Gegner einer weißen Truppe werden zugeben müssen, daß auf eine absolute Zuverlässigkeit nur bei einer weißen Truppe zu rechnen ist. Farbige Söldner sind stets mit Vorsicht zu verwenden, besonders aber, wenn sie gegen farbige Stammesgenossen geführt werden. Man wird dieser Gefahr bis zu einem gewissen Grade dadurch vorbeugen können, daß man es vermeidet, farbige Soldaten in ihrer eigentlichen Heimat zu kriegerischen Zwecken zu verwenden. Dies hat aber auch seine Schwierigkeiten; denn das alte Naturgesetz, daß man wie die Pflanze so auch den Menschen nicht

ohne weiteres und ohne Gefahr für seine Weiterexistenz dauernd aus dem Boden, der ihn erzeugte, in ein anderes Klima und andere Lebensbedingungen versetzen kann, gilt für die farbige Rasse in erhöhtem Maße. Der farbige Söldner hat keine Ideale, er dient nicht aus Liebe zur Kolonie und zu seinem weißen Herrn, sondern lediglich um Geld zu verdienen. Wer aber wie jene Leute in einer tropischen Kolonie ohne diese wichtigen „Imponderabilien" arbeitet, wird viel leichter der Malaria und den anderen klimatischen Krankheiten zum Opfer fallen und unter der Sehnsucht nach der fernen Heimat und seinen Stammesgenossen dahinsiechen.

Kolonialkriege führende Mächte haben wiederholt den Versuch gemacht, durch Aufbietung von irregulären Eingeborenenkriegern die eigene Truppe zu verstärken. Für die Durchführung eines solchen Unternehmens ist aber in erster Linie nötig, daß man diese irregulären Hilfskräfte möglichst lange vorher in eine feste Organisation gebracht und vor allem sie an ihre weißen Führer gewöhnt hat. Läßt man diese Maßnahmen außer acht, wird man aus eingeborenen Irregulären so gut wie keinen Nutzen ziehen können. Bei dem ersten ernsten Unternehmen werden sie wie Spreu vor dem Winde auseinander fliegen. Während des ersten Aschantifeldzuges hatte die englische Regierung das Anerbieten des Kapitän Glover, eines erfahrenen Afrikabeamten, angenommen, mit einer irregulären 19 000 Köpfe starken Horde von Kriegern den Aschanti in den Rücken zu fallen. Ein guter Gedanke, der leider sich nicht in die Tat umsetzen ließ, die Irregulären versagten vollkommen. Lord Wolseley schrieb: „Kapitän Glover und seine Offiziere haben den Beweis persönlicher Energie und Klugheit geliefert, aber sie stützten sich auf ein schwaches Rohr, das in ihren Fingern zerbrach." Einen ähnlichen Versuch machte Wißmann, als er 1891 die gewaltsame Unterwerfung des Sultans Sinna am Kilima-Ndjaro vorbereitete. Der uns verbündete Sultan Mandara stellte mehrere hundert Wadschaggakrieger zur Verfügung, aber sie entbehrten natürlich jeder militärischen Organisation und waren infolgedessen beim ersten feindlichen Schuß in alle Winde verweht. Erst als der Feind geschlagen war und es an das Zusammentreiben des erbeuteten Viehes ging, erschienen sie wieder.

Bisher haben sich unsere Eingeborenentruppen gegen ihre weißen Herren, wenigstens in Deutsch-Ostafrika als durchaus zuverlässig erwiesen und es liegt kein Grund vor, für die Zukunft das Gegenteil befürchten zu müssen. Trotzdem kann aber auch in dieser Beziehung die größte Vorsicht nicht schaden; und man sollte nicht sagen, daß ein deutscher Söldneraufstand, weil er bei uns noch nie vorgekommen ist, auch für alle Zeiten unmöglich sei. Der Sepoyaufstand des Jahres 1857 in Indien hat gezeigt, wohin es führt, wenn man, die Verschlagenheit der farbigen Rasse mit Indolenz verwechselnd, sich hinsichtlich der Zuverlässigkeit farbiger Truppen einem verhängnisvollen Irrtum hingibt.

Die Engländer verstärkten nach Niederwerfung des Sepoyaufstandes ihre weißen Truppen in Indien auf das Doppelte, so daß jetzt auf rund 150 000 Mann Farbige 75 000 Europäer kommen. Dabei befindet sich die Artillerie der englisch-indischen Armee der Hauptsache nach in den Händen der Europäer.

Die Franzosen sind in ihrer Kolonialarmee hinsichtlich der Artillerie auch vorsichtig, insofern, als sie das Gros der Bedienungsmannschaften wohl aus Farbigen rekrutieren, zu Richtkanonieren aber ausschließlich französische Soldaten verwenden.

Die Einführung der modernen Maschinengewehre, die ja auch in dem Kriege in Südwestafrika und bei dem Aufstand in Deutsch-Ostafrika eine große Rolle spielten, läßt Vorsicht ganz besonders am Platze sein; man wird sich hüten, in unseren Kolonien nach Niederwerfung der Aufstände die farbige Truppe an den Maschinengewehren auszubilden. Hieraus folgt aber, daß für die Bedienung dieser wichtigen Waffe auch in unseren tropischen Kolonien ein Stamm weißer Soldaten dauernd bereit gehalten werden muß.

Kultureller Wert einer weißen Truppe.

Eine weiße Truppe würde auch für die Kolonisierung des Landes von Nutzen sein, da ohne Frage von den ausgedienten weißen Schutztrupplern mancher als Ansiedler in der Kolonie bleiben würde, eine Tatsache, die ihrerseits wieder den großen militärischen Nutzen mit sich brächte, daß aus diesen alten erprobten und akklimatisierten Soldaten im Ernstfall eine Art Landsturmtruppe sich bilden ließe.

II. Hygienischer Teil.

Die Verwendung weißer Truppen wird erschwert durch Klima, klimatische Krankheiten, Eigentümlichkeit der tropischen Länder und die hierdurch bedingten hohen Unterhaltungskosten.

Gewichtige militärische und andere Gründe also sind es, die für die Verwendung weißer Truppen auch in den tropischen Kolonien sprechen, aber ebenso groß sind auf der anderen Seite die Bedenken, welche gegen eine solche Einrichtung mit Recht geltend gemacht werden. Sie sind begründet in allererster Linie, man könnte fast sagen ausschließlich, in den Schwierigkeiten, die Klima, klimatische Krankheiten und die Eigentümlichkeiten tropischer Länder einer nutzbringenden Verwendung weißer Truppen in den Weg legen. Nur wenn wir imstande wären, diese Schwierigkeiten zu überwinden, das heißt unsere weißen Soldaten in den Tropen mit Erfolg gegen alle gesundheitlichen Schädlichkeiten zu schützen, würden wir die Verantwortlichkeit auf uns nehmen dürfen, eine geschlossene weiße Truppe hinauszuschicken.

Diese gesundheitlichen Schutzmaßregeln sind aber sehr kostspielig; ihre Durchführung verlangt einen Kostenaufwand, dessen gewaltige Höhe nur zu sehr geeignet ist, die Verwendung weißer Truppen bei oberflächlicher Betrachtung im Vergleich zu farbigen Soldaten als einen unverantwortlichen Luxus erscheinen zu lassen.*)

*) Frankreich kostet jährlich nach Reynaud:

1 europäischer Kolonialsoldat	2127 bis 2540	Frank
1 tirailleur soudan	1189	=
1 „ sénégal	980	=
1 „ tonkin	550	=

Nach Lord Roberts kostet jeder englische Soldat bis zum Augenblick der Ankunft in Indien bereits 100 Pfd. Sterling.

Wenn wir im folgenden uns mit den natürlichen Feinden des weißen Soldaten in den Tropen beschäftigen und Mittel und Wege, jene zu bekämpfen, erörtern wollen, so können in diesen Ausführungen nur die wichtigsten Punkte der militärischen Tropengesundheitslehre in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Es sollen nur Bausteine und Material geliefert werden für ein in der deutschen Literatur noch fehlendes Werk über militärische Tropenhygiene, in dem der Kolonialoffizier und Sanitätsoffizier bei überseeischen Expeditionen in tropische Länder das nötige Rüstzeug finden könnte, wie es die englische und französische Kolonial-Literatur bereits längst besitzt.

Es sei von vornherein darauf hingewiesen, daß für diese Betrachtung nur unsere tropischen Kolonien — Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika — in Frage kommen, während Deutsch-Südwestafrika ein subtropisches gesundes Klima besitzt, also nicht hierher gehört. Allerdings darf man nicht übersehen, daß der nördliche Teil von Südwestafrika, das noch nicht erschlossene Land der Ovambo, bis zum 17° südl. Br. also, bis in die Tropen hineinreicht, ein Umstand, der für etwaige kriegerische Unternehmungen in diesen Gebieten ernste Aufmerksamkeit verdient.

1. Das tropische Klima.

Der elementare Feind des weißen Soldaten in den Tropen ist das Klima. Aber es ist uns doch bereits gelungen, den allgemeinen etwas nebelhaften Begriff „ungesundes tropisches Klima" in seine einzelnen Komponenten zu zerlegen und jetzt zu sagen: die Feinde des weißen Soldaten in den Tropen sind die Schädlichkeiten, die erwachsen aus

a) der direkten Sonnenstrahlung und der hierdurch bedingten Bodentemperatur,
b) der gleichmäßig hohen Luftwärme,
c) der hohen Luftfeuchtigkeit.

Sonnenstrahlung.

Die Sonnenstrahlung ist allerdings in den Tropen gewaltig und zwar sowohl in der flachen Ebene, wie 1500 Meter hoch im Gebirge; sie erreicht im Flachlande eine Temperatur von 70° und darüber und wirkt auf den nicht durch den Tropenhelm geschützten Nordländer schon binnen kurzem tödlich. Ich entsinne mich aus meinem afrikanischen Bekanntenkreise einer nicht ganz kleinen Anzahl von Fällen, in denen die Nichtbeachtung der Sonnenstrahlung den Tod brachte. So starb ein junger Artillerieoffizier bei dem Versuche, sich vom Tropenhelm zu emanzipieren, sehr schnell am Sonnenstich; ein anderer mir bekannter Herr kam sogar auf die aberwitzige Idee, sich durch Sonnenbäder an das Klima gewöhnen zu wollen — nach dem dritten Sonnenbad wurde er beerdigt.

Die Sonne ist von ihrem Aufgang bis zum Untergang 6^{00} abends „le superbe dominateur des tropiques" (Buffon); sie ist das Damoklesschwert, welches über dem

Haupte des Nordländers in den Tropen schwebt; und die Gefahr des Sonnenstichs — nicht nur etwa des Hitzschlages — droht ihm während des ganzen Tages, ganz gleichgültig, ob die Sonne am klaren Himmel steht, oder ihre Strahlen durch einen Wolkenschleier zur Erde sendet.

Für die weißen Unteroffiziere der Schutztruppe war und ist wohl auch noch jetzt aus diesem Grunde das Tragen des Tropenhelmes von 7^{00} vormittag bis 5^{00} nachmittags durch Kommandobefehl vorgeschrieben; wir haben infolgedessen so gut wie keine Fälle von Sonnenstich draußen zu verzeichnen.

Auch bei den deutschen Marinetruppen sind während ihrer Expeditionstätigkeit in Ostafrika 1905/06 Fälle von Sonnenstich nicht vorgekommen, gleichfalls eine Folge des Befehls, von 8^{00} vormittags bis 4^{00} nachmittags nur im Tropenhelm zu gehen.

Bodenwärme. Daß die Temperatur eines sandigen, kleinkiesigen Bodens der Sonnenstrahlung entspricht, ist selbstverständlich; man kann unter besonders günstigen Verhältnissen bis zu 80° C. und darüber messen. Welchen Einfluß solche Grade der Bodenwärme auf die Marschleistungen weißer Truppen und auf die Fußbekleidung ausüben, kann man sich unschwer denken.

Luftwärme. In einem gewissen Gegensatz zu dem eben Gesagten hat man von der durchschnittlichen und absoluten Höhe der Luftwärme in den Tropen zu Haus häufig eine irrige Vorstellung. Die höchsten unter Ausscheidung aller Fehlerquellen gemessenen Wärmegrade der Luft sind etwa 50° C. an den südlichen Ufern des Roten Meeres und 48° C. am Senegal. Das klingt nicht schlimm, wenn man hört, daß man im Sommer 1904 in Berlin auch 36° C. gemessen hat. Anders aber sieht die Sache aus, wenn man hört, daß die durchschnittliche Jahrestemperatur beispielsweise in Zanzibar und ungefähr auch in Dar-es-Salam 26° C., in Berlin aber nur 8 bis 9° C. beträgt. Hier haben wir den Grund der entkräftenden Wirkung des Tropenklimas: es ist die ewige Gleichmäßigkeit einer an und für sich noch nicht einmal besonders hohen Luftwärme.

Die Tropen kennen keinen Wechsel der Jahreszeiten in unserem Sinne, sie kennen im Flachlande nicht einmal einen nennenswerten Unterschied der Temperatur zwischen Tag und Nacht. Der Körper des Menschen der gemäßigten Zone verträgt ohne weiteres, unterstützt durch ein hohes Anpassungsvermögen seiner Haut und durch eine zweckmäßige Kleidung, ganz enorme und zwar unvermittelte Unterschiede der äußeren Luftwärme. So erinnere ich mich persönlich nur an ein Gefühl höchsten Wohlbehagens, als ich kaum 36 Stunden, nachdem ich den Brutofen Kalkuttas mit seinen 35° Wärme verlassen hatte, in den Himalayas früh morgens an der Grenze von Tibet bei —2° C. durch meinen Mongolenjungen das Eis im Waschbecken einschlagen ließ.

Aber die ewig gleichmäßige hohe feuchte Luftwärme der Tropenflachländer macht eine anstrengende Muskelarbeit für den Nordländer auf die Dauer unmöglich. Da

sich eine solche indessen von dem Begriffe des militärischen Dienstes selbst in den Tropen nicht trennen läßt, ist es ersichtlich, welche, man kann sagen unübersteiglichen, Hindernisse sich der dauernden Verwendung weißer Truppen in den tropischen Flachländern entgegenstellen.

Wie sich die gesundheitlichen Verhältnisse während der tropischen Regenzeit, wenn die Luft nahezu ihren Sättigungspunkt erreicht hat, gestalten, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Dann hört eben jeder militärische Dienst auf. Ganz gewiß sind die Strapazen eines Marsches unserer Truppe in Südwestafrika durch eine Durststrecke bei dem Mangel an Wasser furchtbar; aber es unterliegt keinem Zweifel: der Versuch, eine geschlossene weiße Truppe während der tropischen Regenzeit, wenn die Luft Wasser und die Erde Sumpf und Morast ist, längere Kriegsmärsche machen zu lassen, würde zur vollständigen Auflösung eines solchen Expeditionskorps führen. Regenzeit.

Den Engländern ist diese elementare Weisheit ganz geläufig; wir werden später sehen, daß sie in ihren Kolonialkriegen selbst vor der Ausgabe von Millionen nicht zurückschrecken, wenn es gilt, ihre weißen Kolonialtruppen vor Beginn der Regenzeit aus den gefährdeten Gebieten zurückzuziehen.

2. Klimatische Krankheiten.

Im engsten Zusammenhange mit den rein klimatischen Gefahren steht das große Heer der klimatischen Krankheiten, daß heißt derjenigen Krankheiten, die in den tropischen Klimaten besonders günstige Verhältnisse für Entstehung und Weiterverbreitung finden.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in eine eingehende Erörterung der Tropenkrankheiten uns an dieser Stelle einzulassen, aber es erscheint für unsere Zwecke doch nützlich, kurz dieses Gebiet zu streifen und an der Hand amtlichen Zahlenmaterials, wie es sich in dem jüngsten französischen Sanitätsbericht (1903) und anderen tropenstatistischen Arbeiten findet, einen Blick zu werfen auf die Morbidität und Mortalität der weißen Truppen in der französischen Kolonialarmee. Gleichzeitig mögen daneben dieselben zahlenmäßigen Angaben, wie sie sich für die eingeborenen farbigen Kolonialtruppen ergeben, einen Platz finden. Bei der Aufstellung einer solchen Übersicht ist zu unterscheiden zwischen allgemeiner Morbidität und Mortalität der Kolonialtruppen und derjenigen, wie sie sich für dieselben Truppen auf kolonialen Expeditionen ergeben. Man wird ferner nicht außer acht lassen dürfen, daß die Mortalitätsziffer bei den europäischen Truppen kein ganz genaues Bild der Wirklichkeit gibt, da ein großer Teil der erkrankten Europäer, soweit es sich um chronische Fälle, beispielsweise Malariakachexie, handelt, erfahrungsgemäß in die Heimat zurückgesandt, beziehungsweise von der Truppe entlassen wird, so daß die von diesem Zeitpunkt an vorkommenden Todesfälle meist nicht zur Verrechnung kommen. Da derartige Maßnahmen bei den eingeborenen Truppen meist nicht möglich sind, ist es Morbidität und Mortalität.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

b) Zugänge in Lazarette und Krankenstuben.

Truppen	Gesamtzugänge in Lazarett und Krankenstuben	Gesamtzugänge in vT. der Gesamtstärke
Europäer	26 370	993 vT.
Eingeborene . . .	16 017	523 vT.

Man erkennt, wie die Morbiditätsziffer der Europäer diejenige der Eingeborenen fast um das Doppelte übersteigt.

Mortalität.

Die allgemeine Mortalität stellt sich in der französischen Kolonialarmee

Truppen	Absolute Zahl der Todesfälle	Anzahl der Todesfälle in vT. der Gesamtstärke
Europäer	526	19,8 vT.
Eingeborene . . .	575	18,7 vT.

Sind hiernach die Sterblichkeitsziffern für beide Rassen auch anscheinend ziemlich gleich, so darf man doch hierbei, wie bereits oben erwähnt, die hohe Zahl der wegen chronischer Krankheiten vorzeitig heimgeschickten Europäer nicht übersehen. Sie beläuft sich im Jahre 1903 auf 3708 Rapatriements gleich 139,7 vT. der Gesamtstärke bei den Europäern, denen nur 26 Heimsendungen bei den Eingeborenen gegenüberstehen.

Wesentlich ungünstiger stellt sich die Morbidität und Mortalität für die Europäer, sobald es sich um militärische Expeditionen handelt. So erscheinen für die französische Expedition nach Tonkin in den Jahren 1894—1897 die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern nach G. Reynaud auf 1000 Mann der Gesamtstärke berechnet, folgendermaßen:

Morbidität.

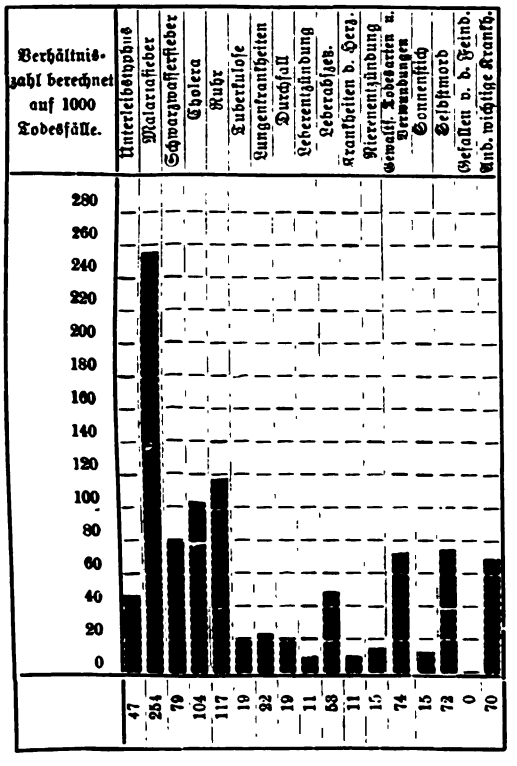
Truppen	1894	1895	1896	1897
Europäer	99 vT.	122 vT.	95 vT.	92 vT.
Eingeborene . . .	30 vT.	27 vT.	29 vT.	23 vT.

Mortalität.

Truppen	1894	1895	1896	1897
Europäer	27 vT.	42 vT.	41 vT.	30 vT.
Eingeborene . . .	12 vT.	14 vT.	26 vT.	12 vT.

Eine beträchtlich größere Höhe erreichen die Verluste der Franzosen auf der Madagaskarexpedition 1895, wohlverstanden nahezu ausschließlich durch Krankheiten: Es starben von 12 850 Europäern (Kolonialtruppen und Marine) in dem kurzen Zeitraum von etwa 8 Monaten 4180 Mann gleich 326 vT. der Gesamtstärke! (Burot und Legrand). Im Gegensatz hierzu kamen bei dem Eingeborenen régiment colonial mit 2000 Köpfen nur 379 Todesfälle gleich 150 vT. vor. Auf die Gründe dieser enormen Sterblichkeitsziffer wird an anderer Stelle näher eingegangen werden.

Über die Todesursachen bei den französischen weißen Kolonialtruppen für das Jahr 1903, ausgerechnet auf 1000 Todesfälle, gibt die folgende Tabelle eine Übersicht:



Zweierlei erscheint in dieser Übersicht bemerkenswert:

1. Das Überwiegen der Malaria als Todesursache in 254 vT.; man geht aber nicht fehl, wenn man die Todesfälle, hervorgerufen durch fièvre bilieuse haemoglobinourique (Schwarzwasserfieber) mit 79 vT. gleichfalls auf das Konto des Malariafiebers setzt, so daß hiernach von 1000 Todesfällen 333, das heißt ein Drittel, durch diese Krankheit veranlaßt werden.

2. die hohe Zahl der Selbstmorde bei den Europäern im Vergleich zu den Eingeborenen:

Europäer . . 38 Fälle gleich 72 vT. aller Todesfälle,
Eingeborene . 12 Fälle gleich 20 vT. aller Todesfälle.

Es ist psychologisch erklärbar, daß die außergewöhnlichen Lebensverhältnisse in den Kolonien moralisch schwache

Individuen um so eher zum Selbstmord treiben, als Alkohol und in einzelnen französischen Kolonien das Opium ganz besonders das Ihrige zum moralischen Zusammenbruch beitragen.

Das Malariafieber hat nach obiger Tabelle sich bisher als der Hauptfeind des weißen Soldaten in den Tropen erwiesen; es unterliegt keinem Zweifel, daß mit dem Besiegen oder Nichtbesiegen der tropischen Malaria die Möglichkeit, weiße Truppen zu verwenden, steht oder fällt. Denn die Malaria ist in allen tropischen Flachländern zu Hause, sie ist es gewesen, die ganze weiße Kolonialregimenter der Franzosen dezimiert und der äquatorial-afrikanischen Westküste bei den Franzosen den Beinamen „la cimetière des blancs“ eingebracht hat. Malariafieber.

Ich brauche hier nicht auf das Wesen und die Ursache der Malaria näher einzugehen, da die Kenntnis dieser Dinge ein Gemeingut der Ärzte geworden ist. Vor zehn Jahren allerdings schrieben noch französische Militärhygieniker: Die Malaria entsteht durch miasmatische Ausdünstungen des Bodens, der unter dem Einfluß der Hitze und der „tension électrique“ zu einer Brutstätte des Fiebergiftes wird. Nun, ich kenne in Deutsch-Ostafrika einen großen sumpfigen Bezirk, den Taravanda-Sumpf, hart an der Straße nach dem Kilima-Ndjaro gelegen, der früher in der Tat den Namen „das Grab der Missionare“ verdiente, da wohl alle Missionare, wenn sie in der Nähe dieses Sumpfes gelagert hatten, bald an Malaria erkrankten und viele von ihnen starben. Ich selbst habe des Versuches wegen hart neben dem Taravanda-Sumpf kampiert, ohne zu erkranken; allerdings schlief ich unter Moskitonetz und nahm zweckentsprechend Chinin. Denn wir kennen heute das Wesen der Malaria und wissen, daß die Krankheitskeime nicht mit der Luft einem zufliegen, sondern nach unserer bisherigen Kenntnis ausschließlich von malariakranken Menschen als Ansteckungsquelle durch den Stich der Moskito auf den Gesunden übertragen werden, und daß Chinin, nach bestimmten Gesetzen gegeben, ein souveränes Mittel gegen die Malaria ist.

Indessen, was dem ärztlichen Wissen und der hygienischen Fürsorge bei dem einzelnen weißen Individuum gelingt, würde einer geschlossenen weißen Truppe gegenüber in tropischer Malariagegend vielleicht in verhängnisvoller Weise versagen.

Die Amerikaner versahen im spanisch-amerikanischen Kriege 1898 ihre Soldaten bei einigen Gelegenheiten, um sie gegen Moskitostiche und damit gegen Malaria zu schützen, mit Moskitonetzen, die mit Schrotkörnern beschwert, schleierartig den Kopf umwallten und mit Musselinhandschuhen. Eine Schutzwirkung haben die Amerikaner hiermit nicht erzielt; ich halte solche Einrichtungen unter tropischen Verhältnissen schon aus rein äußerlichen militärischen Gründen bei einer geschlossenen Truppe praktisch für sehr schwer durchführbar.

Kermogant berichtet aus dem russisch-japanischen Kriege dagegen folgenden bemerkenswerten Fall: Eine japanische Kompagnie von 115 Mann wandte in Malariagegend prophylaktische Mittel gegen eine Malariainfektion, in erster Linie Kopfmoskito-

netze an. Sie hatten keinen einzigen Fall von Malaria zu verzeichnen, während bei dem Rest des Bataillons (646 Mann) 235 Erkrankungen von Malaria mit 7 Todesfällen vorkamen (Kermogant, Prophylaxie du Paludisme). Man darf hierbei aber nicht übersehen, daß der japanische Kriegsschauplatz nicht in den Tropen lag.

Vorbeugungsmittel gegen das Malariafieber.

Wir besitzen drei wirksame Mittel, den Europäer in den Tropen vor Malaria zu schützen: 1. gesunde Unterkunft, 2. persönlicher Moskitoschutz, 3. Chininprophylaxe. Eine andere Frage aber ist es: werden wir imstande sein, diese Mittel überall, d. h. auch auf Expeditionen in tropischen Malariagegenden, bei einer geschlossenen weißen Truppe in wirksamer Weise in Anwendung zu bringen?

Gesundheitsgemäße Unterkunft und persönlicher Moskitoschutz.

Auf der im gesunden Gebirge liegenden Station wird ihre Durchführung auf keine nennenswerten Schwierigkeiten stoßen; auch in den Standquartieren des tropischen Flachlandes wird die Anbringung eines Malariadrahtschutzes an den Wohnungen der weißen Soldaten möglich sein. Ich selbst habe $1^1/_2$ Jahre in Daressalam unter Drahtschutz gewohnt und seinen hohen Wert für Gesundheit und Wohlbefinden am eigenen Leibe kennen gelernt.

Sobald aber die Truppe, ihrem eigentlichen Zwecke dienend, in Busch, Steppe und Sumpf marschieren und kämpfen muß, werden die rein militärischen Rücksichten ohne weiteres im Vordergrund stehen und die Bereitstellung einer gesundheitsgemäßen Unterkunft und die Durchführung hygienischer Maßnahmen erschweren.

Die Auswahl des Lagerplatzes wird sich in erster Linie nach der Kriegslage richten, die Durchführung des persönlichen Moskitoschutzes aber wird vor allem davon abhängig sein, ob die Organisation der Bagage es ermöglicht, jedem Europäer Bett und Moskitonetz bei Einbruch der Dunkelheit zur Verfügung zu stellen. Nach meinen persönlichen Erfahrungen mit dem Transportwesen im äquatorialen Afrika halte ich dies bei einer größeren geschlossenen weißen Truppe zur Zeit nur für schwer durchführbar.

Unsere Marinetruppen machten 1905/06 während ihrer Expeditionstätigkeit in Deutsch-Ostafrika die Erfahrung, daß die mitgebrachten Netzhängematten sich als unzureichend erwiesen; man kam sehr bald zu der Überzeugung, daß ohne große Zelte und persönlichen Moskitoschutz für den einzelnen Mann, d. h. Bett und Netz, eine weiße Truppe nicht ohne Gefahr in den afrikanischen Tropen nächtigen kann. Der Gebrauch von moskitosicheren Zelten erwies sich nicht praktisch, da das Aus- und Eingehen der Leute die Wirkung der Schutznetze an der Tür illusorisch machte.

Chinin-Prophylaxe.

Es bleibt für Expeditionen eigentlich nur das dritte Mittel, die persönliche Chinin-Prophylaxe, deren Durchführbarkeit theoretisch auch nichts im Wege stehen würde, solange die Truppe noch über die nötige Menge Chinin verfügt.

Praktische Versuche mit der Chinin-Prophylaxe in größerem Umfange sind von Deutschland bisher dreimal, bei der ostasiatischen Besatzungsbrigade, bei der südwestafrikanischen Schutztruppe und bei den Marinetruppen in Deutsch-Ostafrika gelegentlich des Eingeborenenaufstandes 1905/06 gemacht worden. In den beiden ersten Fällen

waren die Ergebnisse sehr gut, wie aus der Abnahme der Malaria zweifellos hervorging; ebenso zweifellos geht aber aus den betreffenden Berichten (Krulle, Morgenroth) hervor, daß die dauernde Verabfolgung von Chinin — 1,0 jeden 8. und 9. Tag — recht unangenehme Begleiterscheinungen bei den Mannschaften zeigte. Krulle schreibt: „jeder 8. und 9. Tag fällt für den Dienst in gewissem Sinne aus". Bei einer Kompagnie versagte nach ungefähr zehn Minuten Marsch eine Anzahl Leute und wurde schlapp. Weiterhin wurden nach dem Chinin Erschlaffung, Appetitlosigkeit, Brechreiz, Ohrensausen, Durchfall, auch Herzklopfen beobachtet, alles Erscheinungen, welche die Leistungsfähigkeit der Truppe nicht nur vorübergehend herabsetzten, sondern auch den Leuten Anlaß gab, sich, wo irgend möglich, um die Chinineinnahme zu drücken.

Morgenroth empfiehlt aus denselben Gründen bei der südwestafrikanischen Feldtruppe das Chinin abends zu verabfolgen, „um die Schlagfertigkeit im allgemeinen und die Treffsicherheit des einzelnen durch Chininwirkungen nach Kräften wenig zu beeinflussen." Der Beobachtung des genannten Berichterstatters, daß bei den meisten Leuten die Chininbeschwerden mit der Zeit nachließen, daß eine gewisse Gewöhnung an das Chinin eintrete, deckt sich nicht mit den mehrjährigen Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung in Deutsch-Ostafrika an mir selbst und anderen gemacht habe. Allerdings ist es mir gelungen, während zweier Jahre durch regelmäßige Prophylaxe — wöchentlich einmal abends 1,0 Chinin — mich trotz mannigfacher Infektionsgelegenheiten bis auf einige kurze Anfälle malariafrei zu halten; die Beschwerden wurden indessen schließlich so unangenehm und störend für den Dienst am anderen Morgen, daß ich die Chinineinnahme auf den Sonnabendabend verlegen mußte.

Die für Deutsch-Ostafrika bestimmten Marineverstärkungstruppen begannen bereits von Aden ab mit einer leichten Chinin-Prophylaxe (0,5 Chinin jeden Tag), die weiterhin verschärft (jeden 6. und 7. Tag 1,0 Chinin) und stets unter Aufsicht ausgeführt wurde. Die Prophylaxe wurde bis zur Ankunft in der Kolonie fortgesetzt. Diejenigen Leute, die Chinin innerlich nicht vertrugen, erhielten Injektionen in die Gefäßmuskulatur.

Ein vollkommener Erfolg wurde hiermit in Deutsch-Ostafrika nicht erzielt, wie aus der hohen Malariazugangsziffer hervorgeht (897,2 vT. der Kopfstärke); doch wurde der im allgemeinen milde Verlauf der Erkrankungen wohl mit Recht der Chinin-Prophylaxe zugeschrieben. Ganz exakte und zuverlässige Zahlenangaben über Malaria sind indessen auf kriegerischen Inlandsexpeditionen bei der Unmöglichkeit, die mikroskopische Blutkontrolle überall auszuüben, überhaupt nur schwer zu erhalten.

Ein zweiter Punkt ist für die Beurteilung des Wertes der Chinin-Prophylaxe im vorliegenden Falle nicht außer acht zu lassen: Mikroskopische Blutuntersuchungen waren wie gesagt nicht immer möglich; da nun die Recurrens, gegen die bekanntlich Chinin *nichts* hilft, nach den Kochschen Untersuchungen in Ostafrika weit verbreitet

ist und der klinische Verlauf der Malaria und Recurrens sich oft decken, so läßt sich der Einwand, daß unter der Flagge Malaria viele Recurrenserkrankungen gesegelt sind, nicht ohne weiteres von der Hand weisen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir in der Chinin-Prophylaxe allerdings ein Mittel haben, Malariaerkrankungen bei einer geschlossenen weißen Truppe vorübergehend bis zu einem gewissen Grade zu vermeiden, sie ist aber unter den äußerst schwierigen und an die Kräfte der Leute die höchsten Anforderungen stellenden Verhältnissen des tropischen Buschkrieges meist nur sehr schwer durchführbar und um so schwieriger, als man dabei häufig mit dem Widerwillen gerade der ungebildeten Leute gegen das Chinin zu kämpfen hat. Lug und Trug sind bei diesen gemeingefährlichen „Chininverächtern" an der Tagesordnung, wenn es gilt, sich um das Chinin herumzudrücken; und sie sind bei diesen Massenbehandlungen, da sie oft zu den raffiniertesten Täuschungsmitteln greifen, meist nur sehr schwer auf frischer Tat zu ertappen.

Es sei hier auch darauf hingewiesen, daß eine wirksame, zweckentsprechende, nicht bloß äußerlich schematische Chinin-Prophylaxe nur unter ärztlicher Aufsicht durchführbar ist. Eine Prophylaxe, nur durch Laienhand ausgeführt, würde leicht das Gegenteil von dem Beabsichtigten erzielen, besonders wenn es nötig werden sollte, das Chinin in die Weichteile einzuspritzen. So wurde, als auf der französischen Madagaskarexpedition 1895 infolge subkutaner Chineinspritzungen einige Fälle von Wundstarrkrampf (Tetanus) eintraten, diese für bestimmte Fälle absolut unentbehrliche Form der Chininverabfolgung zum großen Nachteil der Leute durch Kommandobefehl überhaupt verboten.

Ausfall für den Dienst infolge von Malaria.

Welch großen Ausfall an Individuen die Malaria einer Kolonialarmee verursacht, ergeben die Zahlen des französischen Sanitätsberichtes für das Jahr 1903. Danach fielen wegen Malaria in dem genannten Jahre aus 325 vT. der weißen Soldaten an zusammen 150,099 Tagen, während auf die Eingeborenentruppen nur 117,8 vT. der Iststärke an Malaria in Zugang kommen.

Von 1000 vorzeitigen Heimsendungen (Rapatriements) auf Grund von Krankheiten bei den weißen Truppen fanden rund 500 in der Malaria oder deren Nachkrankheiten ihre Ursache.

Auch bei unseren weißen Marinetruppen während des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika 1905/06 stand die Malaria mit ihrem Einfluß auf die Gesamtkrankheitsziffer im Vordergrund: bei einer Kopfstärke von 321 kamen 288 Mann (einschließlich 106 Rückfälle) an Malaria = 897,2 vT. mit einer durchschnittlichen Behandlungsdauer von 8,9 Tag in Zugang.

Die auch heute noch verbreitete Ansicht, daß der in den Tropen sich aufhaltende Europäer mit den Jahren eine gewisse Gewöhnung an die Malaria sich aneigne, findet durch die französische Statistik eine zahlenmäßige Widerlegung: es starben von den weißen Soldaten:

im Alter von 21—25 Jahren = 4,6 vT. d. J. St.
" " " 25—30 " = 5,5 " " " "
" " " 30 Jahren und darüber = 7,6 " " " "

Hiernach steht also die Sterblichkeit durch Malaria in genauem Verhältnis zu dem Alter, d. h. der Länge des Tropenaufenthaltes.

Rückfallfieber.

Neben der Malaria hat in jüngster Zeit auch das Rückfallfieber die Aufmerksamkeit des praktischen Tropenarztes auf sich gelenkt. Auch auf diesem Gebiete hat Koch durch den Nachweis der Beteiligung gewisser Zeckenarten an der Übertragung des Recurrensfiebers in Deutsch-Ostafrika der vorbeugenden Tätigkeit des Tropenarztes neue Wege gewiesen. Es ließ sich feststellen, daß diese Zecken eigentlich die ganze große Karawanenstraße von der Küste bis nach Mpapua und darüber hinaus mit Recurrens verseucht hatten, daß sie mit Vorliebe auf den üblichen Rastplätzen und besonders unter den guten Schutz gegen den tropischen Regen bietenden Grasdächern sich aufhalten und nun nur auf den Menschen während des nächtlichen Schlafes überzukriechen brauchten, um Recurrens zu übertragen.

Tatsächlich wurden denn auch bei dem Marinedetachement Morogoro-Mpapua, welches während der aufständischen Bewegung in Deutsch-Ostafrika 1905/06 in der Hauptsache die große Karawanenstraße Daressalam—Mpapua benutzte, besonders anfangs verhältnismäßig viele Recurrensfälle beobachtet. Sie ließen nach, als man das Schlafen der Mannschaften auf den Schlafmatratzen am Erdboden verbot und dafür, allerdings unter bedenklicher Vergrößerung des Trägertrosses, Bettstellen (vitanda) beschaffte und auf den Märschen mitnahm. Auch dies Beispiel zeigt wieder, auf welche Schwierigkeiten die Durchführung an und für sich einfach erscheinender hygienischer Maßnahmen, in diesem Falle die Mitnahme von Bettstellen, im tropischen Afrika stoßen muß, sobald es sich um eine größere, geschlossene, weiße Truppe handelt.

Tropische Dysenterie.

Bei einer anderen wichtigen Tropenkrankheit, der tropischen Dysenterie, finden wir ähnliche Verhältnisse wie bei der Malaria. Auch hier ergibt sich nach dem französischen Sanitätsbericht 1903, daß die Morbidität und Mortalität der weißen Soldaten diejenige der Eingeborenentruppen bei weitem übertreffen:

	Morbidität	Mortalität
Europäer	30,5 vT. d. J. St.	2,3 vT. d. J. St.
Eingeborene	11 " " " "	1,0 " " " "

Ferner zeigt sich auch hier wieder, daß mit der Länge des Tropenaufenthaltes die Neigung, an Dysenterie zu erkranken, zunimmt. Es erkrankten

Soldaten jünger als 21 Jahre = 17,0 vT. d. J. St.
" 21—25 Jahre alt = 36,7 " " " "
" 25—30 " " = 41,4 " " " "
" 30 Jahre und darüber alt = 42,5 " " " "

Tropische Leberkrankheiten.

Werfen wir endlich einen Blick auf die Gruppe der tropischen Lebererkrankungen, so ist auch hier die Disposition und dementsprechend die Krankheits- und Sterblichkeitsziffer des weißen Soldaten erheblich höher als diejenige des farbigen Soldaten:

Truppen	Iststärke	Zugänge von Leberentzündung und Leberabszeß	Todesfälle
Europäer . . .	26 650	34 + 57	3 + 28
Eingeborene .	30 621	2 + 2	1

Soviel über die wichtigsten Tropenkrankheiten und ihre Bedeutung für eine weiße Kolonialtruppe in den Tropen.

3. Schwierigkeiten, bedingt durch die Eigenart tropischer Länder.

Nicht gering sind die Schwierigkeiten, welche die Natur des tropischen Afrikas der Verwendung weißer Truppen in den Weg legt.

Wege-Verhältnisse.

Die Karawanenstraßen, die von einem Dorfe zum anderen führen, sind ausschließlich enge Pfade, die besonders nach der Regenzeit, wenn das Steppengras weit über Mannshöhe emporreicht, das Vorwärtskommen erheblich erschweren. Die Folge davon ist, daß jede Truppe gezwungen ist, im Gänsemarsch zu gehen, der wegen der undurchdringlichen Vegetation rechts und links vom Wege selbst auf Kriegsmärschen keine Änderung erfährt.

Sicherung auf dem Marsch und im Lager; damit verbunden gesundheitliche Gefahren.

Die Marschsicherung ist unter solchen Verhältnissen sehr erschwert, und der Europäer ist in dieser Beziehung völlig auf die scharfen Sinnesorgane der farbigen Soldaten angewiesen. Wenn es seiner Zeit den Wahehe möglich war, v. Zelewsky und unsere ausgesuchten farbigen Truppen zu überfallen und zu vernichten, so kann man sich vorstellen, wie unendlich größer für eine weiße Truppe in Afrika die Gefahr ist, von dem eingeborenen Gegner überrumpelt zu werden.

Ebenso ist es mit dem Sicherheitsdienst im Lager. Die Möglichkeit, sich im afrikanischen Busch durch Posten ausreichend zu sichern, ist viel geringer, als hier zu Land. Das gilt besonders für die lange zwölfstündige Tropennacht, und es leuchtet ein, daß gerade für diese Zwecke der Eingeborene wegen seiner ganzen natürlichen Veranlagung dem weißen Soldaten vorzuziehen ist, der zudem gerade während des nächtlichen Postenstehens mit Rücksicht auf die besonders Nachts schwärmenden und stechenden Moskitos schutzlos der Malaria preisgegeben wird. Es nützt wenig, wenn man wie bei unseren Marinetruppen 1905/06 in Ostafrika die nächtlichen Europäerwachtposten mit Nackenschleiern und Gamaschen aufziehen und stündlich ablösen läßt, wenn ferner die weißen Mannschaften zu dem höchst unangenehmen Mittel griffen,

sich die Hände mit Petroleum einzureiben — ein Schutz gegen die Malaria war hierin nicht gefunden.

Auf der Madagaskarexpedition 1895 richtete General Metzinger einen äußerst anstrengenden Europäerpostendienst ein; ein verhängnisvoller Befehl, denn an Stelle der noch weit entfernten feindlichen Hova schlich sich ein anderer Feind — das Malariafieber — in das französische Lager und riß die furchtbarsten Lücken in ihre Reihen.

Kolonialkriege sind Guerillakriege. Die Schlacht von Omdurman am 2. September 1898, die dem Sirdar Kitchener Gelegenheit gab, das 50000 Mann starke religiös fanatische Derwischheer des Chalifa mit einem Schlage zu vernichten, stellt eine Ausnahme dar. Denn nur selten wird der afrikanische Feind es uns ermöglichen, ihn mit einem Schlage endgültig unschädlich zu machen. Kolonialkriege — Guerillakriege.

Selbst nach solchen unzweifelhaften Kraftbeweisen, wie sie Wißmann seiner Zeit durch Erstürmung von Buschiris Lager und der starken Feste des Sultan Sinna am Kilima-Ndscharo gab, blieb den feindlichen Banden genügend Zeit, im afrikanischen Busch zu entschlüpfen. Eine Verfolgung durch eine weiße Truppe würde unter solchen Verhältnissen ganz widersinnig, eine solche durch eine reguläre farbige Truppe kaum erfolgreicher sein, selbst Irreguläre würden im günstigsten Falle nur durch Abjagen des Viehes dem abziehenden Feinde schaden können.

4. Ausrüstung, Verpflegung, Transportwesen.

Wie steht es mit der Ausrüstung, Verpflegung des weißen Soldaten und der hiermit eng verbundenen Regelung des Transportwesens?

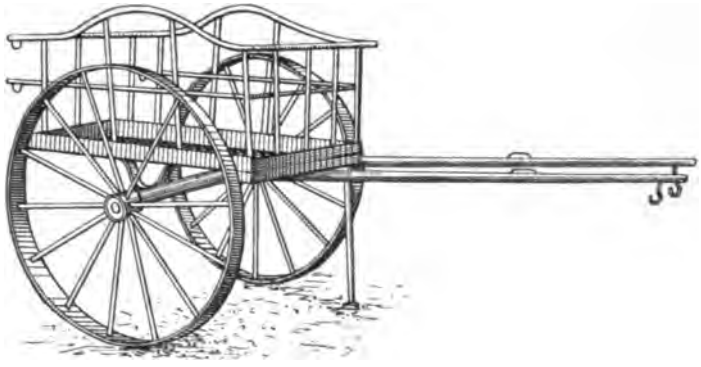
Der reguläre farbige Soldat vermag ohne Einbuße seiner Beweglichkeit alles, was er zur Leibesnotdurft und Verteidigung auf Expedition gebraucht, mit sich zu tragen; man kann nach unseren und den Erfahrungen anderer Nationen sagen, daß er mit Leichtigkeit 20—25 kg tragen kann. Dabei ist er äußerst genügsam, er ist zufrieden, wenn er eine Mütze voll Reis oder Mais, etwas Fett, ab und zu etwas Fleisch oder Zuckerrohr bekommt; er schläft unter freiem Himmel in der Asche seines Lagerfeuers, versteht aber auch mit fabelhafter Geschwindigkeit aus Dornen und Gras sich einen wärmenden Unterschlupf zu schaffen. So marschiert er täglich seine 30—40 km, stets dienstfreudig und zufrieden. Anspruchslosigkeit des farbigen Soldaten.

Der Infanterist der deutschen Armee trägt in seiner Gesamtbelastung zwischen 26 und 27 kg, der Fußsoldat der ostasiatischen Besatzungsbrigade im Sommer 26, im Winter 30 kg. Das sind Gewichte, die für den weißen Soldaten in den Tropen unmöglich sind. Bei den deutschen Marinedetachements 1905/06 in Deutsch-Ostafrika wurde von vornherein auf die Mitnahme des Rucksackes und des Gepäckes überhaupt verzichtet. Die weißen Mannschaften trugen außer ihren Waffen nur die notwendigsten Ausrüstungsstücke — Brotbeutel, 2 Aluminiumfeldflaschen — und etwa 60 Patronen; alles übrige wurde durch eingeborene Träger nachgeschleppt. Höhe der zulässigen Gepäcklast des weißen Soldaten.

Die Engländer, als die Meister der kolonialen Kriegführung, gingen bei der zweiten Aschanti-Expedition 1896 auf das niedrigste Maß der Belastung auf 10 kg, General Dodds auf der Dahomey-Expedition auf 15 kg beim Gemeinen und 13,5 kg beim Unteroffizier herunter. Die Leistungen waren befriedigend, wenigstens machten sich keine üblen Zufälle bemerkbar, die auf eine zu hohe Belastung hätten zurückgeführt werden können.

Um so auffallender erscheint es, daß die Franzosen entgegen den allerorten gemachten Erfahrungen in dem besonders ungesunden und tropischen Madagaskar 1895 ihre weißen Truppen mit 34 kg belasteten und damit einen schweren Fehler begingen, der sie ungeheure Verluste an Menschenleben kosten sollte.

Nehmen wir auch für den deutschen weißen Soldaten als Höchstbelastung 15 kg an. Wie soll er mit diesen 15 kg, die doch gerade zur Not ausreichen für seine



Voiture Lefebvre, Modell 1902, der französischen Kolonialarmee.

Uniform und Tropenhelm, für Gewehr mit Patronen, Koppel und Seitengewehr, Feldflasche und Brotbeutel, den sonstigen Bedürfnissen gerecht werden, welche durch die geringsten Ansprüche auf eine gesundheitsgemäße Lebensführung in den Tropen bedingt sind?

Denn, so lautet ein wichtiger Grundsatz, *der weiße Soldat darf in den Tropen unter keinen Umständen sein Gepäck selbst tragen, auch nicht in der Form eines noch so leichten Tragegestelles oder Rucksackes.*

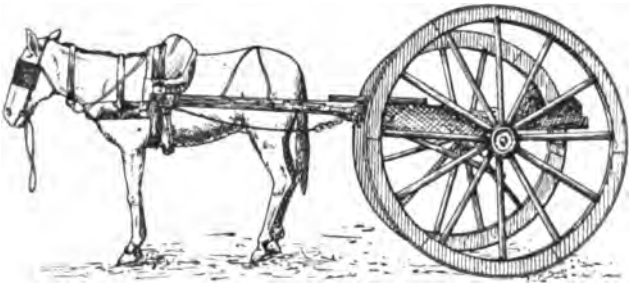
Ein vergleichender Blick in die ausländische Kolonialliteratur zeigt, daß sich jeder Verstoß gegen dies bittere, aber notwendige Gesetz der Hygiene auf das schlimmste gerächt hat. Was aber der Soldat im Felde an Lebensmitteln und unbedingt notwendigen Gegenständen nicht selbst tragen kann, das muß ihm auf irgend eine Weise nachgeführt werden.

Transportmittel. Wagen.

Eisenbahnen und fahrbare Landstraßen in genügender Ausdehnung stehen uns in unseren tropischen Kolonien vorläufig noch nicht zur Verfügung. Der naheliegende

Gedanke, als einfachste und ausgiebigste Transportmittel Wagen zu benutzen, läßt sich also vorläufig nicht allgemein verwirklichen. Sollten, was zu erwarten, sich die Verhältnisse in dieser Beziehung einmal ändern, so würde es sich empfehlen, nur leichte Wagen einfachster Konstruktion zu wählen, wie sie beispw. die voiture Lefebvre und noch mehr die Araba tunisienne der Franzosen darstellen.

Wir sind in unseren tropischen Kolonien lediglich auf die bereits erwähnten schmalen Negerpfade und als Transportmittel auf die schwarzen Karawanenträger angewiesen, die durchweg eine Last von 30 kg auf ihrem Schädel zu tragen gewohnt sind. Es mag nach Kulturbegriffen ein volkswirtschaftliches Unding genannt werden, den wertvollen Menschen zum stumpfsinnigen Lasttier herabzuwürdigen, aber es geht nicht anders; denn weder Pferd, Esel, Maultier noch Kamel sind in unseren tropischen Kolonien vorläufig auf die Dauer zu verwenden, da sie über kurz oder lang dem Klima oder dem Stich der Tsetsefliege zum Opfer fallen. Es bleibt also nur der Mensch übrig. Wir stehen mit diesen trüben Erfahrungen nicht allein da; auch die Träger.



Araba tunisienne, von dem französischen Expeditionskorps 1900 in China gebraucht.

Engländer sind auf ihren Expeditionen gegen die Aschanti, die Franzosen bei ihren Unternehmungen in Dahomey allmählich vollständig auf den schwarzen Karawanenträger zurückgekommen.

Vergegenwärtigen wir uns einmal kurz die Schwierigkeiten, welche die Verproviantierung eines aus mehreren hundert weißen Soldaten bestehenden Expeditionskorps in einem spärlich bevölkerten Lande bereiten wird, das nicht die Hilfsquellen der Kultur darbietet. Verpflegung.

Nehmen wir nach englischem und französischem Muster als Grundlage die etwas modifizierte verstärkte Kriegsportion mit 750 g Brot oder entsprechender Menge Mehl und 500 g frisches oder Konservenfleisch, dazu das nötige Fett, Zucker und irgend ein Getränk, sei es nun Tee, Kaffee oder Wein, so können wir uns vorstellen, welchen Umfang eine Proviantkolonne im Innern Afrikas, die lediglich auf schwarze Träger angewiesen ist, annehmen muß. Der Europäer bedarf aber, soll sein Organismus auf die Dauer leistungsfähig bleiben, in den Tropen viel mehr, als in

den heimischen Kriegsverhältnissen eines gewissen Komforts seiner materiellen Lebensführung. Zu diesem Zwecke ist die Mitnahme feiner Fleisch- und Fischkonserven, eingemachter Früchte, Fruchtsäfte, Gewürze, Schokolade, besonders auch von Tabak und Zigarren, und zwar aller dieser Dinge in nicht zu sparsamer Weise, unbedingt notwendig. Hierdurch würde das Gewicht der mitzunehmenden Lasten noch ganz wesentlich zunehmen.

Der französische Oberst Ditte berechnet unter Anwendung größter Sparsamkeit das Gewicht der täglichen Mundportion des weißen Soldaten auf 1787 Gramm, diejenige des Eingeborenensoldaten auf nur 824 Gramm; das ergibt also rund 1 kg Last, welches für den Europäer pro Tag und Kopf mehr mitzuschleppen ist. Ditte betont hierbei noch nicht einmal, daß man auf innerafrikanischen Expeditionen die für den Eingeborenensoldaten nötigen Lebensmittel recht häufig, diejenigen für den Europäer so gut wie nie an Ort und Stelle finden wird. Der Vorzug, den eine farbige Truppe in den Tropen vor einer europäischen verdient, erfährt durch diese Vergleichszahl eine besonders helle Beleuchtung.

Trinkwasserbeschaffung.

Eine weitere wichtige Frage ist die Beschaffung eines trinkbaren bezw. trinkbar gemachten Wassers für den Europäer auf Expedition. Es kann hier nicht auf Einzelheiten eingegangen werden; es muß aber auf das ausdrücklichste betont werden, daß, um Ruhr, Typhus und andere Infektionskrankheiten fernzuhalten, grundsätzlich dem Europäer das Trinken aus Bächen oder gar stehenden Gewässern nicht nur dienstlich untersagt, sondern tatsächlich unmöglich gemacht sein muß.

Filter.

Wir haben in unseren Kolonien lange und kostspielige Versuche mit allen möglichen Arten von Wasserfiltern gemacht, sind aber wohl durchweg jetzt zu der Ansicht gekommen, daß kein einziges der verschiedenen Systeme imstande ist, quantitativ und auf die Dauer auch qualitativ den Anforderungen länger dauernder Expeditionen zu genügen. Die kleineren Kohlentaschenfilter, welche man noch bis in die jüngste Zeit in unseren Kolonien den in das Innere marschierenden Europäern mitzugeben pflegte, bedeuten nach meiner Erfahrung eine direkte Gefahr, indem sie bei dem nicht hygienisch vorgebildeten Laien den Glauben erwecken, daß sie imstande sind, bakterienfreies Wasser zu liefern und das Abkochen überflüssig erscheinen lassen. Ich habe daher seiner Zeit in Deutsch-Ostafrika überhaupt die Mitgabe dieser Filter auf Reisen abgestellt und den Offizieren und Unteroffizieren statt dessen die einfache Methode der Alaunklärung mit nachfolgendem Abkochen des Wassers empfohlen. Ein Eßlöffel gepulverten Alauns auf 1 Eimer Wasser reißt innerhalb einer halben Stunde alle groben erdigen und schlammigen Beimischungen zu Boden, so daß durch das weitere Abkochen ein völlig klares und durchaus unschädliches Trinkwasser erzielt wird. Im übrigen verbietet sich auch im Gelände des tropischen Afrika die Mitnahme von ausreichenden großen Filtern oder fahrbaren Wassersterilisierapparaten.

Die deutschen Marinedetachements in Deutsch-Ostafrika 1905/06 sind nach ihren

Erfahrungen im allgemeinen zu demselben Ergebnis gekommen, daß nämlich ein für eine geschlossene weiße Truppe ausreichendes Filter für den tropischen Expeditionsgebrauch nicht vorhanden ist, daß die kleinen Handfilter nichts wie „Blendwerk" sind, und daß das Abkochen des Wassers immer noch das einzige sichere Mittel ist, es, gegebenfalls mit Zusätzen, trinkbar zu machen.

Sterilisierung des Wassers.

Eine sachgemäße Sterilisierung (Abkochen) kann aber nur unter Aufsicht eines Offiziers oder Sanitätsoffiziers absolut sicher gewährleistet werden; die Abgabe genügender Mengen Trinkwasser muß genau wie diejenige der Lebensmittel durch bestimmte Befehle geregelt sein. Daß es aber, wenn der afrikanische Durst allein den Europäer beherrscht, praktisch unmöglich ist, ihn am Trinken aus verbotenen Wasserstellen zu hindern, weiß jeder, der einmal in afrikanischer Sonnenglut mit europäischen Mannschaften auf Expedition marschiert ist. Alle gegenteiligen Behauptungen beruhen auf Theorie. Eine weiße Expeditionstruppe im tropischen Afrika wird also selbst bei strenger Aufsicht immer mit der Gefahr der Ruhr und des Typhus zu rechnen haben.

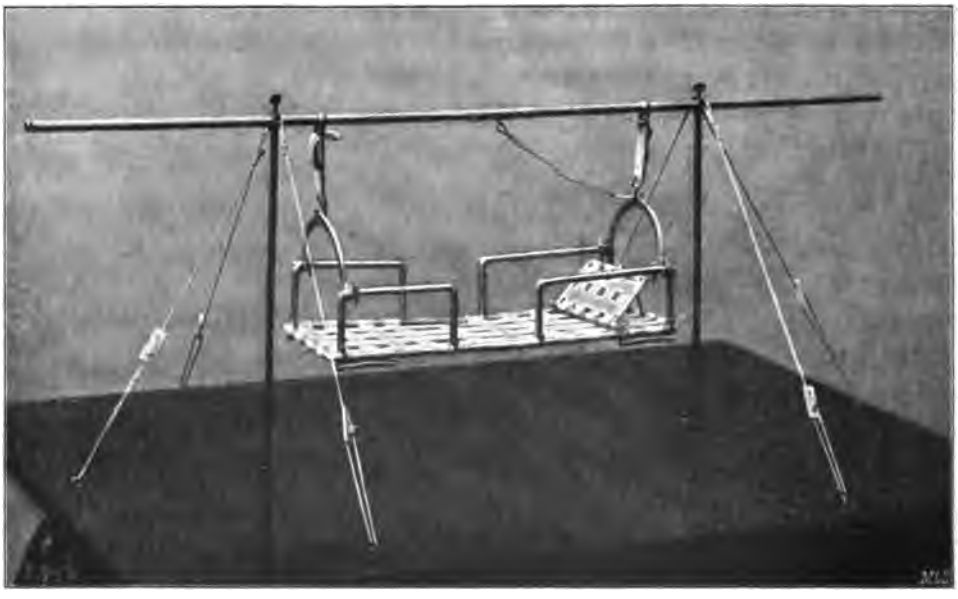
5. Pflege und Transport Kranker und Verwundeter.

Als eine der schwierigsten Aufgaben bei allen kolonialen Unternehmungen hat sich die Regelung der Pflege und des Transportes der kranken und verwundeten Europäer erwiesen. Es hat dies seinen Grund einmal in der Natur des tropischen Landes, sodann in den Gepflogenheiten des im Kampfe gegenüber stehenden Gegners.

Um letzteren Punkt vorwegzunehmen, so haben wir in den Kolonialkämpfen einen Gegner vor uns, dem die durch die Genfer Konvention und natürliches Humanitätsgefühl vorgeschriebene Rücksicht auf wehrlose Kranke und Verwundete unbekannt ist. Sie sind verloren, wenn sie dem fanatischen Feinde in die Hände fallen; die Folge hiervon ist also, daß wir bei aller Fürsorge für Kranke und Verwundete in erster Linie auf Sicherstellung ausreichenden militärischen Schutzes sehen müssen. Da man aber gerade nach verlustreichen Gefechten alles vermeiden wird, wodurch eine Zersplitterung der eigenen Streitkräfte bedingt sein würde, werden wir in den meisten Fällen gezwungen sein, Verbandplätze, fliegende Lazarettanstalten und die Verwundetentransporte stets unmittelbare Fühlung mit der fechtenden und marschierenden Truppe halten zu lassen. Daß hierdurch nicht nur die Pflege für den Verwundeten leidet, sondern auch ganz besonders die freie Beweglichkeit der Truppe eine Einbuße erfahren muß, ist klar. In diesem Sinne mußte auch das Wort Wißmanns aufgefaßt werden, das wir von ihm vor den Gefechten während des Araber-Aufstandes wiederholt zu hören bekamen, wenn es galt, dem tollkühnen Wagemut des einzelnen einen Zügel anzulegen: „Lassen Sie sich totschießen, aber nicht anschießen!" Tatsächlich ist auf tropischen Kriegsunternehmungen jeder verwundete transportbedürftige Europäer ein schwerer, unter Umständen verhängnisvoller Ballast für die ganze Truppe.

Die andere Schwierigkeit ist bedingt durch die Unwegsamkeit des wilden Landes und die Unmöglichkeit — zumal bei dem Mangel geeigneter Tiere — mittels Fahrzeugen den Verwundetentransport durchzuführen.

Frankreich und England benutzten in ihren Kolonien, soweit diese ausreichende Verkehrsstraßen haben, für den Verwundetentransport mit Erfolg Lasttiere jeder Art. Elefant, Kamel, Pferd, Esel, Maultier finden dort in gleicher Weise Verwendung. Wo aber, wie im Sudan, Aschantiland, Dahomey und Tonkin die Möglichkeit dieser Art des Transportes aufhörte, blieb eben nichts weiter übrig, als den schwarzen Träger als Lasttier zu verwenden.



Modell einer Krankentrage für tropische Expeditionen, entworfen von Stabsarzt Steuber 1895.

Krankenträger und Krankentragen.

Auch wir würden bei der Heranziehung weißer Truppen zu kolonialen Expeditionen in unseren tropischen afrikanischen Kolonien auf den Karawanenträger zurückgreifen müssen; es unterliegt keinem Zweifel, daß es allein auf diese Weise möglich ist, den Verwundeten selbst im unwegsamsten Gelände, wo auch das Maultier versagen würde, fortzuschaffen. Voraussetzung hierfür wäre allerdings, daß wir es uns angelegen sein ließen, ein gut geschultes und zuverlässiges farbiges Krankenträgerkorps heranzubilden, es stets schlagfertig bereit zu halten und das Modell einer leichten, den tropischen Expeditionsverhältnissen angepaßten Krankentrage einzuführen.

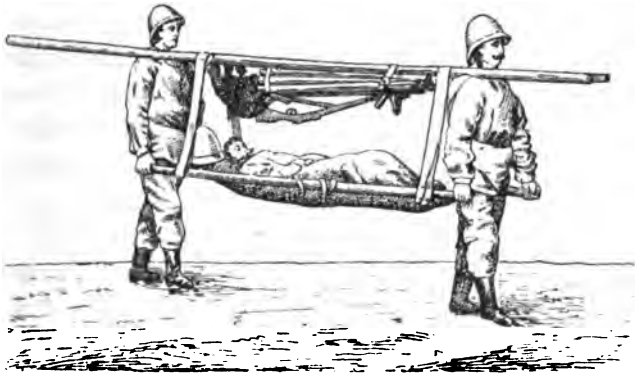
Die früher viel benutzten Hängematten haben den Nachteil, daß der darin Liegende bei langen Transporten mehr und mehr in sich zusammen sinkt, daß sein Gesäß sich

dem Erdboden nähert und hierdurch allen möglichen Insulten, beim Durchschreiten von Flüssen sogar der Durchnässung ausgesetzt ist. Ein weiterer Übelstand der Hängematten liegt darin, daß man den Verwundeten niemals des Nachts in ihnen liegen lassen kann, daß er vielmehr herausgenommen und anderweitig auf dem Erdboden untergebracht werden muß.

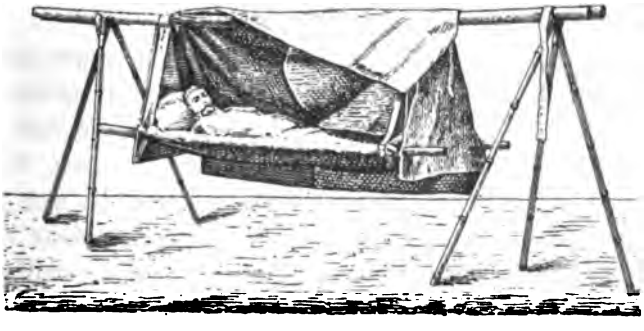
Ein für den Expeditionsgebrauch taugliches Transportmittel muß demnach:

1. leicht und handlich, d. h. an einer Stange zu tragen sein,
2. muß es sich nicht nur als Trage auf dem Marsche, sondern auch als Bett im Lager für den Verwundeten benutzen lassen.

Von diesen Gedanken ausgehend, habe ich bereits im Jahre 1895 ein diese Eigenschaften aufweisendes Modell einer Verwundetentrage für tropische Expeditionen angefertigt und der Medizinalabteilung des Königlichen Kriegsministeriums vorführen dürfen. Aus äußeren Gründen wurde seiner Zeit die angegebene Idee nicht weiter verfolgt. Die Abbildung gibt eine Darstellung des Modells und der dabei in Anwendung gebrachten Grundsätze.



Brancard-palanquin Franck-Fontaine en usage dans les troupes coloniales.



Brancard-palanquin avec la tente-abri et les trépieds-supports servant de lit à l'étape.

Der Conseil supérieur de santé des colonies in Frankreich ist nach mannigfachen Versuchen mit Expeditionsverwundetentragen zu einem ähnlichen Ergebnis neuerdings gekommen und hat den „brancard palanquin Franck-Fontaine" eingeführt. Ein vergleichender Blick auf beide Modelle zeigt die Übereinstimmung des bei der Konstruktion verfolgten Grundgedankens, wenn auch dem französischen Modell der Vorzug der größeren Einfachheit zugestanden werden soll.

Die Heranziehung europäischer Mannschaften zum Verwundetentransport ist für die Tropen, selbst auf kurze Entfernungen, ausgeschlossen. Entsprechende auf der China-Expedition von unseren Marinetruppen gemachte Versuche haben dies erneut gezeigt. So kam es vor, daß bei einer Gelegenheit „in der Glut der Mittagshitze nach allerdings anstrengendem Marsche sechs Mann kaum fähig waren, einen vom Hitzschlag Befallenen auch nur 1 km weit auf einer Trage zu transportieren, und das in einem Lande, wo man gezwungen war, die Erschöpften und Verwundeten stets mitzunehmen, wollte man sie nicht der Grausamkeit der Chinesen preisgeben." (Bericht des Marinestabsarzt Metzke.)

Umfang des Krankentransport-Apparates.

Über den Umfang des Krankentransport-Apparates für eine weiße Truppe in den Tropen geben uns fremde Kolonialkriege Aufschluß: So nimmt Lord Wolseley 12 Tragen für 100 Europäer, 2 Tragen für 100 Eingeborenesoldaten als notwendig an. Die Holländer rechneten 8 Tragen für 100 Europäer während der Atchin-Expedition, die Franzosen 8,3 Tragen auf der Dahomey-Expedition für 100 weiße Soldaten. Letztere Zahl erwies sich als zu gering, so daß die Franzosen jetzt gleichfalls auf 10 vH. Tragen bei ihren Kolonialtruppen gekommen sind. Für die Verhältnisse in unseren tropischen afrikanischen Kolonien möchte ich mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des Geländes nicht unter den Satz von 12 vH. heruntergehen.

Rechnen wir für 1 Trage, einschließlich 2 Reserveträger, 4 Träger, von denen 2 allerdings gleichzeitig zum Tragen des Sanitätsmaterials mitbenutzt werden könnten, so wären für eine weiße Expeditionskompagnie, zu rund 120 Mann gerechnet, 14 Tragen mit einem Stamm von 56 geschulten farbigen Krankenträgern notwendig.

6. Umfang der Bagage überhaupt.

Aber auch angenommen, wir wären wie die Engländer seiner Zeit in Abessynien in der Lage, Maultiere für die Fortschaffung der Bagage zu verwenden, die Länge des Trosses würde durch das Heer der Treiber und die für diese und die Tiere mitzuschleppenden Lebens- und Futtermittel nur noch größer werden. So verbrauchten die Engländer auf der nur vier Monate dauernden Expedition nach Abessynien für ein 12 000 Mann starkes Expeditionskorps, in dem sich nur 4000 weiße Soldaten befanden, nach den Aufzeichnungen Lord Roberts', der als Generalstabsoffizier das Transportwesen organisiert hatte, nicht weniger als 18 000 Maultiere, 1500 Ponnies, 1800 Esel, 12000 Kamele und 8400 Zugochsen, zusammen also auf 12 000 Soldaten

41 700 Tiere und außerdem 3000 Kulis. Von den Lasttieren gingen im Laufe der Expedition 23 000 Stück ein, d. h. mehr, als man im ersten Voranschlage überhaupt für notwendig angesehen hatte.

Zu diesem ungeheuren Troß trat aber bei den Engländern noch das Heer der sogenannten „Campfollowers“ (Lagerfolger), das sind farbige Troßknechte, die den englischen Soldaten alle Arbeiten, die nicht unmittelbar zum Dienste gehören, z. B. Futtern, Satteln, Anspannen, Reinigen der Tiere, Reinhalten des Lagers usw. abnehmen. Dies bedeutete ein weiteres Anschwellen des Trosses, und es macht sich in den letzten Jahren bei den englisch-indischen Militärbehörden eine gewisse Reaktion bemerkbar, die bei der Kolonialkavallerie beispielsweise das Putzen der Pferde wieder zu einer persönlich vom Europäer zu verrichtenden Diensthandlung gemacht hat.

Trägerfrage.

Für unsere tropischen Kolonien kommen also als Transportmittel nur die eingeborenen Träger in Betracht. Die Aufstellung einer weißen Truppe würde daher gleichzeitig Vorkehrungen nötig machen, um jeden Augenblick ein geschultes und organisiertes Trägerkorps in Bewegung setzen zu können. Dies ließe sich durch Einrichtung ständiger Trägerdepots wohl erreichen; man könnte auch in Zeiten der Ruhe die Leute durch Wegebau und dergl. genügend beschäftigen.

In Zeiten kriegerischer Unruhen sind nur schwer Träger zu bekommen; denn der afrikanische Träger ist im allgemeinen ängstlich und um sein Leben besorgt. Nur zu oft erfährt hierdurch die Durchführung für notwendig befundener militärischer Maßnahmen unliebsame Hemmnisse.

Über den Umfang solcher Trägerkolonnen geben uns die englischen Kolonialkriege Aufschluß: So waren auf der ersten Aschanti-Expedition für ein 680 Mann starkes weißes Infanteriebataillon bei höchster Beschneidung des Gepäcks 654 Träger notwendig; es kommt also ungefähr auf jeden Europäer 1 Träger. Auf der genannten Expedition wurden insgesamt 6000 Träger gebraucht. Sechstausend Träger wollen aber auch etwas zu essen haben; denn wenn das Essen, die „chakula“ dem Karawanenträger knapp wird, läßt er einfach seine Last liegen und ist am Morgen verschwunden.

Die Trägerfrage ist das Kreuz jedes Expeditionsleiters; von den gesundheitlichen Gefahren gar nicht zu reden, welche die Anhäufung solcher schwarzen Menschenmassen in unmittelbarer Nähe des weißen Soldaten mit sich bringt. Da gilt das französische Wort: „L'Hygiène du porteur c'est la santé du soldat.“

7. Marschleistungen einer europäischen Truppe.

Berittmachung.

Wie steht es nun mit den Marschleistungen einer weißen Truppe? General Gallieni erklärte bei der Zusammensetzung eines weißen Expeditionskorps für den Sudan: „l'Européen ne marche pas dans le Soudan.“ Er setzte jeden einzelnen seiner weißen Soldaten auf ein Maultier und ermöglichte hierdurch gleichzeitig die

Mitnahme einer Mundportion für 4 Tage ohne den Train zu vergrößern. Außerdem konnten diese Maultiere ohne weiteres zum Transport der Kranken benutzt werden.

Leider wird dies Wort Gallienis auch für unsere tropischen Kolonien gelten, da die Verhältnisse hier für die Marschleistungen einer geschlossenen weißen Truppe noch ungünstiger, als im trockenen Sudan liegen. Wißmann hatte das auch bei Zusammensetzung seiner Schutztruppe erkannt und hielt streng darauf, daß jeder Europäer auf Expedition ein Reittier — meist Maskatesel — hatte. Die Richtigkeit des Wißmannschen Standpunktes zeigte sich schon nach der Erstürmung von Buschiris Lager, bei der ein Landungskorps der Marine die farbige Wißmann-Truppe unterstützt hatte. Die durch das Gefecht erschöpften Blaujacken litten auf dem nur wenige Stunden währenden Rückmarsch nach Bagamoyo ungeheuer unter der Hitze und dem Durst. Die Marschordnung löste sich vollkommen auf; ein Teil der Matrosen wurde, um das schlimmste zu verhüten, mit den Reittieren der mehr marschgewohnten Wißmann-Offiziere beritten gemacht, ein anderer Teil wurde von den farbigen Soldaten geschleppt. So zog die siegreiche Truppe in Bagamoyo ein (Richelmann).

Das Tragenlassen in der Hängematte, wie dies die englischen Offiziere auf der Aschanti-Expedition taten und die Portugiesen in Westafrika heute noch tun, vermindert den Überblick, vermehrt die Trägerlast und entwöhnt den Körper von der so zuträglichen Bewegung des Gehens. (v. Wißmann.) In den französischen Kolonien Westafrikas ist hier und da in neuester Zeit auf Expedition für je 2 Europäer ein Maultier oder Pferd vorgesehen; diese Maßregel hat gute Erfolge gehabt.

Wir werden hiernach bei Verwendung weißer Soldaten auf *Beschaffung guter Maultiere* bedacht sein müssen, wodurch aber gerade mit Rücksicht auf die sicher zu erwartenden Verluste infolge von Tierseuchen ganz *erhebliche Kosten* unvermeidlich sein würden.

8. *Eigenartigkeit des Garnisondienstes.*

Aber nicht bloß auf Expeditionen, schon in der Garnison der Tropen würde sich der tägliche Dienst für den weißen Soldaten erheblich anders gestalten, als zu Hause. Hierbei muß allerdings bemerkt werden, daß die im folgenden in Umrissen skizzierte Einteilung des Dienstes als Muster nur für die heißen tropischen *Flachländer* gelten kann. Im Gebirge stellen sich die Verhältnisse erheblich günstiger und lassen eine stärkere Inanspruchnahme der physischen Körperkräfte einer weißen Truppe zu.

Exerzieren. Der französische Soldat in den Tropen steht 5^{00} vormittags auf; von 6^{00} bis 8^{00} vormittags exerziert er mit 5 Minuten Pause nach jeder halben Stunde. Dies sind die einzigen Stunden des Tages, in denen überhaupt wegen der Hitze

exerziert werden kann. Von der Mitte des Vormittags bis zur Mitte des Nachmittags sollen die Kasernen geschlossen sein; kein Mann erhält Erlaubnis sie zu verlassen. In dieser Zeit soll nur Instruktionsdienst und Schule abgehalten werden. Auf diesen Teil des Dienstes legen die Franzosen mit Recht ein großes Gewicht, da sie bestrebt sind, ihre Soldaten möglichst in allem Kolonialwissen fortzubilden, um sie nach ihrer Entlassung als brauchbare Ansiedler in der Kolonie zu halten. Die Zeit von 4^{00} nachmittags bis zum Abend, der in den Tropen bereits um 6 Uhr anfängt, wird mit Turnen und Sportspielen ausgefüllt.

Übungsmärsche. Übungsmärsche werden allerdings auch gemacht, jedoch nur in der Zeit von 5^{00} bis 9^{00} vormittags; 20 km soll die höchste Leistung sein, häufige Marschpausen gemacht werden.

Aus der geschilderten Beschaffenheit des täglichen Dienstes geht übrigens schon hervor, daß man nur völlig in der Heimat ausgebildete Mannschaften in die Kolonien schicken kann.

Arbeitsdienst. Jeder Arbeitsdienst im Freien ist verboten wegen der Sonnengefahr; eine Verwendung auf militärischen Handwerkstätten ist für weiße Soldaten nur in Form des Aufsichtsdienstes zulässig. Die eigentliche Arbeit besorgen Farbige. Endlich aber, und das ist ein sehr wichtiger hygienischer Grundsatz: Der weiße Soldat darf in den Tropen unter keinen Umständen zu Erdarbeiten, insbesondere zu Wegebauten herangezogen werden. Frankreich hat diesen Satz nicht immer befolgt. Daher starb auf der Madagaskar-Expedition, als weiße Genietruppen durch Sumpf und Wildnis einen Weg nach Tananarivo bauen mußten, fast der zweite Mann an Malaria oder Ruhr. Bei dem Bau der Panamabahn aber „kostete", nach ihren eigenen Worten, „jede Eisenbahnschwelle ein Menschenleben." Die Franzosen haben in der Tat Recht, wenn sie sagen: „Der Europäer, der in den Tropen gräbt, gräbt sich selbst sein Grab."

9. Alkoholfrage.

Eine bei weitem größere Gefahr als zu Hause erwächst dem weißen Soldaten in den Tropen aus dem Alkoholmißbrauch. Hitze, Durst, schlechtes Wasser, Mangel an geistiger Anregung sind die Wurzeln dieses Übels; eine Steigerung erfährt die Alkoholgefahr weiter durch die Eigentümlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens in den Tropen: kein Geschäft mit den Engländern ohne Whisky Soda, kein Besuch beim Holländer ohne ein Glas Genever, keine Einladung beim Deutschen ohne den Trunk Wermut.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um darzutun, wieviel leichter der durch chronischen Alkoholmißbrauch geschwächte Körper des Europäers den einzelnen Tropenkrankheiten, in erster Linie den entzündlichen Prozessen der Leber, zum Opfer fällt. Das ist bekannt. Trotzdem aber sind die Ansichten über die Gewährung stark alkoholischer

Getränke an die weiße Truppe in den Tropen beispielsweise bei den Franzosen und Engländern weit auseinandergehend.

Frankreich. In der Tagesration des französischen Kolonialsoldaten finden sich außer 0,4 l Wein, gegen den nichts einzuwenden wäre, auch 4 Zentiliter scharfe Spirituosen, die meist in der Form eines minderwertigen Rums (tafia) oder anderen Schnapses regelmäßig verabfolgt werden. Bei den französischen Sudantruppen betrug bis 1886 die tägliche Schnapsration des weißen Soldaten sogar 25 Zentiliter! Ein im Jahre 1890 vom Marineministerium für alle weißen Kolonialtruppen erlassenes Schnapsverbot stieß auf große Schwierigkeiten und hat sich nicht allgemein durchführen lassen.

England. Frankreich ist also in dieser Beziehung dem Beispiele Englands nicht gefolgt, wo auf kolonialen Expeditionen in den Tropen der Soldat keinen Schnaps erhält, die Abgabe vielmehr ausschließlich auf ärztliche Anordnung erfolgen darf. Die Maßnahmen Lord Roberts', der den Alkoholismus in der britischen Armee durch dreißigjährige Erfahrung kannte, sind mustergültig. Er erkannte in den Kantinen die Quelle der Soldatentrunksucht, führte für sie die offizielle Bezeichnung „Branntweinschänke" ein und schuf daneben mit einem gewissen Komfort ausgestattete Kasinoräume für die Mannschaften, in denen sie bei mäßigen Gaben von Bier essen, sich aufhalten und sportlich beschäftigen konnten. Es ist Lord Roberts auf diese Weise gelungen, die Trunksucht in der indischen Armee wesentlich einzuschränken.

Der von Lord Roberts gewiesene Weg müßte auch von uns beschritten werden, wenn an uns einmal die Frage herantreten sollte, wie wir das außerdienstliche Leben weißer Soldaten in tropischen Kolonien hygienisch gestalten sollen. Das beste Mittel gegen Krankheiten, Langeweile, Heimweh und Schwermut des Europäers in den Tropen ist eben nicht der Alkohol, sondern gesunde Arbeit, geistige Anregung und energischer Körpersport.

III. Beispiele für die Verwendung weißer Truppen aus der französischen, englischen und deutschen Kolonialgeschichte.

Im folgenden möge an einigen Beispielen gezeigt werden, welche Erfahrungen Frankreich und England mit weißen Truppen in ihren tropischen Kolonien gemacht haben.

Frankreich.

Frankreich ist während der letzten 50 Jahre seiner Kolonialgeschichte wiederholt genötigt gewesen, weiße Truppen in tropischen Gegenden zu Expeditionszwecken zu verwenden.

Cochinchina-Feldzug 1858—1863. Der Feldzug in Cochinchina 1858—1863 kostete annähernd 4000 weißen Offizieren und Mannschaften das Leben, enorme Verluste, die in der Hauptsache als

die Folge mangelhafter Ausrüstung, besonders in sanitärer Beziehung, und Außerachtlassung der notwendigsten Rücksichten auf Klima und Jahreszeit anzusehen sind.

Expedition nach Mexiko 1862.

Zu derselben Zeit (1862) war Frankreich in Mexiko engagiert; auch hier waren die Verluste an weißen Truppen sehr groß, bei der Marine beispielsweise 262 vT. der Kopfstärke. Aber auch hier erkennen wir als Ursache der Verluste, daß die Ausrüstung der Mannschaften in keiner Weise den Tropen angepaßt war: die Leute trafen in Heimatsuniform ohne Tropenkopfbedeckung am Bestimmungsorte ein; man hatte ferner noch nicht gelernt, daß man europäische Soldaten in der Fieberregion des tropischen Küstenflachlandes nur unter großen Verlusten längere Zeit belassen kann, man machte endlich den großen Fehler, die Leute ihr Gepäck selbst tragen zu lassen.

Sudan-Expedition 1886—1888.

Die Sudan-Expedition unter General Gallieni (1886/88) fand die französischen Kolonialtruppen bereits besser vorbereitet. Die sehr mäßigen Verluste an Europäern waren hauptsächlich der sehr genauen Auswahl des Menschenmaterials sowie der Sicherstellung einer sachgemäßen Ernährung und Berittenmachung auf Maultieren zu verdanken. Interessant ist, daß wir schon hier eine Chininprophylaxe (0,1 Chinin pro die) finden; nähere Angaben fehlen leider, doch sind die guten sanitären Verhältnisse sicher dieser ärztlichen Maßnahme mit zuzuschreiben.

Dahomey-Expedition 1892—1894.

Auf der Dahomey-Expedition 1892/94 unter General Dodds suchte Frankreich die in anderen tropischen Kolonien teuer erkauften Erfahrungen mit Vorteil zu verwerten. Wir finden hier systematische Assanierung des Vormarschgebietes und Anlage einer Etappenstraße, Organisation des Trägerwesens, Reglementierung des Alkoholverbrauches, Herabsetzung der Gepäcklast für Europäer auf 15,5 kg, vor allem Betonung des farbigen Elementes bei Zusammensetzung der Truppe zugunsten des Europäers. Wenn trotzdem auf 1000 Europäer 121 Todesfälle durch Krankheiten kamen, so muß die Hauptursache für die Höhe dieser Ziffer in der außergewöhnlichen klimatischen Ungunst des Kriegsschauplatzes und der zu großen Jugend der weißen Soldaten gesucht werden.

Madagaskar-Expedition 1895.

Die praktischen sanitären Lehren der oben kurz skizzierten kolonialen Feldzüge wurden gelegentlich der Vorbereitung und Durchführung der Madagaskar-Expedition des Jahres 1895 auffallenderweise von Frankreich nur unvollkommen zur Richtschnur genommen. Schon die Zusammensetzung des 15000 Köpfe starken Expeditionskorps — $^4/_5$ europäische, $^1/_5$ farbige Mannschaften — mußte zu schweren Bedenken Anlaß geben. Daß man die weißen Truppen zudem mit einer 34 kg schweren Gepäcklast belud, ist bereits an einer anderen Stelle erwähnt worden. Anstatt durch eine Vorexpedition und Anlage einer Etappenlinie wenigstens durch das sumpfige Küstengebiet alle nötigen Vorbereitungen für ein schnelles Vorrücken der erst im letzten Augenblick zu landenden weißen Truppen zu treffen, wurden diese zuerst an das Land gesetzt, um selbst in monatelanger Arbeit eine

Straße durch Malariasümpfe zu bauen. Transport- und Sanitätswesen ließen ebenso wie die Verpflegung sehr viel zu wünschen übrig. Engherzige Verfügungen der militärischen Leitung legten dem Wirken der Ärzte bedenkliche Fesseln an, in völliger Verkennung der Tatsache, daß weitgehendste Hygiene erste Vorbediungng für den Erfolg einer tropischen Expedition ist.

So begann der 500 km lange Marsch nach Tananarivo, und sofort setzten die Verluste ein; anfangs noch gering — im März 1 Todesfall am Tage — allmählich aber zunehmend bis zu der furchtbaren Ziffer von 45 Toten täglich im Oktober, wohlverstanden, nur durch Krankheit. „Denn," so schreibt Reynaud, médecin en chef des colonies, „nicht die feindlichen Hova rissen diese Lücken in unsere Reihen, sondern der mit ihnen verbündete General Tazo." „Tazo" heißt im madagassischen Dialekt soviel wie Sumpffieber.

Die Verluste der Franzosen waren ungeheuer. Von 12 850 weißen Soldaten waren über 4000 tot, den Krankheiten erlegen, 6000 waren invalide, alle Überlebenden aber waren krank. Am größten waren die Verluste bei den Genietruppen, die den Weg gebaut hatten: sie hatten bei einer Iststärke von 600 Köpfen 387 Mann verloren, d. h. 64,5 vH., oder auf 5 weiße Geniesoldaten kamen 3 Todesfälle.

Der Verlauf der Madagaskar-Expedition 1895 kann nicht als Maßstab für die Beurteilung der Verwendbarkeit weißer Truppen in tropischen Kolonien gelten, er zeigt aber, wie die Erfolge sind, wenn die Gesetze der militärischen Tropenhygiene im weitesten Sinne nicht die erforderliche Berücksichtigung finden. Hierin liegt der bleibende Wert, den das Studium gerade dieser Expedition für den Offizier und den Sanitätsoffizier einer Kolonialtruppe hat.

England.

Das Geheimnis der englischen kolonialen Kriegführung läßt sich in zwei Sätzen zusammenfassen, nämlich

1. ein koloniales Expeditionskorps für die Tropen muß in der Hauptsache aus farbigen Truppen bestehen; ein bestimmtes Zahlenverhältnis läßt sich in dieser Beziehung nicht aufstellen, doch ist Regel, daß umsoweniger Europäer Verwendung finden sollen, je ungesunder das Land ist;

2. weiße Truppen dürfen — so lautete seinerzeit die Instruktion des englischen War Office an General Wolseley — den klimatischen Schädlichkeiten nur dann ausgesetzt werden, wenn man dasselbe Ziel durch farbige Truppen nicht erreichen kann. Der weiße Soldat ist ein viel zu kostbares und zerbrechliches Kriegsinstrument, als daß man ihm lange Märsche, schwere Arbeit, Gepäck und Entbehrungen zumuten dürfe. Er muß in vollster Leistungsfähigkeit an den Feind gebracht werden.

In dem zweiten Satze spricht sich vortrefflich der kaufmännische Scharfblick des Engländers aus, der kein noch so hohes Anlagekapital scheut, wenn er hierdurch das

wertvolle Leben eines seiner weißen Soldaten — man vergesse nicht, noch dazu Söldner — erhalten kann.

Erster Aschanti-Feldzug. 1873—1874.

Der Engländer ist allerdings noch mehr, als wir auf den Erwerb von Kolonien angewiesen; er greift zu, wo sich ihm herrenloses Land bietet und denkt nie daran, das einmal erworbene wieder preiszugeben, auch wenn es anfänglich noch so ungünstig erscheint. Die westafrikanische Goldküste hieß lange bei den Engländern „die Kolonie mit den zwei Gouverneuren, einer der im Sterben liegt, der zweite zum Ersatz des ersten auf der Ausreise begriffen". Und doch setzte England im ersten Aschanti-Feldzug erhebliche weiße Streitkräfte ein, um eine solche ungesunde Kolonie zu halten.

General Wolseley leitete die Expedition und zwar stellte er durch die Art der Ausführung ein Muster für alle späteren Kolonialunternehmungen auf; er zeigte, daß man in tropischen Kolonialkriegen nur Aussicht auf Erfolg hat, wenn man seine Streitkräfte gesund, wohlverpflegt und ungeschwächt an den Gegner heranbringt. Jeder spätere englische tropische Kolonialkrieg ist seit General Wolseley ein „doctors and engineers war", ein Krieg der Ärzte und Ingenieure gewesen. Es ist dies ein geflügeltes Wort, das Lord Derby damals zuerst im englischen Parlament geprägt hat, das aber für tropische Kolonialfeldzüge dauernd bis heute seinen Wert bewahrt hat.

Da die feindliche Stellung der Aschanti etwa 200 englische Meilen von der Küste im Innern lag, ließ General Wolseley vor allem durch farbige Leute unter Leitung weißer Ingenieuroffiziere einen Weg dorthin anlegen, den er dann zu einer enggegliederten Etappenstraße ausbaute. Alle 20—25 km, d. h. so weit wie man einen Kranken an einem Tage in einer Hängematte transportieren kann, wurden durch Ingenieure wohlgeordnete Etappenorte mit Magazinen, gegen die Sonne geschützten Lagerplätzen, fliegenden Lazaretten, Arzeneireserven und Filteranlagen für Trinkwasser errichtet. Gleichzeitig mit den Ingenieuren im Vormarschgebiet erschien ein umfangreicher Stab von Ärzten, deren erste Aufgabe es war, die gesundheitlichen Vorbereitungen längs der Etappenstraße zu treffen, für Trinkwasser zu sorgen, ein wachsames Auge auf etwa unter der Eingeborenenbevölkerung herrschende Seuchen zu haben und Schutzimpfungen gegen die Pocken im weitesten Umfange vorzunehmen. In der zweiten Hälfte des Dezember trafen die Transporte mit den weißen Truppen auf der Reede von Cape Coast Castle ein, aber erst am 1. Januar, nachdem Wolseley sich persönlich überzeugt hatte, daß alle Vorbereitungen fertig waren, gab er den Befehl zur Landung, um die Truppen nicht länger als unbedingt nötig, den klimatischen Schädlichkeiten auszusetzen. Und noch an demselben Tage setzte er seine Truppen in Bewegung.

Erstaunlich ist die Anzahl der Ärzte, von denen nicht weniger als 84 mit einem vorzüglich organisierten Krankentransportwesen zur Verfügung standen. 84 Ärzte auf 5000 Soldaten! In der Tat ein Doktorkrieg wie nie zuvor.

Am 5. Februar wurde Komassi, die Hauptstadt der Aschanti, genommen, am 6. Februar traten die weißen Truppen den Rückmarsch zur Küste an; am 22. Februar, also nach noch nicht zwei vollen Monaten seit Betreten des Landes, erfolgte die Einschiffung.

Warum diese Hast und Schnelligkeit? **Antwort:** Die große Regenzeit stand vor der Tür mit allen ihren gesundheitlichen Gefahren.

Der Erfolg der technischen und sanitären Maßnahmen war **glänzend**; der Gesamtverlust an weißen Truppen einschließlich geringer Verluste vor dem **Feinde** betrug nur 48 Tote, ein für tropische Feldzüge sehr geringer Satz.

Aber die Kosten der in der Hauptsache nicht ganz zwei Monate währenden Expedition betrugen genau 18 Millionen Mark. Man sieht, koloniale Unternehmungen kosten auch andern Nationen viel Geld.

Sudan-Feldzug 1898.

Das Wolseleysche Beispiel für die Verwendung weißer Truppen hat Schule gemacht. Als ein Meister in dieser Beziehung zeigte sich General Kitchener im Sudan-Feldzug 1898 bei den Vorbereitungen zu der das Derwischheer vernichtenden Schlacht von Omdurman. Ingenieurtechnik, Sanitätswesen und Verwaltung reichten sich hier die Hand, um von Kairo Nil-aufwärts eine Etappenstraße bis hart nördlich von Khartum zu schaffen. Bezeichnend ist die Reihenfolge, in der Kitchener seine Streitkräfte auf dieser Straße vorschob: zuerst die Ingenieur-, Sanitäts- und Traintruppen, dann die Bagagen und Stäbe, zuletzt, als alle Vorbereitungen getroffen, die weißen Truppen. Und kaum sind letztere am vordersten Etappenort angelangt, als Kitchener sie auch sofort gegen das nahe Derwischheer führt, dieses am 2. September vernichtet, um die weißen Truppen bereits am 5. September aus dem heißen ungesunden Sudan zurückzuziehen und über Ägypten in die Heimat zurückzusenden. Verluste infolge des Klimas waren überhaupt nicht zu verzeichnen.

Diese beiden englischen Expeditionen zeigen uns, daß es also sehr wohl möglich ist, weiße Truppen in den Tropen mit Erfolg zu verwenden. Der Erfolg hat allerdings zur Voraussetzung, daß ein Führer an der Spitze steht, der auf Grund eigener persönlicher Erfahrung zu der Erkenntnis gekommen ist, daß bei tropischen Unternehmungen nicht sowohl die feindlichen Eingeborenen, als vielmehr die Ungunst des tropischen Klimas, des Landes und die tropischen Krankheiten die größte Gefahr für den Europäer darstellen. Dem Führer muß auch ein Stab von Sanitätsoffizieren zur Seite stehen, die tropenerfahren und besonders mit der Eigenart des tropischen militärischen Sanitätsdienstes vollkommen vertraut sind. Junge, unerfahrene nicht spezialistisch vorgebildete Ärzte werden leicht mehr schaden, als nützen.

Deutschland.

Wenn wir zum Schluß noch fragen: können wir aus den Erfahrungen, die Deutschland 1905/06 während des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika mit den weißen Marinetruppen gemacht hat, einen sicheren Rückschluß ziehen auf die Frage der Verwendbarkeit einer geschlossenen weißen Truppe in den Tropen, so dürfte die Antwort, soviel hierüber bisher bekannt geworden ist, im verneinenden Sinne ausfallen. Die Kopfstärke des Seesoldatendetachements und der übrigen kleineren Marinetruppenteile betrug etwa 320 Mann; die Truppen wurden von August 1905 bis Februar 1906 in Gestalt von sechs bis sieben kleineren Detachements an den verschiedensten Orten der Kolonie an der Küste und im Innern militärisch verwandt. Von einer größeren geschlossenen weißen Truppe kann man also in diesem Falle nicht sprechen. Es bot sich demnach auch wohl kaum die Gelegenheit, mit denjenigen großen Schwierigkeiten, besonders hinsichtlich der Verpflegung, des Transportwesens und in sanitärer Beziehung, die bei einer geschlossenen Truppe unvermeidlich sind, kämpfen zu müssen. In der Hauptsache, scheint es, waren den einzelnen kleinen weißen Trupps bei ihren Streifen in Busch und Steppe Abteilungen eingeborener Askaris angegliedert, eine Maßnahme, die besonders für den ostafrikanischen Buschkrieg nur natürlich erscheint. Aufstand in Deutsch-Ostafrika 1905—1906.

Es darf aber angenommen werden, daß auch bei dieser Art der Verwendung der weißen Marinetruppen mannigfache praktische Erfahrungen über Kleidung, Ausrüstung, Verpflegung, gesundheitliche Maßnahmen usw. gemacht worden sind, die für die Zukunft bleibenden Wert haben.

Allgemeine Schlußfolgerungen.

1. Der große Vorteil, den eine europäische Kolonialtruppe vor den Eingeborenentruppen hat, liegt in ihrer absoluten Zuverlässigkeit jedem Feinde gegenüber.

2. Diesem Vorteil der weißen Truppen stehen erhebliche Nachteile gegenüber, die bedingt sind durch die Schwierigkeit ihrer Verwendung infolge des tropischen Klimas, der tropischen Krankheiten und der Eigenart unserer tropischen Kolonien.

3. Die Frage der Verwendung europäischer Truppen ist in allererster Linie eine solche der praktischen militärischen Tropenhygiene im weitesten Umfange.

4. Die Kosten europäischer Kolonialtruppen sind im Vergleich zu den zu erwartenden Vorteilen und zu den Kosten der Eingeborenentruppen sehr hoch.

5. Eine Verwendung europäischer Truppen in den Tropen ist möglich, doch wird sie selbst bei weitgehendster Berücksichtigung der hygienischen Forderungen im tropischen Flachlande nur eine beschränkte, zeitlich stets nur vorübergehende sein können. Der Standort der europäischen

Truppen muß mindestens 1300 Meter hoch im malariafreien Gebirge liegen. Für Deutsch-Ostafrika kommen in dieser Beziehung beispielsweise der Kilima-Ndjaro, das Usambaragebirge und das Hochland von Uhehe in Betracht.

6. Die Hauptmasse einer Expeditionstruppe in tropischen Kolonien muß sich aus Eingeborenensoldaten zusammensetzen. Die europäischen Truppen sollen, auf die farbige Truppe verteilt, für diese nur den Rahmen, das Skelett und, wo es notwendig wird, die feste Reserve abgeben.

7. Unerläßliche Vorbedingung für Verwendung europäischer Truppen in geschlossenen Verbänden sind Eisenbahnen.

Dr. Steuber,
Oberstabsarzt und Regimentsarzt des Feldartillerie-Regiments Oranien.

Studien nach Clausewitz. Neue Folge.

(Fortsetzung.)

I. Der Herbstfeldzug 1813.

13. Wartenburg.

Als Mitte September im Großen Hauptquartier der Verbündeten zu Teplitz der Gedanke auftam, die Schlesische Armee nach Böhmen heranzuziehen und sie Dresden gegenüber auf dem rechten Elbufer durch die russische Reservearmee zu ersetzen, war Blücher mit Erfolg hiergegen vorstellig geworden.*) Er setzte aber nicht nur durch, daß statt seiner Armee diejenige Bennigsens hinter ihm fort über die Lausitzer Pässe nach Böhmen rückte, sondern erwirkte darüber hinaus die Genehmigung der Monarchen von Preußen und Rußland zu „der selbstgewählten großen Aufgabe der Schlesischen Armee nach der Elstermündung abzurücken". Blücher wollte dort den Strom überschreiten, dadurch den zögernden Kronprinzen von Schweden mit sich reißen, damit die Nord- und Schlesische Armee sich auf dem linken Elbufer zu einem entschiedenen Vorgehen gegen die linke Flanke Napoleons vereinigten. Die Hauptarmee beabsichtigte nach Maßgabe des Eintreffens der Armee Bennigsens allmählich links abzumarschieren und durch ihr Vorgehen von Süden her gegen die rechte Flanke Napoleons zu wirken.

Der Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee wird von Blücher vorgeschlagen.

Skizze 18.

Die Nordarmee, an deren linken Flügel die Schlesische Armee nunmehr unmittelbaren Anschluß nahm, stand in der zweiten Hälfte des Monats September wie folgt: Torgau gegenüber bei Übigau die Division Wobeser des Korps Tauentzien, dessen Gros bei Herzberg, an der Elstermündung die Division Borstell des Korps Bülow, dessen Masse nebst der Division Hirschfeld sich vor Wittenberg befand und mit der Belagerung dieses Platzes beauftragt war. Das schwedische Korps befand sich bei Roßlau, das russische Korps bei Zerbst. Bei Aken, Roßlau und Elster waren Abteilungen zum Schutze der Brücken*) übergesetzt und Brückenköpfe angelegt worden, zahlreiche Kosakenschwärme streiften auf dem linken Elbufer. Marschall Ney hatte seine Kräfte, das IV. und VII. Korps, die polnische Division Dombrowski und Teile des 3. Kavalleriekorps, die zusammen 35 000 Mann zählten, zwischen der unteren

Die Nordarmee Ende September.

*) Vergl. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1907, Heft 1, S. 70.

Mulde und der Elbe vereinigt. Am 24. September wurden die bis Wartenburg vorgeschobenen Truppen Bülows von dort vertrieben und auf den die Brücke von Elster auf dem linken Ufer schützenden Brückenkopf beschränkt. In dem Glauben, daß die Verbündeten beabsichtigten, hier stärkere Kräfte übergehen zu lassen, vereinigte Ney das IV. Korps Bertrand und das VII. Korps Reynier bei Wartenburg und östlich Kemberg. Da bei Elster kein Übergang des Feindes erfolgte, aber die Nachricht von einem feindlichen Vorgehen über Dessau einlief, ließ der Marschall am 26. das Korps Reynier in dieser Richtung aufbrechen. Es zeigte sich, daß der Feind auch bei Roßlau noch nicht mit stärkeren Kräften übergegangen war. Da Bülow auf Befehl des Kronprinzen von Schweden, der eine französische Offensive über Wittenberg befürchtete, die Brücke bei Elster wieder hatte zerstören und das linke Ufer räumen müssen, schwand hier die unmittelbare Gefahr. Ney zog daher auch das IV. Korps näher gegen Dessau heran, das er am 28. besetzte. Ein Angriff auf den schwedischen Brückenkopf von Roßlau hatte jedoch keinen Erfolg. Auf die Meldung von einem erneuten Brückenbau des Feindes bei Elster, sah sich dann Ney veranlaßt, am 2. Oktober die Masse des IV. Korps wieder nach Wartenburg abrücken zu lassen.

Tatsächlich hatte der Kronprinz am 27. September bereits Bülow befohlen, die Brücke bei Elster für den bevorstehenden Übergang der Schlesischen Armee wiederherzustellen. Infolge der Annäherung dieser wurde Bülow am 4. Oktober mit drei Divisionen nach Roßlau herangezogen, nur die Division Thümen blieb vor Wittenberg.

Die Schlesische Armee marschiert rechts ab und erzwingt am 3. Oktober den Elbübergang bei Wartenburg.

Das Hauptquartier der Schlesischen Armee hatte anfänglich beabsichtigt, bei Mühlberg überzugehen, davon aber wegen der Nähe der französischen Hauptkräfte Abstand genommen und sich für den Übergang bei Elster entschieden. Hierzu war sie am 26. September aus der Gegend von Kamenz aufgebrochen, während bei Bischofswerda zur Beobachtung gegen Dresden und zur Deckung der Verbindungen mit Schlesien 9500 Mann des russischen Korps Langeron unter dem Generalleutnant Fürsten Schtscherbatow zurückblieben. Dieser war angewiesen, mit der bei Stolpen stehenden österreichischen leichten Division Bubna für den Fall eines feindlichen Vorstoßes über Dresden gemeinsam zu handeln. Gedeckt durch das russische Korps Sacken, das bei Großenhain Aufstellung nahm, schoben sich die Korps von Yorck und Langeron über Ortrand an der Elster abwärts nach deren Mündung, wo sie am 2. Oktober eintrafen. Das Korps Sacken führte inzwischen eine Demonstration gegen Meißen aus; es zerstörte die dortige Schiffbrücke durch Artilleriefeuer vom rechten Ufer aus und hatte den Erfolg, daß die Franzosen das zwischen Dresden und Meißen gestaffelte III. Korps in der Befürchtung eines bei Meißen beabsichtigten feindlichen Überganges dorthin zusammenzogen.

Da beim Abmarsch des Korps Bertrand nach der Gegend von Dessau nur ein schwacher Kavallerieposten bei Wartenburg zurückgelassen war, gelang es den

Preußen ohne Schwierigkeit, sich wieder auf dem linken Ufer festzusetzen und am 1. und 2. Oktober die Brücke wiederherzustellen, was der Feind auch nicht ernsthaft zu hindern versuchte, nachdem er bei Wartenburg wieder über stärkere Kräfte in Gestalt des ganzen, etwa 14 000 Mann zählenden IV. Korps Bertrand, das am 2. Oktober abends hier vereinigt war, verfügte. Allerdings konnte der Übergang selbst, da das rechte Ufer nicht unbedeutend das linke überhöhte und bei Elster ein ausspringender Elbbogen die Beherrschung der Brückenstelle durch konzentrisches Artilleriefeuer begünstigte, nicht verhindert werden, doch boten die Sandberge nördlich Wartenburg und ein das Dorf umziehender und sich nach Süden erstreckender Damm eine den Elbbogen nach Westen abschließende, sehr starke Stellung, deren durch die sumpfige Elbniederung gebildetes, von Gräben und Wasserläufen durchzogenes Vorgelände nur schwer zu überschreiten war. Bertrand hielt die Niederung für völlig ungangbar. Am 23. September hatte er Napoleon gemeldet: „Das IV. Korps genügt, um dem Feinde die Lust zu nehmen, hier zu debouchieren". Von der Anwesenheit der Schlesischen Armee an der Elstermündung hatte der General nicht die geringste Kenntnis. Er glaubte, daß es sich nur um den Übergang des linken Flügels der Nordarmee und, im Hinblick auf den Vorteil seiner Stellung, mehr um eine Demonstration handle, um die Aufmerksamkeit von dem Hauptübergang bei Roßlau abzuziehen.

Bis zum 3. Oktober früh gelang es durch Einbau russischer Leinwandpontons eine zweite Brücke herzustellen, worauf das Korps Yorck überging und trotz der obwaltenden großen Schwierigkeiten mit heldenmütiger Tapferkeit das IV. französische Korps, wenn auch unter schweren Verlusten und nach heftigem Kampfe, aus seiner starken Stellung warf. Am Abend des 3. lagerte das preußische Korps südlich Wartenburg, links neben ihm das Korps Langeron, während das inzwischen herangezogene Korps Sacken erst bei Elster auf dem rechten Elbufer eintraf. Der Kronprinz von Schweden ging nunmehr ebenfalls am 4. Oktober mit den russischen und schwedischen Truppen über die Elbe bei Aken und Roßlau und vereinigte am 5. die Masse der Nordarmee zwischen Aken, Cöthen, Dessau und Roßlau, während die Schlesische Armee an diesem Tage auf den Straßen nach Bitterfeld und Düben gegen die Mulde vorrückte, die von ihren Vortruppen erreicht wurde.

Ney sah sich genötigt, auf eine weitere Verteidigung des Elbstroms zu verzichten. Er zog seine beiden Korps vorwärts Delitzsch an der Mulde zusammen. Ihnen zunächst standen zwischen Eilenburg und Düben das VI. Korps Marmont und das 1. Kavalleriekorps Latour Maubourg, so daß sich im ganzen an der Mulde einige 60 000 Mann befanden. In der Gegend von Meißen stand das noch 17 000 Mann starke III. Korps Souham, während die Hauptgruppe der französischen Armee, die Garden, das XI., I., XIV. Korps und das 2. Kavalleriekorps, im ganzen eine Masse von etwas über 100 000 Mann, um Dresden vereinigt waren, das II.

V., VIII. Korps sowie Teile des 4. und 5. Kavalleriekorps, im ganzen etwa 45 000 Mann unter dem Oberbefehl Murats, in der Linie Altenburg—Freiberg mit der Front gegen das Erzgebirge standen.

Während die 110 000 Mann der Nordarmee sich nunmehr mit den fast 70 000 Mann der Schlesischen Armee an der unteren Mulde vereinigt hatten, waren von Süden her die 200 000 Mann der Hauptarmee in der allgemeinen Richtung auf Leipzig im Vormarsch. Von ihr war eine erste Staffel bis Marienberg—Annaberg gelangt, die andere noch südlich des Erzgebirges bei Komotau zurück. Die nahezu 60 000 Mann der russischen Reservearmee unter Bennigsen befanden sich im Anmarsch vom Teplitzer Tale gegen Dresden.

Sobald Napoleon am 6. Oktober früh die Gewißheit erlangte, daß die ganze Schlesische Armee den Uferwechsel vollzogen hatte, führte er seinen an der Mulde befindlichen Kräften die Garden, das XI. Korps und das 2. Kavalleriekorps zu, so daß er am 8. Oktober zu beiden Seiten der Muldestrecke Wurzen—Eilenburg etwas über 140 000 Mann vereinigte, um zunächst die Schlesische Armee wieder über die Elbe zurückzuwerfen. Blücher wich diesem Stoße aus, indem er auf das linke Muldeufer übertrat. Um zu verhindern, daß der Kronprinz von Schweden beim Nahen des gefürchteten Kaisers wieder auf das rechte Elbufer zurückging, und der Erfolg des ganzen Feldzuges dadurch erneut in Frage gestellt wurde, rückte dann Blücher über die Saale nach Halle, eine Bewegung, der die Nordarmee mit Ausnahme des Korps Tauentzien folgte, indem sie die Richtung auf Wettin einschlug. Auf diese Weise vereinigten sich an der Saale 155 000 Mann der Verbündeten.

Napoleon konnte die Absichten seiner Gegner nicht sofort erkennen. Als er sich in der Hoffnung getäuscht sah, der Schlesischen Armee an der Mulde eine vernichtende Niederlage beizubringen, hoffte er immer noch Blücher und den Kronprinzen, die er jetzt bei Dessau vereinigt glaubte, zur Schlacht zwingen zu können und ließ zu diesem Zweck drei Korps die Richtung auf Wittenberg nehmen, um von dort aus gegen den Rücken des Feindes auf dem rechten Elbufer wirksam zu werden. Auf dem rechten Ufer wurden jedoch vor Wittenberg nur die Division Thümen, bei Roßlau und Aken das dort zurückgelassene Korps Tauentzien angetroffen. Während diese Truppen unter Preisgabe der Brücken über Zerbst auswichen, erkannte Napoleon nach und nach, daß die Masse der Nordarmee und die ganze Schlesische Armee bereits hinter der Saale in seiner linken Flanke standen. Da gleichzeitig Murat dem Drucke der weit überlegenen verbündeten Hauptarmee hatte weichen müssen und bis auf einen Tagemarsch südlich von Leipzig zurückgegangen war, entschloß sich der Kaiser, die zwischen Mulde und Elbe befindlichen Truppen nach Leipzig zurückzunehmen, um dort eine Entscheidung gegen die feindliche Hauptarmee zu suchen.

Während er von seinem Hauptquartier Düben aus die Bewegungen gegen die Schlesische und Nordarmee, die sich zu einem Luftstoße gestalten sollten, leitete, hatte

ihn vorübergehend der Gedanke beschäftigt, auf das rechte Elbufer überzugehen, dadurch die Verbindungen der Schlesischen und Nordarmee vollends zu durchschneiden, Murats Armeeabteilung über Torgau und Wittenberg nachzuziehen und sich unter Verlegung der Verbindung nach Frankreich von Mainz auf Wesel, an der mittleren und unteren Elbe zu behaupten, wo der Besitz von Magdeburg, Wittenberg und Torgau jederzeit einen erneuten Uferwechsel gewährleistete. Diesen Gedanken mußte er jedoch angesichts der üblen Gesamtlage und der Unmöglichkeit, seine erschöpften Truppen in dem ausgesogenen Lande ohne geregelten Nachschub auf den neuen Verbindungen zu ernähren, notgedrungen fallen lassen.

14. Erörterungen und Vergleiche.

Bedeutung des Rechtsabmarsches der Schlesischen Armee.

Der Rechtsabmarsch der Schlesischen Armee und ihr Elbübergang hat im Herbst 1813 die Bewegungen der verbündeten Heere nach längerem Stillstand wieder in Fluß gebracht. Die vom Schlesischen Hauptquartier ausgegangene Initiative ist denn auch allerseits gebührend hervorgehoben worden. Am treffendsten kennzeichnet sie Th. v. Bernhardi, indem er schreibt*): „Blücher bewährte hier die großen Feldherrneigenschaften, die ihn auszeichneten: den richtigen Blick für die Verhältnisse im großen, die unwandelbare Festigkeit des Charakters, die kühne und großartige Gleichgültigkeit in Beziehung auf alles, was persönliche Verantwortung und überhaupt seine persönlichen Verhältnisse betraf. Der Zug nach Norden war ihm nicht befohlen, nur unter gewissen Bedingungen gestattet, und die Schlesische Armee wartete, um ihn anzutreten, keineswegs darauf, daß der Feind erst das rechte Ufer der Elbe verlassen habe. Seines Rückzuges hielten sich Blücher und Gneisenau gewiß; sie hatten das Bewußtsein, daß es jetzt an den Verbündeten sei, die Initiative zu ergreifen und das Gesetz auf dem Kriegsschauplatz zu geben."

Verlegung der rückwärtigen Verbindungen.

Dieses Gesetz gab von Stund an die preußische Führung, darin liegt ihr unauslöschlicher Ruhm im Befreiungskriege. Mit Jubel begrüßte Tauentzien die Annäherung der Schlesischen Armee, Bülow sah endlich in Erfüllung gehen, was er am 25. September, als ihm der Befehl des Kronprinzen von Schweden zuging, die Brücke bei Elster wieder zu zerstören, in einer Denkschrift ausgesprochen hatte: „Soll der Krieg für uns glücklich beendet werden, so müssen wir ihn im Geiste Friedrichs des Großen führen, so wie ihn Napoleon gegenwärtig noch führt."

Nicht allgemein dachte man indessen so bei den Verbündeten. Innerhalb der Schlesischen Armee selbst rief der Rechtsabmarsch, der bis zuletzt geheim gehalten worden war, lebhafte Überraschung hervor. General v. Rauch fürchtete für die Sicherheit der schlesischen Festungen, der russische Bevollmächtigte legte Verwahrung ein gegen ein solches Loslösen von den rückwärtigen Verbindungen. Zu neu noch

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Grafen Toll. III. 2. Aufl. S. 398.

war für die Mehrzahl der in der alten Schule methodiſcher Kriegführung aufgewachſenen Generale der Gedanke, daß ſtets im Kriege der kühnſte Entſchluß auch der weiſeſte iſt, daß eine ſiegreiche Entſcheidungsſchlacht auf dem linken Elbufer den beſten Schutz für die rückwärtigen Verbindungen der Armee bildete.

„Wohl iſt eine Armee als ein Ganzes mit ihrer Baſis anzuſehen, und die Verbindungslinien gehören zu dieſem Ganzen, ſie machen den Zuſammenhang zwiſchen der Baſis und der Armee aus und ſind als ebenſoviele Lebensadern anzuſehen . . . Es beſteht jedoch ein ſehr wichtiger und oft überſehener Unterſchied zwiſchen dem eigenen und dem feindlichen Heere. Das Heer im eigenen Lande wird zwar auch ſeine eingerichtete Verbindungslinie haben, aber es iſt nicht durchaus darauf beſchränkt und kann im Fall der Not davon abſpringen und jede andere Straße wählen, die überhaupt noch vorhanden iſt, denn es iſt überall zu Hauſe, hat überall ſeine Behörden und findet überall guten Willen . . . Das Heer im feindlichen Lande hingegen kann in der Regel nur diejenigen Straßen als Verbindungslinien betrachten, auf denen es ſelbſt vorgegangen iſt.“ *)

Es traf das hier für beide Gegner zu. Nur im eigenen Lande konnte Blücher die unmittelbare Verbindung mit ſeiner bisherigen Baſis zeitweilig ganz aufgeben, während Napoleon im ganzen doch an die einmal eingerichtete Etappenlinie über Erfurt nach Mainz gebunden, ſonach in ſeiner Freiheit behindert war. Schon aus dieſem Grunde hätte er auf ſeinen zeitweilig gehegten Plan, bei Wittenberg auf das rechte Elbufer überzutreten, verzichten müſſen. Es tut das der Kühnheit, die ſich in Blüchers Verfahren kundgiebt, keinen Eintrag, denn die Schleſiſche Armee begab ſich in ein Gebiet, in dem ſie nicht nur den Elbſtrom, ſondern auch die an dieſem gelegenen feindlichen Feſtungen im Rücken hatte, und bei ihrem zweiten Baſiswechſel, der ſie über die Saale führte, riſſen die bisherigen Verbindungen vollends ab. Sie mußten an dem vom Feinde beſetzten Magdeburg vorüber nach der Heimat geleitet werden. Dazu befand man ſich wohl inmitten einer befreundeten und willfährigen Bevölkerung, aber doch nicht mehr in unmittelbarer Nähe eigener Provinzen. Es gehörte eine hohe Tatkraft der Führung und der Heeresverwaltung ſowie eine ſeltene Entſagungsfreudigkeit der Truppe dazu, um derartiges überhaupt möglich zu machen, wie unter anderem ſchon daraus hervorgeht, daß die Korps der Schleſiſchen Armee erſt nach Wochen am Rhein von ihren beim Elbübergange zurückgelaſſenen Bagagen erreicht wurden.

Für größere Maſſen iſt ſolcher Baſiswechſel tatſächlich auch im eigenen Lande immer mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. „Sind einmal die Anſtalten zur Ergänzung und Ernährung des Heeres in einem gewiſſen Bezirk und für eine gewiſſe Richtung getroffen, ſo iſt ſelbſt im eigenen Lande nur dieſer Bezirk als die Baſis des Heeres zu betrachten, und da eine Veränderung derſelben immer Zeit

*) Vom Kriege. V. Buch. 16. Kap.

und Kraftaufwand erfordert, ſo kann auch im eigenen Lande das Heer ſeine Baſis nicht von einem Tag zum anderen verlegen, und darum iſt es auch in der Richtung ſeiner Unternehmungen immer mehr oder weniger beſchränkt. Wenn man alſo bei Unternehmungen im feindlichen Lande die ganze eigene Landesgrenze gegen dasſelbe als die Baſis des Heeres betrachten wollte, ſo könnte das wohl im allgemeinen gelten, inſofern überall Einrichtungen getroffen werden könnten, aber nicht für jeden gegebenen Augenblick, weil nicht überall Einrichtungen getroffen ſind. . . . . Die Abhängigkeit von der Baſis wächſt mit der Größe des Heeres extenſiv und intenſiv. Das Heer gleicht einem Baume; aus dem Boden, auf dem er wächſt, zieht er ſeine Lebenskräfte; iſt er klein, ſo kann er leicht verpflanzt werden, dies wird aber ſchwieriger, je größer er wird."*)

Kann unter heutigen Verhältniſſen das ganze eigene Land vermöge der Eiſenbahnen in höherem Grade als Baſis des Heeres betrachtet werden, ſo iſt doch zu beachten, daß die Geſtaltung des Eiſenbahnnetzes hierbei von ausſchlaggebender Bedeutung iſt und die Operationen häufig in zwingender Weiſe beeinfluſſen wird. Den Eiſenbahnen wohnt im Gegenſatz zu den Landwegen eine gewiſſe Starrheit inne, die allerdings um ſo geringer iſt, je dichter das Netz leiſtungsfähiger Linien iſt, während andererſeits in verkehrsarmen Gebieten, die nur wenige brauchbare Landſtraßen aufweiſen, die gleichen Schwierigkeiten hinſichtlich etwaiger Verſchiebungen eintreten können. Die Eiſenbahnen ſind ferner ungleich empfindlicher als die Straßen. Es iſt undenkbar, daß Napoleon — die gleiche Lage vorausgeſetzt — ſich den September 1813 hindurch in Sachſen hätte behaupten können, wenn er auf den Nachſchub vom Rhein vermittels Eiſenbahnen angewieſen geweſen wäre. Sie wären durch die zahlreichen Parteigängerhaufen der Verbündeten völlig unterbunden worden, während deren Unternehmungen im Rücken des franzöſiſchen Heeres damals zwar als ſehr läſtig empfunden wurden, aber im ganzen doch nur vorübergehende Störungen verurſachten. Von entſcheidendem Einfluß wurde erſt der Druck, den ſeit dem Elbübergang der Schleſiſchen und der von ihr mitgeriſſenen Nordarmee, ſowie ſeit dem Vordringen der Hauptarmee über das Erzgebirge die verbündeten Heere ſelbſt auf die franzöſiſchen Verbindungen übten. Sie begannen damit unmittelbar auf die Rückzugslinie Napoleons zu wirken. Es war nicht mehr lediglich eine Wirkung auf ſeine Verbindungslinien. „Dieſe Wirkung iſt gegen die feindlichen Zufuhren, gegen nachrückende kleine Haufen, gegen Kuriere und Reiſende, gegen kleine feindliche Depots uſw. gerichtet, alſo gegen lauter Gegenſtände, die zum kräftigen und geſunden Beſtehen des feindlichen Heeres nötig ſind; ſie ſoll alſo den Zuſtand dieſes Heeres auf dieſe Weiſe ſchwächen und dasſelbe dadurch zum Rückzug veranlaſſen.**)" Solche Wirkung gegen die feindlichen Verbindungslinien würde ſich heute in erſter

*) Vom Kriege. V. Buch, 15. Kap.
**) Vom Kriege. VI. Buch, 24. Kap.

Linie gegen die Eiſenbahnen, insbeſondere deren Kunſtbauten richten und bei längeren Verbindungslinien zur Abwehr ein entſprechend ſtärkeres Aufgebot an Etappentruppen beanſpruchen als zu jener Zeit.

Den Verbündeten war es, trotzdem die allgemeine Lage ſich für Napoleon bereits Ende September außerordentlich ungünſtig geſtaltet hatte, nicht gelungen, ihn durch Parteigängerunternehmungen gegen ſeine Verbindungslinie „zum Rückzuge zu veranlaſſen". Seine Armee litt allerdings bereits geraume Zeit an dem größten Mangel.*) Für Napoleon aber ſtand offenbar feſt, daß „wenn für das augenblickliche Bedürfnis die Ernährung, für das allgemeine Beſtehen durch längere Zeiträume die Ergänzung das wichtigere iſt, weil die letztere nur aus beſtimmten Quellen fließt, die erſtere aber auf mannigfache Weiſe beſchafft werden kann; dies beſtimmt wieder den Einfluß näher, welchen die Baſis auf die Unternehmungen haben wird. So groß nun dieſer Einfluß ſein kann, ſo muß man doch nie vergeſſen, daß er zu denjenigen gehört, welche viel Zeit gebrauchen, ehe ſie eine entſcheidende Wirkung zeigen, und daß alſo immer die Frage bleibt, was in dieſer Zeit geſchehen kann. Der Wert der Operationsbaſis wird die Wahl einer Unternehmung von vornherein ſelten entſcheiden. Bloße Schwierigkeiten, welche von dieſer Seite entſtehen können, müſſen mit den anderen wirkſamen Mitteln zuſammengeſtellt und verglichen werden; oft verſchwinden dieſe Hinderniſſe vor der Kraft entſcheidender Siege."**)

Die Kraft zu ſolchen begann dem zuſammengeſchmolzenen Heere des Kaiſers zu fehlen, darum ſah er ſich Anfang Oktober genötigt, auf den Uferwechſel bei Wittenberg und die Verlegung ſeiner Verbindungen zu verzichten. Die Initiative aber, die den Händen des Gewaltigen entglitt, nahmen Blücher und Gneiſenau auf in der Zuverſicht, daß „vor der Kraft entſcheidender Siege" die Hinderniſſe, die ihnen der zweimalige Baſiswechſel bot, verſchwinden würden.

Angriff und Verteidigung von Strömen.

Der ruhmreiche Tag von Wartenburg öffnete die Bahn für die entſcheidenden Schläge in der Leipziger Ebene. Es wäre an der Hauptarmee geweſen, den Anſtoß hierzu zu geben, und nicht an der ſchwächſten der drei verbündeten Armeen, der Schleſiſchen, zumal dieſe erſt die Elbe überſchreiten mußte. „Ein beträchtlicher Fluß aber, welcher die Richtungslinie des Angriffs durchſchneidet, iſt immer ſehr unbequem für den Angreifenden, denn er iſt, wenn er ihn überſchritten hat, meiſtens auf einen Übergangspunkt eingeſchränkt, ... er begibt ſich in große Gefahren." Die Führer der Schleſiſchen Armee jedoch beſaßen zwar, da auf tatkräftige Hilfe der Nordarmee nicht zu rechnen war, keine große phyſiſche, immerhin aber jene „moraliſche Überlegenheit, ohne die ein Feldherr ſich nicht in dieſe Lage begeben wird." . . . . „Daß Flußverteidigungen von großem Werte ſein können, wenn keine großen Entſcheidungen geſucht werden", lehrt das Verhalten auf beiden Seiten im

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 1907, Heft 1, S. 76.

**) Vom Kriege. V. Buch, 15. Kap.

September 1813, daß „aber auch in Fällen großer Entscheidung ein Fluß ein wichtiges Objekt ist und immer die Offensive stört",*) zeigte sich auch in den ersten Oktobertagen, denn mit dem Übergange an sich war für die Schlesische und Nordarmee noch wenig erreicht, wie sich in dem an der Mulde abwärts gerichteten Gegenstoße Napoleons zeigte. Die Verbündeten waren gezwungen, wenn sie auf dem linken Ufer verbleiben wollten, entweder mit dem Strom im Rücken die Schlacht anzunehmen, oder, wie es geschah, seitwärts auszuweichen. „Es ist eine Eigentümlichkeit der Ströme in Beziehung auf das Gefecht, daß sie in manchen Fällen sehr gute und im allgemeinen bessere Kombinationen zu einer entscheidenden Schlacht zulassen als Gebirge. . . . . Obgleich die Geschichte ziemlich arm an wirksamen Stromverteidigungen ist und dadurch die Meinung gerechtfertigt wird, daß Ströme und Flüsse keine so starken Barrieren sind, als man in der Zeit geglaubt hat, da noch ein absolutes Defensivsystem nach allen Verstärkungen griff, welche die Gegend darbot, so ist ihr vorteilhafter Einfluß auf das Gefecht und die Landesverteidigung im allgemeinen doch nicht zu leugnen." War es nicht gelungen, dem Feinde bei Wartenburg den Übergang unmittelbar zu verwehren, so trachtete Napoleon doch den Fluß „als Mittel zu einer besseren Schlachtkombination zu benutzen".**) Diese Schlachtkombination zur Wirklichkeit werden zu lassen, verhinderte dann freilich Blüchers Abmarsch nach der Saale.

„Der Strom, als eine Verteidigungslinie betrachtet, muß rechts und links Anlehnungspunkte haben, wie z. B. das Meer oder ein neutrales Gebiet; oder es müssen andere Verhältnisse den Übergang des Feindes über den Endpunkt der Verteidigungslinie hinaus nicht tunlich machen. Da nun weder solche Anlehnungspunkte noch solche Verhältnisse anders als bei großen Ausdehnungen vorkommen werden, so sieht man schon daraus, daß die Flußverteidigungen sich immer auf sehr beträchtliche Strecken ausdehnen müssen. . . . . Während 60 000 Mann auf einer gewissen Stromlinie imstande sind, einem Heer von 100 000 Mann und darüber den Übergang zu verwehren, würden 10 000 Mann auf derselben Entfernung nicht imstande sein, ihn einem Korps von 10 000 Mann zu verbieten, ja vielleicht nicht einem halb so starken, wenn dieses sich in die Gefahr begeben wollte, sich mit einem so überlegenen Feinde auf derselben Seite des Stromes zu befinden."**)

Es trifft das auch für die Armeeabteilung Ney Ende September und Anfang Oktober 1813 zu, wo der Marschall sich veranlaßt sah, seine Truppen mehrfach hin- und herzuschieben, je nachdem die eingehenden Meldungen die Gefahr eines feindlichen Übergangs bei Elster oder bei Aken mehr in den Vordergrund treten ließen. Die Unsicherheit, in der sich eine zum passiven Abwarten verurteilte Defensive einem tätigen Angreifer gegenüber stets befindet, ist bei einer Stromverteidigung noch vermehrt, weil die Möglichkeit, nach dem jenseitigen Ufer aufzuklären, fehlt, denn auch

*) Vom Kriege. Skizzen zum VII. Buch, 8. Kap.
**) Vom Kriege. VI. Buch, 18. Kap.

„die Aufstellung einer Armee in großen Korps dicht am Flusse, welche wir bei der unmittelbaren Verteidigung für die beste halten, setzt voraus, daß es dem Feinde unmöglich ist, den Fluß unvermutet und in großen Massen zu passieren, weil sonst bei jener Aufstellungsart die Gefahr, getrennt und einzeln geschlagen zu werden, sehr groß sein würde", wie das Beispiel von Wartenburg zeigt. „Dagegen kann eine solche unmittelbare Stromverteidigung oft einen großen Gewinn an Zeit verschaffen, worauf es doch dem Verteidiger gewöhnlich ankommt. . . . . In allen Fällen, in denen es dem Feinde mit dem Vordringen nicht rechter Ernst ist, wird der Strom seinen Bewegungen Stillstand gebieten,"*) wie sich das bei der Führung des Kronprinzen von Schweden im September 1813 zeigte.

„In allen Dingen des praktischen Lebens kommt es darauf an, den rechten Punkt zu treffen, und so macht es denn auch bei der Stromverteidigung einen großen Unterschied, ob man alle Verhältnisse richtig übersieht; ein anscheinend unbedeutender Umstand kann den Fall wesentlich verändern, und was hier eine höchst weise und wirksame Maßregel gewesen wäre, dort zu einer verderblichen Verkehrtheit machen. Diese Schwierigkeit, alles richtig zu beurteilen und nicht zu glauben, Strom sei Strom, ist hier vielleicht größer als anderswo. . . . . Immer wird, da im Kriege alles fehlzuschlagen pflegt, was man nicht mit klarem Bewußtsein, mit ganzem und festem Willen tut, auch eine Flußverteidigung schlechten Erfolg haben, die gewählt wird, weil man nicht den Mut hat, dem Gegner in offener Feldschlacht entgegenzutreten, und hofft, daß der breite Fluß ihn aufhalten werde."*)

Aus diesem Grunde hat Napoleon in allen Weisungen, die er in den Jahren 1805 bis 1809 für die Verteidigung der unteren Etsch erließ, stets auf die Offensivbrückenköpfe Verona und Legnago den größten Wert gelegt, denn er wollte die Flußverteidigung aktiv geführt haben. Auch den ermatteten Truppen Neys mutete er nach Dennewitz noch eine offensive Haltung zu. Ausdrücklich befahl er dem Marschall, als dieser ihm von den Brückenbauten der Nordarmee bei Roßlau Meldung machte, sich keinesfalls von Wittenberg und Torgau abschneiden zu lassen, und wie recht er damit bei der Natur des Führers der feindlichen Nordarmee hatte, zeigte sich darin, daß dieser auch nach der Dennewitzer Schlacht bis Blücher herankam und ihn mit sich riß, stets die Befürchtung hegte, Napoleon würde über die Doppelbrückenköpfe von Torgau und Wittenberg einen Offensivstoß nach dem rechten Elbufer ausführen.

Napoleon ist im Frühjahr 1813, als es sich um die Verteidigung, zunächst der Oder bei Cüstrin, dann, wie im Herbst ebenfalls des Elbstroms handelte, in seinen Weisungen noch weiter gegangen als die Doppelbrückenköpfe, welche die festen Plätze bildeten, als Mittel für eine tätige Stromverteidigung zu empfehlen, indem er eine Aufstellung auf der feindlichen Seite befürwortete.

„Eine auf der feindlichen Seite genommene feste Stellung gründet ihre Wirk-

*) Vom Kriege. VI. Buch, 18. Kap.

amkeit auf die Gefahr, welche dem Feinde daraus entspringt, daß ein Fluß seine Verbindungslinien durchschneiden und ihn auf einige Brückenübergänge beschränken kann. Es ergibt sich von selbst, daß hier nur von bedeutenden Flüssen mit großen Wassermassen die Rede sein kann."*) In diesem Sinne sind die Vorschriften gehalten, die Napoleon im März 1813 an seinen Stellvertreter bei der Armee in Deutschland, den Vizekönig von Italien, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais, richtete.

Dieser hatte am 4. März Berlin geräumt, noch bevor ihn die nördliche Kolonne der Russen unter Wittgenstein dazu genötigt hatte, und war bei Wittenberg über die Elbe gegangen. Mitte März verteilte er seine durch Neubildungen wieder auf nahezu 80 000 Mann gebrachte Armee an der ganzen Elbstrecke von Dresden bis Magdeburg**) und behielt nur eine schwache Reserve bei Leipzig zurück. Der Kaiser mißbilligte diese Zersplitterung durchaus und empfahl die Einnahme einer Offensivstellung vorwärts Magdeburg. Diese würde entweder den Feind zum Angriff zwingen oder dem Vizekönig die Möglichkeit gewähren, selbst zum Angriff überzugehen, wenn der Gegner ihm nur schwache Kräfte gegenüberstehen ließ und ober- oder unterhalb der Festung den Uferwechsel vorzunehmen versuchte. „Auf Magdeburg gestützt", schreibt Napoleon, „brauchen Sie keine Besorgnis vor einer feindlichen Umgehung zu hegen, da Sie beide Ufer eines bedeutenden Stromes beherrschen. Wenn der Feind nicht über 100 000 Mann stark ist, glaube ich nicht, daß er Sie zum Aufgeben Ihrer Stellung zwingen kann." ***) Der einspringende Elbbogen bei Magdeburg gab nebenbei der Stellung auch eine gewisse defensive Stärke, indem er beiden Flanken Schutz gewährte.

Am 15. März 1813 schreibt der Kaiser seinem Stiefsohne: †) „Man muß sich zunächst klarmachen, daß der Feind die Elbe überschreiten kann, wo und wie er will. Ein Fluß kann immer nur als ein Hindernis angesehen werden, das den Gegner höchstens einige Tage aufhält. Der Übergang kann nur dadurch verhindert werden, daß die Truppen, wohl zusammengehalten in Brückenköpfen auf dem feindlichen Ufer aufgestellt, bereit sind, zum Angriff vorzubrechen, sobald der Feind den Übergang versucht. Will man sich aber auf die Verteidigung beschränken, so kann man nur seine Truppen an Punkten zusammenhalten, von denen aus man rechtzeitig mit vereinten Kräften dem übergehenden Gegner entgegenzutreten vermag, noch bevor er seinen Übergang völlig beendet hat. Hierzu muß aber die Aufstellung günstig liegen und alles zum Gegenstoß vorbereitet sein. . . . . Nichts ist gefährlicher, als zu versuchen, einen Fluß dadurch ernstlich zu verteidigen, daß man das diesseitige Ufer

*) Vom Kriege. VI. Buch, 18. Kap.

**) In Torgau reorganisierte sich das Sächsische Korps, dem die Verbündeten Neutralität zugestanden hatten.

***) Corresp. Nap. I. Bd. XXV. Nr. 19675.

†) Corresp. Nap. I. Bd. XXV. Nr. 19721.

beſetzt, denn wenn der Feind überraſchend übergegangen iſt — und das gelingt ihm immer —, findet er die Armee in einer weit ausgedehnten Defenſivſtellung und vermag ſie an der Vereinigung zu hindern."

Nicht anders urteilte Friedrich der Große. Er ſagt:*) „Gründet niemals Eure Defenſive auf Flüſſe. Man kann einen Fluß verteidigen, den man im Rücken hat, aber es iſt noch niemals gelungen, einen ſolchen, der ſich vor der Front der Armee befand, wirkſam zu verteidigen."

*) Betrachtungen über Feldzugspläne.

(Fortſetzung folgt.)

Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Oberſtleutnant und Abteilungschef im Großen Generalſtabe.

Die deutsche und die französische Infanteriebewaffnung.

In Deutschland und Frankreich hat sich durch die Einführung der Spitzgeschosse einer der größten Fortschritte in der Entwicklung der Infanteriebewaffnung vollzogen. Nur der Übergang vom Schwarzpulver zum rauchschwachen Pulver war in bezug auf die Schußleistung von ähnlicher Bedeutung.

Daß der an sich einfache und häufig ausgesprochene Gedanke, die Geschoßspitze zur besseren Überwindung des Luftwiderstandes scharf zu gestalten, für kleinkalibrige Geschosse nicht früher verwirklicht wurde, hat mannigfache Gründe. Der wichtigste liegt in der Schwierigkeit, ein verhältnismäßig langes Geschoß mit weit hinten liegendem Schwerpunkt vor dem Überschlagen zu schützen, seine Drehungsachse stabil genug zu machen. War dies bei den kurzen Bleigeschossen größerer Kaliber, z. B. den Spitzgeschossen der Thouvenin-Büchse, noch möglich gewesen, so scheiterten schon bei den längeren Geschossen von 11 mm Kaliber alle angestellten Versuche, und nur bei der sogenannten ogivalen Spitzenform erhielt man die erforderliche Achsenbeständigkeit. Nachdem Plönnies, eine der ersten Autoritäten im Waffenwesen, den Grundsatz aufgestellt hatte, daß für Geschosse unter einem gewissen Querschnitt die Spitzenform belanglos sei, — ein Grundsatz, der in alle Lehrbücher der Ballistik und Kriegsschulleitfäden überging — unterblieb auch längere Zeit jeder ernstliche Versuch zur Lösung des Problems. Der Plönniessche Grundsatz traf auch für die seinerzeit vorhandenen Kaliber und geringen Geschoßgeschwindigkeiten (etwa 430 m) zu; erst die Kaliberverkleinerung auf 8 mm, im Verein mit der durch die Erfindung der rauchschwachen Pulver hervorgebrachten ungeahnten Steigerung der Geschoßgeschwindigkeit, setzten seiner Gültigkeit Grenzen. Aber die Erkenntnis hiervon konnte sich erst allmählich Bahn brechen, und es mußten für die Geschoßkonstruktion durchaus neue Grundsätze aufgestellt und erprobt werden, ehe es gelang, Spitzgeschosse mit genügender Achsenbeständigkeit und Treffgenauigkeit herzustellen.

Es erklärt sich also durchaus historisch, daß die Lösung der Frage ziemlich gleichzeitig in den beiden großen Nachbarstaaten, Deutschland und Frankreich gelang, und nur in den dieser Entwicklung fernstehenden Kreisen konnte der Gedanke auftauchen, daß der eine vom anderen entlehnt habe. Diese Erfahrung kehrt übrigens in unserer

Zeit internationaler Gemeinschaft in der technischen und wissenschaftlichen Arbeit häufiger wieder. Die Art der Lösung ist auch in beiden Staaten keineswegs gleich, und es soll Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein, dem Leser ein Urteil darüber zu ermöglichen, welche Lösung die glücklichere war. Hierzu ist eine eingehende Betrachtung auch der Waffen notwendig.

Die deutsche Infanterie ist mit dem Gewehr 98 ausgerüstet. Es kann als bekannt angenommen und von einer Beschreibung daher abgesehen werden. Nur die Hauptvorzüge, die es dem Gewehr 88 gegenüber aufweist, seien kurz gekennzeichnet:

1. Anstatt des Patronenrahmens, der mit den Patronen in den Kasten des Verschlusses eingesetzt wurde, ist ein Ladestreifen eingeführt, von dem die Patronen beim Laden abgestreift werden. Der leere Ladestreifen fällt beim Schließen des Verschlusses zu Boden. Die Patronen liegen im Magazin nicht senkrecht übereinander, sondern — von hinten gesehen — schachbrettförmig. Sie beanspruchen daher eine geringere Tiefe des Kastens. Im Gegensatz zur Ladeweise mit Rahmen können jederzeit einzelne Patronen bei teilweise entleertem Magazin nachgeladen werden.
2. Der früher unten offene Kasten des Magazins ist geschlossen und weniger tief, so daß er sich mit dem Schaft vergleicht. Eindringen von Verunreinigungen in den Mechanismus sind damit verhütet und die Handhabung erleichtert.
3. Durch eine veränderte Form der Kammer, die mit dem Verschlußkopf aus einem Stück gefertigt ist, wird es unmöglich, ohne Verschlußkopf zu schießen oder beim Laden zwei Patronen aufeinander zu treiben. Hierdurch ist volle Sicherheit des Schützen gegen Unfälle geboten.
4. Der Laufmantel ist fortgefallen und durch einen hölzernen Handschutz ersetzt.
5. Das Visier hat nur eine Kimme und ist durch die eigenartige Kurvenführung in einfachster Weise zu bedienen.
6. Das erleichterte Seitengewehr liegt aufgepflanzt senkrecht unter dem Lauf und ist nicht an diesem, sondern nur am Schaft befestigt.

Da das Kaliber (7,9 mm) dasselbe ist wie beim Gewehr 88, so konnte die Beschaffung der Gewehre 98 nach und nach und unter Aufbrauch der vorhandenen Gewehre 88 und der Munitionsbestände erfolgen, ein Vorteil, der finanziell wohl von großer Bedeutung gewesen ist.

Die französische Infanterie führt gegenwärtig noch das im Jahre 1886 eingeführte Lebelgewehr (M. 86/93) mit einem Kaliber von 8 mm.

In folgenden wesentlichen Punkten ist es von unserem Gewehr verschieden:

1. Das Gewehr ist kein „Mehrlader", d. h. die Patronen werden nicht zu mehreren verbunden, sondern einzeln geladen. Zum Gebrauch in besonderen Fällen besitzt das Gewehr ein Röhrenmagazin im Schaft (unter dem Lauf) nach Art unseres früheren Gewehrs 71/84, in dem 8 Patronen Platz haben.

Die Patronen liegen im Magazin hintereinander, Geschoßspitze am Boden der vorderen Patrone. Um Entzündungen von Patronen im Magazin beim Handhaben des Gewehrs zu vermeiden, sind die Patronenhülsen stark konisch geformt, so daß bei annähernd wagerechter Lage die Geschoßspitze nicht das Zündhütchen der vorderen Patrone, sondern den Rand der Patrone unterhalb davon berührt. Große Sicherheit kann diese Einrichtung nicht gewähren, und wenn wenig Magazinexplosionen vorkommen, so mag dies seinen Grund in friedensmäßiger Vorsicht haben. Durch einen Stellhebel kann das Gewehr, das gewöhnlich als Einzellader verwendet wird, zum Magazinfeuer gestellt werden. Das Nachfüllen des Magazins mit einzelnen Patronen ist umständlich und zeitraubend.

2. Ein Handschutz ist nicht vorhanden; ein Umstand, der bei „Magazinfeuer" seine Nachteile haben muß.
3. Der Schaft ist zweiteilig, d. h. Vorder- und Hinterschaft sind in der Mitte durch einen eisernen Verbindungsteil (Schloßkasten) verbunden.
4. Das Visier ist ein Treppen- und Schiebervisier mit zwei Kimmen. Zum Schulschießen wird bei nach vorn umgelegter Klappe eine dritte Kimme sichtbar, die einen bequemeren Haltepunkt für die nächsten Entfernungen gewährt. Diese Einrichtung ist wenig kriegsmäßig.
5. Eine Sicherung in unserem Sinne fehlt; das Schloß muß durch Abspannen des Schlößchens mit dem Daumen in Ruhrast gesetzt werden.
6. Das Seitengewehr liegt unter dem Lauf, ist aber an diesem durch die Parierstange und eine Haltewarze unmittelbar befestigt.

Die im Jahre 1893 vorgenommenen Veränderungen betreffen im wesentlichen eine Schutzvorrichtung gegen zurückschlagende Pulvergase, wie sie damals auch bei unserem Gewehr 88 notwendig wurde.

Aus diesen Angaben ist ohne weiteres ersichtlich, daß in konstruktiver Beziehung das Lebelgewehr dem Gewehr 98 nicht gleichgestellt werden kann. Ganz besonders steht es hinsichtlich der Ladeweise zurück. Das Rohrmagazin mit seinen anerkannten technischen Mängeln gilt als so völlig veraltet, daß Frankreich gegenwärtig der einzige Staat ist, der es noch beibehalten hat. Daß nur finanzielle Gründe hierfür entscheidend gewesen sein sollten, läßt sich nicht annehmen; dagegen hat wohl — nach manchen Äußerungen in der Presse — die Besorgnis vor Munitionsverschwendung eine große Rolle gespielt und vielleicht hat man in Berücksichtigung der nationalen Charaktereigenschaften durch grundsätzliches Festhalten an der Einzelladung einen Riegel vorschieben wollen.

Ob dieser Entschluß zweckmäßig war, oder ob es nicht besser ist, technische Fortschritte anzunehmen und den Soldaten zu ihrer vernünftigen Anwendung zu erziehen, wird die weitere Entwicklung lehren. Technische Fortschritte von wirklichem

Wert lassen sich nicht ignorieren; man muß die Mühen auf sich nehmen, die mit ihrer Ausnutzung verbunden sind, oder man bleibt im Hintertreffen.

In bezug auf die Schußleistung waren das Lebelgewehr und das deutsche Infanteriegewehr (88 und 98) fast vollkommen gleichwertig, solange beide die alten Geschosse mit eirunder Spitze verfeuerten. Man kann also annehmen, daß die erzielte Leistung tatsächlich das höchste war, was von der Kaliberstufe 8 mm unter den gegebenen Verhältnissen erreicht werden konnte.

In beiden Staaten wurde aber unabläßig weiter gearbeitet, um die ballistische Leistung weiter zu steigern. Es ist bekannt, daß beide Staaten dieses Ziel zunächst durch weitere Verkleinerung des Kalibers erstrebten und es ist anzunehmen, daß ebensogut wie es z. B. Japan gelungen ist, ein Gewehr von 6,5 mm Kaliber herzustellen, dies zweifellos auch den beiden Großstaaten möglich gewesen wäre. Wenn beide Mächte den Schritt schließlich doch unterlassen haben, so müssen schwerwiegende Gründe dafür vorhanden gewesen sein. Lediglich wirtschaftliche Rücksichten oder die früher vielfach vorhandenen Zweifel an der Möglichkeit einer kriegsbrauchbaren Instandhaltung so kleiner Kaliber waren dies schwerlich allein, sondern hauptsächlich wohl die Rücksicht auf die ausreichende Geschoßwirkung, für die wirklich sichere Beweise fehlten. Immer wieder wurden Zweifel in dieser Beziehung in der Öffentlichkeit geltend gemacht und besonders dringend von englischer Seite nach dem Feldzug in Südafrika.

Wenn hier auch zum Teil sehr übertriebene Anforderungen zugrunde lagen — besonders wo sie nicht auf Kriegs-, sondern auf Sporterfahrungen beruhten —, so ließ sich ihnen doch ein berechtigter Kern nicht absprechen. Es ist für den Kriegszweck nicht ausreichend, daß man imstande ist, mit einer gewissen Geschoßzahl eine möglichst große Anzahl von Feinden zu treffen, sondern die Getroffenen sollen auch möglichst schnell und dauernd kampfunfähig werden. Gewiß läßt sich sagen, daß destomehr Gegner schwer oder tödlich getroffen werden müssen, je größer die überhaupt abgegebene Schußzahl ist, und daß letztere um so höher sein kann, je leichter die Patrone und je zahlreicher demzufolge die Patronenausrüstung des Mannes ist.

Trotz der Richtigkeit dieses Gedankens an sich darf doch nicht außer Betracht bleiben, daß ein Infanteriegewehr nicht allein nach seiner Massenwirkung, sondern auch nach der Wirkung des einzelnen Schusses beurteilt werden muß. Es soll nicht nur im Massenfeuer, sondern auch als unbedingt zuverläßige Waffe des einzelnen Mannes in jeder Lage brauchbar sein. Daß der Soldat sich vom sicheren und wirksamen Schuß seines Gewehrs durchdrungen fühlt, ist für seinen moralischen Wert nicht ohne Bedeutung.

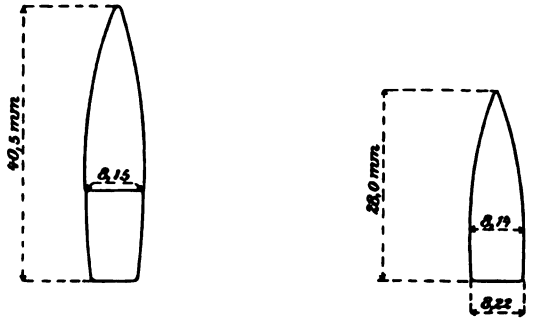
Über die Nachhaltigkeit der Verwundungen mit Geschossen kleinsten Kalibers liegen wichtige Erfahrungen aus dem Russisch-japanischen Kriege vor. Der Kriegs-

erfolg war hier allerdings auf seiten des kleinen Kalibers (6,5 mm der Japaner, gegen 7,62 mm der Russen). Es ist aber doch sehr gründlich zu prüfen, ob das kleinere Kaliber auch ein Grund für den Erfolg war, oder ob nicht die Japaner ihre Siege zum Teil trotz ihres Gewehrs errungen haben, ähnlich wie wir im Krieg 1870/71.

Nach den von Oberstabsarzt Dr. Friedrich Schaefer, Dr. Eugen Svenson und Dr. Baron v. der Osten-Sacken im Sonderabdruck aus dem Archiv für klinische Chirurgie, Band 79, Heft 4, gemachten Mitteilungen, die auf umfangreichen und einwandfreien Feststellungen beruhen, waren von den bei 6 russischen Divisionen Verwundeten bis 1. Mai 1905 in die Front zurückgekehrt: 44 vH. — Diese Zahl spricht für sich selbst. Es kann unmöglich als wünschenswert angesehen werden, daß die Ergänzung von Gefechtsverlusten beim Gegner so schnell vor sich geht und es kann eine Waffe beim Feinde nicht gefürchtet machen, wenn sich ihre Wirkung als so gutartig erweist.

Die Besorgnisse, die von der Annahme eines kleineren Kalibers als 8 (7,9) mm abgehalten haben, sind also wohl begründet gewesen. Zur Erhöhung der ballistischen Leistungen mußte daher ein anderer Weg eingeschlagen werden, und ein solcher öffnete sich — wie anfangs erörtert — durch die Konstruktion brauchbarer Spitzgeschosse.

Beistehende Abbildung zeigt die Form und Abmessungen des deutschen 8-Geschosses und französischen Spitzgeschosses (balle D).



Das deutsche Geschoß hat einen Bleikern und einen vernickelten Stahlmantel. Das französische Geschoß besteht aus fast reinem Kupfer. Wie aus der Abbildung zu ersehen, weichen beide Geschosse außer in Material und Gewicht auch in der Form erheblich voneinander ab; nur die Form der Spitze ist annähernd gleich. Charakteristisch ist beim deutschen Geschoß das Fehlen eines zylindrischen Teils, beim französischen das sich nach hinten verjüngende Schwanzende. Die für den Abfluß der Luft und die Lage des Schwerpunktes günstige französische Form hat — gleiches Kaliber vorausgesetzt — nur den Nachteil des höheren Gewichts. Dieser Nachteil würde noch stärker hervortreten, wenn nicht als Material das spezifisch leichtere Kupfer gewählt wäre; ein an sich recht gutes, aber sehr teueres Geschoßmaterial. Es ist ersichtlich, daß

demgegenüber bei der Konstruktion des deutschen Geschosses das Bestreben vorgeherrscht hat, das Gewicht so niedrig zu halten, wie dies mit Rücksicht auf sichere Wirkung und ohne Anwendung besonders teueren Materials zulässig war. Daß es trotz seiner an sich ungünstigen Schwerpunktlage völlig achsenbeständig ist, verdankt das Geschoß — abgesehen von der sehr hohen Umdrehungsgeschwindigkeit (die der Anfangsgeschwindigkeit proportional ist) — dem vollkommen zweckmäßigen Verhältnis zwischen Kaliber, Zugtiefe, Geschoßdurchmesser und Führungsteil.

Dem verschiedenen Gewicht entspricht auch die Anfangsgeschwindigkeit (25 m vor der Mündung): 860 m beim deutschen, etwa 690 m beim französischen Geschoß. Demgemäß muß sich auch der Verlauf der Flugbahn so gestalten, daß zunächst das leichtere aber schnellere deutsche Geschoß beträchtlich geringere Flughöhen aufweist, während das französische seiner größeren Schwere wegen einen geringeren Geschwindigkeitsverlust erleidet und auf den weiteren Entfernungen die flachere Bahn behält.

Nachstehende Zusammenstellung der bestrichenen Räume zeigt die Unterschiede. Zur Beurteilung des großen Fortschrittes, den die scharfe Spitzenform an sich den Geschossen alter Art gegenüber hervorgebracht hat, sind die entsprechenden Zahlen des Geschosses 88 (dem auch die des Lebelgeschosses alter Art gleichgesetzt werden können) beigefügt.

Bestrichene Räume in m*)

Visier:	Zielhöhe: 0,30 m			Zielhöhe: 0,50 m			Zielhöhe: 0,80 m			Zielhöhe: 1,40 m		
	Geschoß 88	S-Geschoß	balle D	Geschoß 88	S-Geschoß	balle D	Geschoß 88	S-Geschoß	balle D	Geschoß 88	S-Geschoß	balle D
400	—	101	63	—	ganz	124	—	ganz	ganz	—	ganz	ganz
500	25	55	48	43	117	82	75	ganz	168	150	ganz	ganz
600	20	37	30	30	65	58	38	115	100	92	ganz	ganz
700	15	22	20	20	38	36	29	65	63	62	140	122
800	12	16	17	16	26	29	21	44	45	48	85	88
900	10	12	14	15	21	24	18	32	35	34	63	78
1000	8	10	14	14	16	19	16	26	30	29	47	56
1200	5	7	11	10	11	13	12	18	20	21	32	57
1600	3	4	7	5	5	7	6	8	10	11	13	15
1800	2	2	3	3	4	5	4	5	8	8	9	12
2000	1	1	2	2	2	3	3	4	6	6	7	10

*) Wenn hier zur Beurteilung die „bestrichenen Räume" angeführt sind und nicht der von Generalleutnant Rohne vorgeschlagene „Visierbereich", so ist dies in Rücksicht auf die in der Armee geläufige Bezeichnung der Schießvorschrift für die Infanterie geschehen. — Es sei aber hier auf die überzeugende Klarstellung dieser Begriffe in § 19 der „Schießlehre für Infanterie" von Generalleutnant Rohne, Auflage von 1906, hingewiesen.

Um über die Bedeutung dieser Zahlen klar zu werden und ein Urteil zu gewinnen, auf welcher Seite die größeren Vorteile liegen, sei zunächst wieder ein Blick auf die neuesten Kriegserfahrungen geworfen. Oberstabsarzt Dr. Schaefer und seine vorgenannten Mitarbeiter haben bei 6739 auf dem mandschurischen Kriegsschauplatz verwundeten Russen mit großer Sorgfalt und Genauigkeit Erhebungen über die Entfernung angestellt, auf denen die Verwundungen stattgefunden hatten. Nach diesen dem Verfasser freundlich zur Verfügung gestellten Angaben waren verwundet:

In der Entfernung von Schritt	1 bis 10	10 bis 100	100 bis 500	500 bis 1000	1000 bis 1500	über 1500	Summe	Unbekannt	Summe
Infanteristen	88	515	2414	1788	866	377	6048	472	6520
Artilleristen	—	—	68	16	14	41	139	29	168
Kosaken	2	6	27	8	4	4	51	—	51
Summe:	90	521	2509	1812	884	422	6238	501	6739

Da die Russen 2 m = 3× rechnen, kann die Entfernung 1500× = etwa 1000 m gesetzt werden. Von 6238 Mann sind demnach nur 422 auf Entfernungen über 1000 m verwundet worden, d. h. nicht ganz 7 v. H. Da Oberstabsarzt Schaefer seine Feststellungen aber nur bei geheilten, also leichter Verwundeten gemacht hat, so entfällt — wie er mit Recht hervorhebt — in Wirklichkeit in dieser Zusammenstellung auf die weiteren Entfernungen ein noch zu hoher Prozentsatz, denn es muß als sicher angenommen werden, daß die Mehrzahl der schweren, langwierig und tödlich verlaufenden Verwundungen nicht auf weiteren, sondern auf den näheren Entfernungen stattgefunden hat. Erwägt man ferner, daß die Japaner das Fernfeuer keineswegs gescheut, sondern überall da angewendet haben, wo es möglich war, so muß den mitgeteilten Zahlenangaben eine allgemeinere Bedeutung zuerkannt werden.

Es kann aber die Frage aufgeworfen werden, ob nicht durch die gestrecktere Bahn der Spitzgeschosse die so gezogenen Grenzen beträchtlich verschoben sind? Die Frage ist zu verneinen. Die praktische Bedeutung einer größeren Rasanz besteht, bei gleicher Dichte, in der Erweiterung des von einer Geschoßgarbe beherrschten Raumes nach der Tiefe. Je tiefer dieser ist, umsomehr werden Fehler der Entfernungsschätzung und Visierwahl ausgeglichen. Die Streuung aber kommt auch bei der gestreckteren Bahn zur Geltung. Sie ist durch Steigerung der Rasanz nicht zu beseitigen und wird stets bewirken, daß über eine gewisse Entfernung hinaus die Dichtigkeit der Garbe so abnimmt, daß die Treffleistungen in bescheidenen Grenzen bleiben.

Nach Frhr. v. Zedlitz-Neukirch „Der Entwurf zur neuen Schießvorschrift für die Infanterie und die neue Munition" S. 8 beträgt die Treffwahrscheinlichkeit auf

2000 m sowohl für die S-Munition, wie die Munition 88 nur etwa $^1/_{100}$, und auf 1600 m etwa $^1/_{30}$ derjenigen für 400 m. Oberst Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, dessen Bedeutung auf dem Gebiet der Infanterie-Ballistik anerkannt ist, zieht hieraus den Schluß „ . . . daß auf weiten Entfernungen nur unter Einsetzung bedeutender Munitionsmengen Erfolge zu erzielen sind und daher das Fernfeuer auf Ausnahmefälle zu beschränken ist. Man sieht auch, wie wenig hier durch technische Vervollkommnung der Waffe abgeholfen werden kann." Die Leistung des Infanteriefeuers beruht eben nicht allein auf den Eigenschaften der Waffe, sondern auch denen des Menschen, der sie handhabt. Mit diesen Grenzen wird stets gerechnet werden müssen.

Betrachtet man die vorstehende Zusammenstellung der bestrichenen Räume nach diesen Gesichtspunkten, so neigt sich die Wage wohl auf die Seite unseres S-Geschosses. Nach den Schaeferschen Feststellungen muß man als „entscheidende" Entfernungen zweifellos die unter 1000 m betrachten. Auf dem überwiegend größeren Teil dieser Strecke von 0 bis 1000 m (bis über 700 m hinaus) weist das deutsche Geschoß die rasantere Bahn und die größere Tiefenwirkung auf. Die Unterschiede, die sich auf diesen Entfernungen ergeben, sind, besonders auf den nächsten Entfernungen, recht beträchtlich. Erst von 800 m ab werden die bestrichenen Räume des französischen Geschosses etwas größer und bleiben es bis zum Ende.

Aber auch die Flugbahn des französischen Geschosses ist auf den Entfernungen jenseits 1000 m schon so stark gekrümmt, daß sie absolut große bestrichene Räume nicht mehr aufweisen kann. Soweit die Feststellung möglich war, beträgt z. B. die Tiefenstreuung für 50 v. H. aller Schüsse, vorzügliche Schützen und wagerechter Boden vorausgesetzt, für das französische Geschoß

auf 1200 m etwa 60 m (gegen 50 beim S-Geschoß),
auf 1600 m etwa 50 m (gegen 40 beim S-Geschoß).

Daß solche und selbst etwas größere Unterschiede für die Feuerleitung wirklichen Nutzen bringen könnten, ist nicht anzunehmen. Dieser Nutzen wird außerdem noch durch den Umstand sehr beschränkt, daß auf den Entfernungen über 1000 m bei lichten Schützenlinien eine ausgiebige Geländebenutzung möglich ist, im Gegensatz zu den näheren Entfernungen, auf denen der Entwicklungsraum voll ausgenutzt werden muß.

Sollte man trotzdem die geringere Rasanz auf den Entfernungen von 800 m ab dem deutschen Geschoß zum Nachteil anrechnen wollen, so muß dagegen der schwerwiegende Vorteil in Rechnung gestellt werden, der durch die leichtere Munition erkauft ist. Die Taschenmunition des Infanteristen beträgt bei Ausrüstung mit der neuen Munition:

in Deutschland 150 Patronen im Gewicht von 3,7 kg,
in Frankreich 120 = = = 3,6 kg.

Das bedeutet bei annähernd gleichem Gewicht einen Unterschied von 30 Patronen.

Bei der deutschen Munition ist dabei noch das Gewicht der Ladestreifen eingerechnet, die bei der französischen Munition bekanntlich fehlen.

Für eine Kompagnie zu 200 Gewehren ergibt dies eine Überlegenheit von 6000 Patronen, die, im entscheidenden Augenblick auf wirksamer Entfernung eingesetzt, von großer Bedeutung werden kann, jedenfalls von größerer, als ein paar Treffer mehr auf weiten Entfernungen. Berücksichtigt man außerdem, daß bei gleichem Gewicht sowohl die Kompagnie-Patronenwagen wie die Munitionskolonnen beträchtlich größere Mengen von Patronen mit sich führen und ruft sich ins Gedächtnis, wie stark sich die Forderung nach reichlicherer Munitionsausstattung im Russisch-japanischen Kriege geltend gemacht hat, so wird man die Bedeutung der Munitionserleichterung richtig einschätzen.

Es bleibt noch die Frage zu erörtern, ob nicht die Rücksicht auf ausreichende Geschoßwirkung — auch Verwundungsfähigkeit genannt — zugunsten des schwereren Geschosses geltend gemacht werden müsse. Wie erwähnt, haben die Erfahrungen des letzten Krieges denen recht gegeben, die von einem kleineren Kaliber als 8 mm Abstand genommen haben; ja man kann sagen, daß nach diesen Erfahrungen eine geringere Wirkung als die des russischen 7,62 mm Geschosses als unannehmbar erscheint. Wie verhält sich hierzu unser S-Geschoß?

Die Wirkung aller Langgeschosse mit schlanker Spitze und weit nach hinten liegendem Schwerpunkt ist von derjenigen der stumpfen Geschoßform zum Teil grundsätzlich verschieden, so daß nicht unmittelbar von dem einen auf das andere geschlossen werden darf. Die große Neigung der Spitzgeschosse zum Querstellen bei Widerständen im getroffenen Körper und selbst bei reinen Weichteilschüssen spielt dabei die Hauptrolle. Aus diesem Grunde können die durch Spitzgeschosse hervorgerufenen Verwundungen ganz allgemein als schwerer angesehen werden, als die durch ältere Geschosse gleichen Kalibers. Vergleicht man das deutsche und französische Geschoß, so ergibt eine Gegenüberstellung der auf den verschiedenen Entfernungen vorhandenen „Wucht" (lebendige Kraft), daß auf den nahen Entfernungen das deutsche, auf den weiten Entfernungen das französische die größere Wirkung haben muß. Die Grenze liegt etwa auf 400 m. Es läßt sich auch annehmen, daß die größere Länge des französischen Geschosses bei Querstellung im Körper größere Zerstörungen bewirken kann wie das kürzere deutsche Geschoß. Es handelt sich aber nicht um die Frage, ob das eine Geschoß auf diesen, das andere auf jenen Entfernungen *schwerere* Verletzungen zu erzeugen imstande ist, sondern darum, ob die Wirkung auf allen Gefechtsentfernungen *ausreichend* ist. Ist dies der Fall, so wird man dem Geschoß, das dies Ergebnis mit dem geringsten Gewicht erzielt, eben dieses Umstandes und der damit verbundenen Vorteile willen den Vorzug geben müssen.

Das deutsche S-Geschoß verursacht auf allen Entfernungen schwerere, auf den nahen Entfernungen erheblich schwerere Verletzungen wie das Geschoß 88 (also auch wie das

russische Geschoß von 7,62 mm) und ist imstande, noch auf 2000 m die großen menschlichen Röhrenknochen vollständig zu zersplittern. Diese Wirkung kann als ausreichend gelten.

Sie liefert auch den Beweis dafür, daß die vielfach in der Presse ausgesprochene Vermutung, das leichte deutsche Geschoß könne auf den weiten Entfernungen nicht mehr „stabil" genug sein, nicht zutrifft. Das Spitzgeschoß verhält sich auch in dieser Beziehung anders als die früheren Geschoßformen, und die außerordentlich hohe Umdrehungsgeschwindigkeit — die nicht etwa in gleichem Verhältnis mit der Verzögerung der Vorwärtsbewegung abnimmt — reicht bis auf die weiten Entfernungen zur Erhaltung der Achsenbeständigkeit aus.

In französischen Blättern ist ein besonderer Vorzug des Kupfergeschosses noch darin gefunden, daß es beim Aufschlagen auf den Boden nicht zertrümmert, sondern, seine Gestalt nur mäßig verändernd, als Aufschläger weitergeht. Die Zertrümmerung aufschlagender Mantelgeschosse, besonders der S-Geschosse beim Auftreffen auf den Boden ist aber keineswegs die Regel. Jedenfalls kann dieser Umstand -- die Wirkung der immer in unberechenbarer Flugbahn weitergehenden Aufschläger — nicht entscheidend in die Wagschale fallen und auf alle Fälle ist er eine teuere Errungenschaft angesichts der heutigen Kupferpreise.

Werfen wir noch einen Blick auf die Änderungen am Gewehr, die in beiden Staaten durch die Einführung der neuen Munition notwendig wurden. Beiderseits bestand die Möglichkeit, die neue Munition ohne weiteres aus den vorhandenen Gewehren (G/98 und Lebel) zu verschießen, sobald der veränderten Flugbahn durch Umgestaltung des Visiers Rechnung getragen war. Beim deutschen Gewehr bedurfte es hierzu nur des Einstellens einer neuen Visierklappe, beim Lebelgewehr außerdem einer Erniedrigung der Stufen des Treppenvisiers von 400 bis 800 m. — Die niedrigste Visierstellung (ein eigentliches Standvisier ist bei beiden nicht vorhanden) beträgt hier wie dort 400 m.

Die höchste Erhebung der Bahn des S-Geschosses beträgt bei dieser Visierstellung 40 cm, die des französischen Geschosses etwa 57 cm. Dies bedeutet für das deutsche Gewehr einen erheblich besseren Haltepunkt gegen kleine Ziele. Weiter beträgt die höchste Erhebung der Flugbahn

mit dem Visier 500 beim S-Geschoß rund 70 cm bei balle D rund 80 cm,
" " " 600 " " " 115 cm " " D " 130 cm,
" " " 700 " " " 185 cm " " D " 210 cm.

Ziele von Reiterhöhe liegen also von 700 m ab beim deutschen Gewehr stets im Bereich des Visiers 700, beim französischen noch nicht. Über 700 m hinaus ändert sich wie gesagt das Verhältnis und das französische Geschoß weist niedrigere Flughöhen auf. Da sie aber von da ab in der Mitte der Bahn selbstverständlich jede Zielhöhe

erheblich übersteigen, sind nicht die höchsten Erhebungen, sondern die bestrichenen Räume am Ziel von Bedeutung für die praktische Beurteilung. Die deutsche Schießvorschrift gibt jedenfalls aus diesem Grunde für die weiteren Entfernungen nur diese Zahlen (Zusammenstellung siehe vorn).

Die höchste Visierstellung beträgt beim deutschen Visier 2000, beim französischen wahrscheinlich etwa 2400 m. Betrachtet man die geringfügigen bestrichenen Räume, die schon auf 2000 m nur noch vorhanden sind, so muß man bezweifeln, daß — trotz aller Neigung zum Fernfeuer — die Franzosen auf Entfernungen über 2000 m das Feuer eröffnen wollen. Es ist aber anzunehmen, daß bei Umänderung des alten Visiers die bisher größte Visierhöhe (für 2000 m) sich als ausreichend für die Entfernung von etwa 2400 m mit den niedrigeren Flughöhen des neuen Geschosses erwiesen haben wird. Wie dem auch sei, Vorteile darf man wohl von einem solchen Visier nicht erwarten und ein Feuer über 2000 m wird immer Munitionsverschwendung bleiben. Die neue Visierklappe des deutschen Gewehrs ist entsprechend der geringeren Flughöhe verkürzt.

Das Endergebnis muß dahin zusammengefaßt werden, daß nach dem gegenwärtigen Stande die deutsche Infanterie als die besser bewaffnete anzusehen ist, weil

1. das deutsche Gewehr 98 dem veralteten Lebel-Gewehr konstruktiv erheblich überlegen ist und
2. die deutsche S-Munition den Anforderungen des Infanteriekampfes unter Berücksichtigung der neuesten Kriegserfahrungen besser entspricht als die französische.

Andererseits kann festgestellt werden, daß nach Durchführung der Ausrüstung mit dem neuen Geschoß das französische Gewehr ballistisch dem deutschen am nächsten kommen wird. Es ist in dieser Beziehung, angesichts der großen Vorteile, die es mit dem Spitzgeschoß allen anderen fremden Armeen gegenüber besitzt, jenen zweifellos weit voraus und muß an sich als eine ballistisch vortreffliche und hochwertige Waffe bezeichnet werden. In der Konstruktion steht es allerdings sehr zurück. Aus diesem letzteren Grunde ist kaum anzunehmen, daß der gegenwärtige Zustand in Frankreich von langer Dauer sein wird. Am einfachsten würde er anscheinend geändert durch eine technisch leicht ausführbare Umformung des Lebelgewehrs zum Paketlader mit Mittelschaftmagazin. Bei näherer Betrachtung sieht man allerdings, daß dabei von den Teilen des alten Gewehrs nicht viele übrig bleiben würden. Die Entscheidung in dieser Frage wird jetzt jedenfalls nicht erleichtert durch die Rücksicht darauf, daß die Zukunft doch vielleicht einmal ein brauchbares Selbstladegewehr auf den Markt bringen könnte.

Die öfters in der Presse aufgetauchte Behauptung, daß man in Frankreich ein solches Gewehr — d. h. ein kriegsbrauchbares Armeegewehr — bereits im Modell besitze und mit der Herstellung nur auf den Vorgang anderer warte, hat wenig

Glaubwürdiges. Solche geheimen Pläne bringt man nicht lange bevor sie zur Tatsache werden können zur gefälligen allgemeinen Nachachtung der Welt zur Kenntnis, und in Frankreich werden militärische Geheimnisse gut gewahrt. Sollte aber wirklich ein an sich glatt funktionierendes Modell vorhanden sein, so würden damit die großen Fragen, die vor der Entscheidung über die Annahme eines Selbstladers als Armeegewehr gelöst werden müssen, noch keineswegs geklärt sein. Zur Lösung dieser Fragen im großen Stil bedarf es Zeit und sehr viel Geld und derjenige Staat, der sich dieser Aufgabe zuerst unterziehen wird, kann wohl in die Lage kommen, für die anderen, die abwarten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Es würde zu weit führen, diese Fragen hier näher zu erörtern; nur eins sei angeführt. Die neue, jetzt noch in der Einführung begriffene französische Munition (balle D) könnte für ein Selbstladegewehr nicht in Betracht kommen. Eine der Vorbedingungen für ein solches Gewehr ist die unbedingte Sicherstellung des gegen jetzt noch bedeutend anwachsenden Munitionsbedarfs. Die oben angeführten Zahlenangaben über die französische Munition liefern den Beweis, daß sie schon jetzt nach dieser Richtung Schwierigkeiten bieten muß. Eine ausreichende Gewichtserleichterung könnte durch die Annahme eines kleineren Kalibers erreicht werden. Daß der Entschluß hierzu trotz der relativ höheren Verwundungsfähigkeit der Spitzgeschosse nicht leicht ist, liegt auf der Hand. Jedenfalls wird die Frage des Munitionsersatzes in Frankreich mit Rücksicht auf die Besorgnis vor Munitionsverschwendung wohl eingehend erwogen werden. Mit der bisherigen Auffassung, die der Einzelladung und dem Rohrmagazin das Leben gefristet hat, würde man vor Annahme eines Selbstladers radikal brechen müssen, wenn man sich nicht der Selbsttäuschung hingibt, in der Anwendung der „rafales“ ein Arkanum gegen die Patronenvergeudung zu besitzen.

Radikale Umschläge in dieser Beziehung sind allerdings in Frankreich nicht unmöglich; wir haben erst kürzlich ein Beispiel gehabt in den neuen Vorschriften für die Ausbildung der Infanterie.

Wie auch die Entscheidung fallen mag, Deutschland ist im Besitz seiner jetzigen Infanteriewaffe in der Lage, die Entwicklung in Ruhe abzuwarten. Selbst die unwahrscheinliche Annahme eines Selbstladers mit kleinerem Kaliber in einer fremden Armee, die eine Reihe von Jahren und eine beträchtliche Anzahl von Millionen zur Durchführung bedürfte, würde eine große Verschiebung der Lage zu unseren Ungunsten kaum bewirken. Leichter wie das S-Geschoß (10 g) würde auch ein Spitzgeschoß von etwa 7 mm Kaliber kaum werden können. Die Hauptvorzüge des kleinen Kalibers, die sehr gestreckte Bahn auf den Hauptentfernungen und vor allem das leichte Munitionsgewicht, haben wir mit unserem S-Geschoß vorweggenommen.

Kriegführung und Geld.

Das bekannte Wort Montecuculis, daß zum Kriegführen drei Dinge gehören: „Geld, Geld und nochmals Geld“ kennzeichnet treffend die hohe Bedeutung, welche das Geld für die Kriegführung hat, es gilt aber uneingeschränkt nur für die Zeit der Söldnerheere, in der es ausgesprochen wurde. Es setzt voraus, daß man alles das, was man zum Kriegführen braucht, Ausrüstung, Verpflegung und das Wichtigste, die Streiter selbst, für Geld beschaffen kann. Das war aber keineswegs immer so und ist auch heute im Zeitalter der Nationalheere nicht mehr möglich. Die Menschheit kannte den Krieg schon lange, ehe sich der Begriff des Geldes einbürgerte. Die Naturvölker führten und führen zum Teil auch jetzt noch den Krieg ohne Geld, weil sie ihre Bewaffnung schon im Frieden brauchen und sich ihren Unterhalt auch während des Krieges zu beschaffen vermögen. Erst als das Volk nicht mehr als Ganzes in den Krieg zog, sondern seinen Schutz dem wehrhaftesten Teil der Männer übertrug, entstand für den zurückbleibenden die Verpflichtung, für den Unterhalt der Kämpfer zu sorgen, soweit sich diese nicht auf Kosten des Feindes zu ernähren vermochten. Jetzt konnte der Fall eintreten, daß der Besitz und die Erwerbskraft des Staates nicht mehr dazu ausreichten, die Streiter zu unterhalten, und daß deshalb das Fehlen des Geldes einen hemmenden Einfluß auf die Kriegführung auszuüben vermochte. Noch einen Schritt weiter kommen wir mit der Einführung der Soldzahlung, der Anwerbung von Kriegern gegen Geld, denn jetzt vermochte das Geld sogar einen fördernden Einfluß auf die Kriegführung auszuüben, weil sein Besitz es gestattete, die Zahl der Krieger über das der Volksstärke entsprechende Maß hinaus zu erhöhen. Aber nur eine gut entwickelte Volkswirtschaft war in der Lage, die Kosten dieses Systems zu tragen, denn mit dieser Einrichtung stiegen die Geldforderungen des Krieges ganz außerordentlich, und über ein gewisses Maß hinaus ließ sich eine derartige Verstärkung der Streitmacht nicht ausdehnen. So vermochte Athen trotz seines blühenden Handels die Mittel für den Unterhalt seiner starken Armeen im Peloponnesischen Kriege nicht aufzubringen, und das war einer der wichtigsten Gründe für seinen Mißerfolg. Deshalb spielt auch das persische Geld in den Kämpfen der Griechen eine so wichtige Rolle, denn die Perser merkten bald, daß sie ihren Zweck, die Schwächung des Griechen-

tums, am besten dadurch erreichten, daß sie den Bruderkampf schürten. Fremde Völker für eigene Interessen fechten zu lassen, war, wie auch die englische Geschichte zeigt, stets eine sehr nützliche Verwendung des Geldes.

Übrigens finden wir auch schon im Altertum ein Volk, das sich der persönlichen Wehrpflicht soviel wie möglich entzog und den Krieg fast ausschließlich mit Geld führte. Das waren die Karthager, die frühzeitig dazu übergingen, zum Schutze ihres Landes und ihres Handels geworbene Soldtruppen schon im Frieden zu unterhalten und besondere Einnahmequellen des Staates ausschließlich für die Vorbereitung und Durchführung des Krieges zu verwenden. Ihre Angriffskriege dienten der Sicherung und Erweiterung ihres Handels, und dadurch erklärt sich die übrigens auch bei anderen Handelsvölkern hervortretende Neigung, den Krieg unter Schonung der eigenen Kraft nur durch bezahlte Söldner führen zu lassen, und ihn abzubrechen, wenn er nicht mehr lohnend schien. Sie gingen zugrunde, weil sie ihre großen Feldherren nicht genügend mit Geld unterstützten und nicht erkannten, daß in solcher Lage unangebrachte Sparsamkeit die Existenz des Staates untergräbt.

In Rom sehen wir die Verhältnisse sich ähnlich entwickeln wie in Griechenland. Die römischen Bürgerheere, die unentgeltlich auf eigene Kosten fochten, und die den Grundstein zur Weltherrschaft legten, wurden entsprechend dem Wachstum der Macht und der Einnahmequellen des Staates immer mehr durch bezahlte Hilfsvölker und Söldner ersetzt. Die Soldausgaben erreichten schließlich zur Kaiserzeit eine Höhe, die selbst die Leistungsfähigkeit des Weltreichs überstieg, und die in Verbindung mit dem wachsenden Luxus eine gewaltige Verschuldung herbeiführte. Die Söldner steigerten dann im Bewußtsein ihrer Macht die Forderungen stetig und stürzten schließlich das Weltreich. Wieder einmal hatte die Geschichte bewiesen, daß ein Volk, das nicht mehr aus eigener Kraft, sondern nur mit seinem Gelde Krieg führt, schließlich im Existenzkampfe der Völker unterliegen muß. Die kampfesfrohen Germanenstämme, bei denen jeder Mann zugleich ein Krieger war, traten an die Stelle Roms, und auf den Trümmern dieser Macht gründete Karl der Große sein neues Weltreich. Hier spielte das Geld im Kriege wieder eine sehr geringe Rolle. Jeder Deutsche war persönlich mit eigenen Waffen und auf eigene Kosten zum Kriegsdienst verpflichtet, und die Führer, später die Könige, bezahlten aus ihren Mitteln nur die Nebenkosten der Kriege. Die Belohnung der Krieger bestand meist darin, daß sie von dem eroberten Lande oder auch vom Besitz ihres Führers einen Anteil als Lehen erhielten. Als Entgelt dafür waren sie aber nun auch für die Zukunft zur Heeresfolge verpflichtet. Die Heere wurden also nicht durch Geldzahlung, sondern durch die Überweisung von Grund und Boden gebildet, und die Vasallen waren zum Kriegsdienst auf eigne Kosten verpflichtet. Erst als sie sich im Laufe der Jahrhunderte gewöhnt hatten, ihren Besitz als Eigentum zu betrachten, begannen sie, diese Verpflichtung als lästig anzusehen. Die Lehnsherren beschränkten deshalb die Zeit, innerhalb welcher die Vasallen sich selbst zu unter-

halten hatten und gewährten ihnen für Feldzüge außerhalb des Landes Sold. Das vermehrte aber die Kriegsausgaben der Fürsten so, daß diese sie nicht mehr allein aus eignen Mitteln zu bestreiten vermochten, sondern sich genötigt sahen, ihrem Volke Kriegssteuern aufzuerlegen. So wurde der Einfluß des Geldes auf die Kriegführung wesentlich erhöht, denn die Fürsten bedurften für solche Auflagen der Genehmigung der Stände und konnten diese nicht immer ohne Schwierigkeiten erlangen. Geldmangel beschränkte also die Kriegsmöglichkeit in einem Zeitalter, in dem es sich beim Kriegführen nicht um den Ausgleich großer nationaler Gegensätze, sondern um Sonderinteressen und Machtfragen handelte.

Mit der Beschränkung des Kriegsziels mußte auch die Neigung zum persönlichen unentgeltlichen Kriegsdienst immer geringer werden. Die Fürsten sahen ein, daß sie mit Sicherheit nur noch auf solche Krieger rechnen konnten, die sie durch Soldzahlung für ihren Waffendienst verpflichteten, und da solche Krieger nicht jederzeit zu haben waren, begann man mit der Aufstellung stehender Heere, die allein vom Landesherrn abhängig waren und von ihm bezahlt wurden. Das erforderte dauernde Ausgaben, und an die Stelle der nach jedesmaligem Abkommen zu zahlenden Kriegsabgaben traten nun ständige Steuern. Jetzt konnte man wieder mit Geld Krieg führen, und sein Besitz mußte von maßgebendem Einfluß auf die Erreichbarkeit des Kriegszweckes sein. Mindestens brauchte man es zur Bildung der Armeen und bis zu dem Zeitpunkte, wo es gelang, sie in feindliches Gebiet zu führen. Einen Schutz des feindlichen Privateigentums im Kriege gab es damals noch nicht, Leben und Eigentum der Bevölkerung waren der Willkür des Siegers anheimgegeben, denn mit der Soldzahlung allein war der Landsknecht nicht zufrieden, er beanspruchte auch Kriegsbeute als Entschädigung für sein gefahrvolles Handwerk. Wir sehen deshalb die Feldherrn im Dreißigjährigen Kriege häufig den Kriegsschauplatz aus verödeten Gebieten in solche Gegenden verlegen, die bisher noch verschont geblieben waren. Dort mußte nach Wallensteins Forderung der Krieg den Krieg ernähren. Dort sammelte auch der Feldherr Reichtümer, die ihn zur Fortsetzung des Kampfes befähigten, denn ganz ohne Barmittel konnte man auch unter solchen Umständen den Krieg nicht führen.

Es war nicht nur der Zauber der Persönlichkeit, der die Söldner an Wallenstein fesselte, er konnte nur deshalb zweimal in kurzer Zeit starke Armeen aufstellen, weil er zu einer Zeit, in der die kaiserlichen Kassen erschöpft waren, mit Hilfe seines gewaltigen Privatvermögens über die zur Anwerbung notwendigen Mittel verfügte. Dieser Besitz befähigte ihn auch, bei unglücklichem Gange des Krieges über Zeiten der Not mit Geld hinwegzuhelfen. Allerdings waren das nur vorübergehende Opfer, denn zur Deckung der Kriegskosten war ihm vom Kaiser der Nießbrauch aller eroberten Länder übertragen worden. So trug allein das unglückliche Deutschland durch dreißig Jahre auch die finanziellen Lasten des Krieges, der schließlich von fremden Völkern auf seinem Gebiete ausgefochten wurde. Bei der Art der Kriegführung, die die Hilfsmittel des

Landes nicht ausnutzte, sondern vernichtete, mußten die Verluste an Nationalbesitz geradezu unermeßlich sein, und es ist wohl begreiflich, daß ein solcher Krieg die Kultur Deutschlands um Jahrhunderte zurückzuwerfen vermochte. Unser Vaterland ist hauptsächlich durch den Dreißigjährigen Krieg ein armes Land geworden und hat sich volkswirtschaftlich erst von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ab so entwickelt, daß es seine westlichen Nachbarn einzuholen vermochte.

Die Söldnerwirtschaft brachte auch für die Kriegführung selbst schwere Nachteile. Der Söldner lebte vom Kriege und hatte kein Interesse daran, daß dieser bald beendet wurde. Er blieb nur dann bei der Fahne, wenn er richtig bezahlt wurde und Beute machte. Geschah das nicht und wurden die Kriegsaussichten ungünstig, so hielt nur noch selten Anhänglichkeit an den Führer die Armee zusammen. Meist lief sie auseinander, und oft gingen die Söldner auch zu dem besser zahlenden Gegner über. Mancher Feldzug dieses Zeitalters nahm aus Mangel an Geld ein vorzeitiges Ende. Unter Umständen war der Kriegszweck sogar ohne Kampf zu erreichen, wenn nur der betreffende Feldherr über mehr Geld als der Gegner verfügte. Er wich dann der Entscheidung so lange aus, bis diesem das Geld zur Bezahlung seiner Truppen ausging und seine Armee sich auflöste. Diese Abhängigkeit der Soldheere vom Gelde ist auch der Hauptgrund, weshalb die Schlachtentscheidung in dieser Periode von so geringem Einfluß auf den Ausgang des Krieges war. Auch der glänzendste Sieg nützte nur wenig, wenn der Geschlagene Geld genug besaß, eine neue Armee aufzustellen. Nur deshalb endlich, weil man mit Geld Krieg führen konnte und das Volk als solches mit seinen Interessen daran nur in geringem Maße beteiligt war, waren die Kabinettskriege um geringfügigen Zweck möglich.

Die Kosten der Kriegführung stiegen während dieser Zeit ständig, weil die Heeresstärken wuchsen. Das beanspruchte die Finanzen des Staates in wachsendem Maße und zwang, wo die augenblicklich verfügbaren Mittel nicht ausreichten, zur Erhöhung der Steuern, zur Herstellung schlechter Münzen und bei weiterer Entwicklung des Geldwesens auch zur Aufnahme von Anleihen. Immer mehr wurde dann im Laufe des 18. Jahrhunderts auch der Schutz des Privateigentums, wenigstens im Landkriege, zum Kriegsbrauch, was naturgemäß zu einer weiteren Steigerung der Kriegskosten führte.

Seit dem Wiedererstehen der Nationalheere, vom Beginn der französischen Revolution ab, hat der Ausspruch Montecuculis an Bedeutung verloren, denn heute können wir mit Geld allein nicht mehr Krieg führen. Heute gehört dazu ein Volk, das entschlossen ist, mit seinem Gut und Blut für den Schutz seiner nationalen Existenz und seiner wichtigsten Lebensinteressen einzutreten. Deshalb führt man, von Kolonialkriegen abgesehen, auch nicht mehr um untergeordneter Dinge willen Krieg, zumal sich bei der heutigen Lage in Europa nie vorhersehen läßt, ob nicht die Kriegsfackel einen Weltbrand entzünden würde. Handelskriege, die früher nicht selten waren,

sind zwar auch heute noch denkbar, aber doch sehr viel weniger wahrscheinlich als ehemals, denn voraussichtlich würde während des Kampfes, der zu dem Zweck unternommen wird, einen unangenehmen Konkurrenten zu beseitigen, bei dem hochgespannten internationalen Wettbewerb der neutrale Handel den Gewinn an sich reißen.

Freilich genügt es nicht, daß heute die allgemeine Wehrpflicht dem Staate Millionen von Menschen zur Verfügung stellt. Er muß sie ausbilden, bewaffnen und ernähren, und das kostet Geld. Besitzt er dazu nicht die Mittel, so nützt die Menschenmasse allein wenig. Deshalb ist doch die Lösung der Geldfrage noch immer von außerordentlicher Bedeutung für die Durchführung eines Krieges. Mit dem Anwachsen der Heeresstärken sind die Kosten für die Vorbereitung und Durchführung eines Krieges gewachsen. Dazu kommt, daß die Fortschritte der modernen Technik die Bewaffnung immer komplizierter und teurer, die Ausrüstung immer vielseitiger gemacht haben. Die Staaten halten auch heute das Kriegsgerät in weit größerem Umfange als früher bereit und belassen nur solche Beschaffungen für die Zeit der Mobilmachung, die jederzeit sofort geliefert werden können. Ferner sind die Bedürfnisse des Kulturmenschen gestiegen, er beansprucht im Kriege eine weit bessere Verpflegung, als sie den Soldaten früherer Zeit geboten wurde. Und wenn wir auch heute keine Söldnerheere mehr haben, so verschlingt doch die Löhnung und Verpflegung der Volksheere sowie die Unterstützung der ihrer Ernährer beraubten Familien bedeutende Summen.

Mit Recht ist jeder Staat, der sich seine Machtstellung erhalten will, darauf bedacht, sich so gut wie möglich auf den großen Entscheidungskampf, den vielleicht die Zukunft bringen wird, vorzubereiten. Deshalb wachsen die Friedens- und Kriegsstärken der Heere und Flotten ständig. Auch läßt sich keine moderne Armee irgend einen Fortschritt in der Bewaffnung und Ausrüstung entgehen, weil nichts das Vertrauen der Armee im Kriege mehr erschüttert als das Bewußtsein, einem besser bewaffneten Feinde gegenüberzustehen. Mit jeder Umbewaffnung aber sind bei der heutigen Heeresstärke und den Fortschritten der Technik sehr bedeutende Kosten verbunden. Die Kriegsrüstung der europäischen Großmächte verschlingt heute so gewaltige Summen, daß es begreiflich ist, wenn sich Stimmen erheben, welche bedauern, daß diese Summen nicht dem Kulturfortschritt zugute kommen. Solche Stimmen werden um so lauter, je länger der Friede dauert und je sicherer er begründet scheint. Und doch wäre es falsche Sparsamkeit, ihnen nachgeben zu wollen. Die Geschichte lehrt auf jedem Blatt, daß nichts so kostspielig für die Volkswirtschaft ist, als ein durch ungenügende Vorbereitung verlorener Krieg. Die Verluste an Geld und Gut, die ein unglücklicher Krieg unter allen Umständen mit sich bringt, sind stets so bedeutend gewesen, daß ihnen gegenüber die Friedensersparnisse verschwindend gering waren. Wenn es der wichtigste Zweck des Staates ist, seinen Angehörigen Ruhe und Sicherheit zu gewährleisten, so muß er auch berechtigt sein, die Steuerkraft seiner Unter-

tanen in erster Linie für diesen Zweck heranzuziehen. Außerdem würde es ein Trugschluß sein, wenn man annehmen wollte, daß die für die Wehrkraft ausgegebenen Summen für die Volkswirtschaft nutzlos bleiben. Verloren geht nur das, was ins Ausland wandert, und das ist zum Beispiel in Deutschland sehr wenig, weil unsere Industrie in der Lage ist, das gesamte Kriegsgerät im Lande herzustellen. Auch die für Gehalt und Löhnung ausgegebenen Summen fließen unmittelbar wieder dem Wirtschaftsleben zu.

Diese Ausgaben sind allerdings unproduktiver Art und deshalb ein Nachteil für die Volkswirtschaft, denn es entstehen keine bleibenden Werte, auch wenn das Geld im Lande bleibt. Ein wirklicher Verlust aber ist nur darin zu erblicken, daß in jedem Jahre mehr als eine halbe Million kräftiger Leute während ihrer Dienstpflicht der produktiven Friedensarbeit entzogen wird. Aber das ist ein unvermeidliches Übel, dem auch der Nutzen gegenübersteht, der der Volkswirtschaft aus der körperlichen und geistigen Weiterbildung der Wehrpflichtigen erwächst. Reine Milizheere würden im Frieden vielleicht etwas billiger sein, sich im Krieg aber als militärisch minder leistungsfähig und finanziell weit kostspieliger erweisen. Die Ausgaben sind bedauerlich, werden aber auch in Zukunft ebenso unvermeidlich sein wie in der Vergangenheit. Zum ewigen Frieden ist die Menschheit nicht vollkommen genug. Volkswirtschaftliches Gedeihen wird jederzeit bei dem, auf dessen Kosten es geschieht, Neid erregen. Jedenfalls bleibt nur dann der Friede gesichert, wenn eine starke Kriegsrüstung mißgünstige Gegner von dem Versuche abschreckt, eine derartige Entwicklung mit den Waffen zu unterdrücken. England hat die Beseitigung der Ostender Kompagnie im Anfang des 18. Jahrhunderts nur deshalb durchsetzen können, weil Österreich zu wenig zu einem Seekriege gerüstet war. Aus gleichem Grunde konnte Österreich die Sperrung der Scheldemündung durch Holland für den gesamten Schiffsverkehr Belgiens zur Zeit Kaiser Josephs II. nicht verhindern, obwohl sich dieser Herrscher persönlich stark für diese Forderung einsetzte.

Mit der Höhe der Ausgaben für die Wehrkraft ist aber auch die finanzielle Leistungsfähigkeit gewachsen. Der Staat kann deshalb heute ohne Nachteil sehr viel höhere Lasten für Kriegszwecke tragen, als das ehemals denkbar war. Wie die für den Militäretat ausgegebenen Summen gewachsen sind, zeigt ein Vergleich der früheren und der heutigen Heeresausgaben. Preußen gab nach dem Siebenjährigen Kriege für seine Wehrmacht jährlich 36 Millionen Mark aus; der deutsche Militäretat für 1906/07 fordert für das preußische Militärkontingent 622 Millionen Mark. Wenn man aber berücksichtigt, daß Preußen heute etwa siebenmal soviel Einwohner hat als damals, so wären die 36 Millionen heute 252 Millionen, und da heute das Geld nur etwa den fünften Teil der Kaufkraft von damals besitzt, war die Belastung zur Zeit Friedrichs des Großen relativ ohne Zweifel erheblich höher als die jetzige. Das gleiche beweist auch ein Vergleich des Verhältnisses der Gesamt-

ausgaben zu den Heeresausgaben. Friedrich der Große, und gleich ihm die übrigen europäischen Staaten, verwendeten 60 % der Einnahmen für das Heer, Napoleon im Jahre 1808: 64 %. Unmittelbar vor dem Kriege 1870/71 gab Frankreich 39,8 %, Preußen 35 %, Rußland 40 % seiner Einkünfte für die Wehrkraft aus. Im Etat 1905/06 betragen die Ausgaben für die Wehrmacht bei England etwa 22 %, bei Frankreich 28 %, bei dem Deutschen Reiche, wenn die Gesamtausgaben des Reichs und der Einzelstaaten zusammengerechnet werden, 14,25 % der Gesamtausgaben. Wir sehen, daß in früherer Zeit meist mehr als die Hälfte der Gesamtausgaben auf den Militäretat entfiel, während der Prozentsatz in neuerer Zeit erheblich niedriger ist. Da man nicht annehmen kann, daß die Steuern heute höher sind als früher, kommen wir somit zu dem Schluß, daß die heutige Kriegsrüstung das Nationaleinkommen weniger belastet als die ehemalige.

Zu allen Zeiten bestand in gesunden Staaten das Bestreben, die Waffenrüstung des Landes zum Schutze seiner Sicherheit so stark wie möglich zu machen. Aber es besteht auch heute noch die Möglichkeit, daß die Kosten für die Armee in solchen Staaten, die zwar eine Großmachtstellung einnehmen wollen, aber nicht über die entsprechenden Geldmittel verfügen, die Volkswirtschaft ruinieren. Wenn heute die meisten Staaten davon absehen, alle wehrpflichtigen Mannschaften für den Krieg auszubilden, so geschieht das mit Rücksicht auf die Kostenfrage. Nur Frankreich bildet, um seine Großmachtstellung zu behaupten, jeden Mann aus und vermag neuerdings nicht mehr, die für den Ersatz notwendige Rekrutenzahl aufzubringen. Deshalb wächst das Mißverhältnis seiner Wehrkraft gegenüber der Deutschlands in demselben Maße, wie dieses auf Grund des sich steigernden Nationalvermögens in der Lage ist, einen immer größeren Teil seiner Wehrpflichtigen militärisch auszubilden. Man sieht, daß auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht mit Geld allein eine ausreichende Kriegsvorbereitung unter Umständen nicht zu erreichen ist.

Es ist auch wohl kaum anzunehmen, daß diese sorgsame Vorbereitung auf den Krieg in Zukunft anders werden wird. Schiedsgerichte können ohne Zweifel manche Differenz beseitigen und minder wichtige Streitfragen schlichten, aber Fragen von entscheidender Bedeutung wird kein vorwärts strebendes Volk durch einen Urteilsspruch entscheiden lassen können; und deshalb wird der Appell an die Waffenentscheidung auch in Zukunft nicht zu vermeiden sein. Daß unsere heutige Volkswirtschaft durch die Kriegsrüstung schwerlich unzulässig belastet wird, zeigt die finanzielle Entwicklung unseres Volkes. Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß die Summe des steuerpflichtigen Einkommens in Preußen in den letzten Jahren stets um 500 bis 600 Millionen Mark jährlich gestiegen ist. Dabei hat sich eine Zunahme hauptsächlich in den unteren Klassen durch Aufrücken bisher nicht steuerpflichtiger Personen in die Steuerpflicht bemerkbar gemacht. So bedauerlich es auch sein mag, daß durch die Kriegsvorbereitung so große Summen anderen Zwecken entzogen werden, der Schluß ist offenbar berechtigt, daß Deutschland seine heutige Waffenrüstung auch finanziell zu tragen vermag.

Freilich brauchen wir heute nicht mehr in demselben Umfange wie früher bares Geld, weil dessen Bedeutung in der modernen Volkswirtschaft zurückgegangen und an seine Stelle ein kompliziertes Kreditsystem getreten ist. Zwar ist noch immer das bare Geld das schätzenswerteste und sicherste finanzielle Kriegsmittel, aber es steht keinem Staate in dem Umfange, wie er es für den Krieg braucht, zur Verfügung. Die Barzahlung mit Metallgeld, die ehemals die Grundlage des Handelsverkehrs bildete, konnte den reißend schnell wachsenden Bedürfnissen des Erwerbslebens nicht mehr genügen, weil sie den Kauf und Verkauf zu schwerfällig machte. Die Einführung des Wechsels als Hauptzahlungsmittel für den Verkehr mit dem Auslande, des Giroverkehrs der Reichsbank und des Scheckverkehrs der großen Kreditinstitute sowie des Papiergeldes bzw. der Banknote für den inneren Verkehr bedeutete einen gewaltigen Fortschritt. Heute vollzieht sich die Bezahlung im großen als ein Ausgleich der gegenseitigen Forderungen, wobei nur die Differenz beider zu bezahlen ist. Dazu dient im internationalen Verkehr hauptsächlich der sichere Wechsel bzw. Anweisungen auf Bistaguthaben des Auslandes, Gold nur dann, wenn beides nicht in genügender Höhe vorhanden ist. Im inneren Verkehr spielt dagegen das Giro- und Scheckwesen für den Großverkehr und das Papiergeld bzw. die Banknoten für den Kleinverkehr die Hauptrolle. Beide sind trotz ihrer äußeren Ähnlichkeit sehr verschiedenartige Wertzeichen, und das tritt namentlich im Kriege hervor.

Der Zahlwert des eigentlichen Papiergeldes beruht allein auf dem Kredit des Staates, der es als Ersatz des baren Geldes zur Erleichterung des Geldumlaufs oder in Ermanglung von Metallgeld ausgibt. Es kann im allgemeinen nicht gegen Metallgeld eingetauscht werden. Im Gegensatz dazu beruht die Zahlkraft der Banknote auf der Möglichkeit, sie bei der Notenbank jederzeit gegen den Nennbetrag in Metallgeld einlösen zu können. Dafür muß eine unbedingte Sicherheit bestehen und deshalb ist die Notenbank verpflichtet, den vollen Betrag der ausgegebenen Banknotensumme in barem Gelde, Wechseln oder sonstigen schnell flüssig zu machenden Werten (bankmäßige Deckung) bereit zu halten, und da die Einlösung auf Verlangen in Metallgeld zu erfolgen hat, muß die Notenbank stets darauf bedacht sein, einen genügenden Vorrat davon zu besitzen. Heute beherrscht meist in jedem Staate eine große Zentralbank, bei uns die Reichsbank, den Notenverkehr. Diese Banken sind im allgemeinen Privatunternehmungen, stehen aber wie auch unsere Reichsbank unter staatlicher Aufsicht. Der Charakter als Privatbank hat unter anderem den Vorteil, daß das Bankvermögen im Falle eines unglücklichen Krieges für den Gegner unantastbar ist. Nur die russische Reichsbank ist staatliches Unternehmen.

In den Ländern, welche Papierwährung besitzen, ist das Papiergeld das gesetzliche Zahlungsmittel, und dieses ist naturgemäß, den Schwankungen des Staatskredits entsprechend, Kursänderungen unterworfen. Vor allem ist es sehr schwierig, einen Kursverlust des Papiergeldes im Handelsverkehr mit dem Auslande zu vermeiden,

sobald die Handelsbilanz passiv wird, d. h. sobald der Export nach dem Auslande kleiner ist als der Import aus dem Auslande in das Inland. Dieser Zustand entsteht besonders leicht in einem Lande, das in einen Krieg verwickelt ist. Sind die Guthaben des kriegführenden Landes im Auslande erschöpft, dann steigen infolge der Nachfrage nach ausländischen Werten zur Begleichung der Forderungen die fremden Wechselkurse über den sogenannten Goldpunkt, d. h. über denjenigen Kursstand, zu dem es gewinnbringend wird, Gold, das ja seinen feststehenden Wert in allen Ländern hat, nach dem Auslande zu schicken. Es bildet sich dann infolge der Nachfrage nach Gold ein Wertaufschlag für dieses, das sogenannte Goldagio, und dementsprechend sinkt der Wert des Papiergeldes. Das erschwert den Handelsverkehr außerordentlich. Im allgemeinen darf man deshalb die Ausgabe von reinem Papiergeld als ein Zeichen anormaler Finanzverhältnisse ansehen. Staaten mit gesundem Kredit und entwickeltem Handel besitzen heute die Metallwährung, und zwar ist das gesetzliche Zahlungsmittel meist das Gold. Das Hauptumlaufmittel ist in diesem Falle die Banknote, die durch einen in seiner Höhe vielfach gesetzmäßig festgelegten Metallbestand, und im übrigen bankmäßig gedeckt ist. Die Reichsbank und die sechs übrigen staatlich zugelassenen deutschen Notenbanken haben zu diesem Zwecke mindestens ein Drittel des Betrages der umlaufenden Noten in Metall bereitzuhalten. Das Gold wird deshalb im Verkehr immer seltener und ruht zum großen Teil als Sicherheit in den Kassen der Notenbanken. Die Erfahrung lehrt, daß der bare Geldbestand im Verkehr um so geringer ist, je höher die wirtschaftliche Entwicklung steht. Das moderne Wirtschaftsleben beruht somit auf dem Kredit, und deshalb ist es für die Lösung der Geldfrage im Kriege vor allem von Bedeutung, daß der Kredit des Staates erhalten bleibt, und dieser Kredit beruht neben der Festigkeit und Leistungsfähigkeit der nationalen Volkswirtschaft vor allem auf der Güte und Zuverlässigkeit der Armee, die die Bürgschaft für den ungeschwächten Fortbestand des Staates bildet.

Wenn sich nun auch die finanzwirtschaftlichen Verhältnisse, die für die Art der Aufbringung des Geldbedarfs im Kriege maßgebend sind, im Laufe der Zeit mehr und mehr verändert haben, so sind doch die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte auf diesem Gebiete auch heute noch von großem Werte. Ein Rückblick auf die finanzielle Seite der Kriegführung und die dabei gemachten Erfahrungen dürfte die zuverlässigste Grundlage für eine Betrachtung darüber sein, wie man sich unter heutigen Verhältnissen den Einfluß des Geldes auf die Kriegführung und die Beschaffung des Geldbedarfs zu denken haben wird.

Der Siebenjährige Krieg.

Beginnen wir mit einer Zeit, in der neben der militärischen auch die finanzielle Leistungsfähigkeit Preußens auf das äußerste angespannt wurde, den Feldzügen Friedrichs des Großen. Wir bewundern mit Recht das Feldherrngenie des großen Königs, die Energie, mit der er den Kampf mit Europa aufnahm, und die Zähigkeit,

mit der er ihn zu Ende führte, aber wir dürfen daneben auch das Geschick, mit dem er die Kostenfrage des Krieges löste, nicht vergessen. Als Grundsatz zog sich durch alle seine finanziellen Maßnahmen im Kriege die Forderung, daß zwar die Energie der Kriegführung niemals durch die Rücksicht auf das Geld beeinträchtigt werden dürfe, daß aber daneben mit allen Mitteln für eine weitgehende Schonung der Volkswirtschaft zu sorgen sei. Es war von außerordentlicher Bedeutung für die Zukunft Preußens, daß König Friedrich Wilhelm I. die Rolle des Geldes in der Kriegführung frühzeitig erkannt hatte und deshalb in einem Zeitalter, in dem viele Fürsten den Wohlstand ihres Landes durch üppige Hofhaltung untergruben, für sein Land durch weise Sparsamkeit einen für damalige Verhältnisse sehr bedeutenden Kriegsschatz ansammelte. Der große König übernahm daher von seinem Vorgänger die zur Kriegführung wichtigsten Dinge, eine gute Armee und einen wohlgefüllten Staatsschatz von 10 Millionen Taler. Das war für damalige Zeiten, wo das Geld etwa fünfmal so viel Wert hatte wie heute, eine ganz bedeutende Summe, namentlich, wenn man berücksichtigt, daß der kleine nur wenig über vier Millionen Einwohner zählende Staat erst in den bescheidensten Anfängen seiner wirtschaftlichen Entwicklung stand und auf dem Lande die Schäden des Dreißigjährigen Krieges noch keineswegs gehoben waren. Ein solcher Staat konnte die Kosten eines Krieges durch die laufenden Einnahmen unmöglich bestreiten und vermochte deshalb bei der geringen Entwicklung des damaligen Kreditwesens einen Krieg und überhaupt eine selbständige Politik nur dann zu führen, wenn er vorher die notwendigen Barmittel bereitgestellt hatte. Der Staatsschatz in Verbindung mit den laufenden Einnahmen setzten den König in die Lage, den Ersten und den größten Teil des Zweiten Schlesischen Krieges ohne größere finanzielle Schwierigkeiten durchzuführen. Das Land wurde überhaupt nicht zur Tragung der Kriegskosten herangezogen. Erst im Jahre 1745, als der Schatz verbraucht war und der Bedarf für einen weiteren Feldzug flüssig gemacht werden sollte, geriet der König in Verlegenheit. Der Versuch, eine Anleihe in Holland aufzunehmen, mißglückte. Die Subsidienverhandlungen mit Frankreich zerschlugen sich. Dagegen wurde von den Landständen eine Zwangsanleihe von 1,35 Millionen Taler erhoben, für die als Sicherheit die Erträge der Akzise dienten.

In den nun folgenden Friedensjahren wurde trotz der bedeutenden Ausgaben für die Verstärkung der Armee wieder ein Staatsschatz von 13,2 Millionen Taler angesammelt. Der König beabsichtigte ursprünglich, ihn bis auf 20 Millionen anwachsen zu lassen, um damit die auf je 5 Millionen Taler geschätzten Mehrausgaben für 4 Kriegsjahre tragen zu können. Die Kosten der ersten Kriegsjahre des Siebenjährigen Krieges waren indessen so hoch, daß der Schatz schon am Ende des Jahres 1757 nahezu erschöpft war. Außerdem gingen die etatsmäßigen Staatseinnahmen, die vor Beginn des Krieges etwa 11 Millionen Taler betragen hatten, sehr bald erheblich zurück, weil große Teile des Landes durch den Feind geschädigt, teilweise

sogar ständig von ihm besetzt waren. Trotzdem sah der König davon ab, die Steuern oder andere Abgaben zu erhöhen. Diese weitgehende Schonung war für die Zukunft Preußens von großer Bedeutung, denn nur dann, wenn Preußen nach dem Kriege wirtschaftlich leistungsfähig blieb, war es in der Lage, die Kosten einer seiner neuen Großmachtstellung entsprechenden Kriegsrüstung dauernd zu tragen. Ein finanziell erschöpftes Preußen wäre vielleicht mit dem Tode Friedrichs des Großen wieder in seine vorherige Stellung zurückgesunken. Selbst beim Ersatz der Armee behielt der König neben dem Kriegszweck auch das Wohl seines Landes im Auge, denn diese bestand zu zwei Dritteln aus Söldnern und nur zu einem Drittel aus im Lande geworbenen Kantonisten, obwohl die teuren Söldner weniger zuverlässig waren als die letzteren. Aber er entzog auf diese Weise dem Lande so wenig Arbeitskräfte wie möglich und schonte insbesondere die Arbeiter neuentstehender Industrien gänzlich. Erst als der Ersatz anfing schwieriger zu werden, wurde die Zahl der Kantonisten allmählich erhöht. Dagegen wurde im September 1757 die Suspension eines erheblichen Teils der Beamtengehälter und Pensionen verfügt. Die Beamten erhielten statt dessen Kassenscheine mit der Berechtigung, darauf Geld aufzunehmen. Der auf diese Weise ersparte Betrag war indessen nicht hoch, da der König während des Krieges häufig Unterstützungen an Beamte auszahlte. Nach dem Kriege wurden diese Kassenscheine nicht voll, sondern nur zu ihrem Kurswert eingelöst. Die Beamten erlitten also einen entsprechenden Verlust.

Anleihen im Auslande nahm der König nicht auf und hätte auch wohl bei der bedrängten Lage des Staates mit solchen Versuchen wenig Erfolg gehabt. Aber auch das eigene Land wurde sehr wenig in Anspruch genommen. Gleich bei Beginn des Siebenjährigen Krieges wurde den Provinzen und Ständen eine Anleihe von $3^3/_4$ Millionen Taler auferlegt, wobei jedem vorgeschrieben wurde, wieviel er zu zahlen hatte (Zwangsanleihe). Dagegen mußten die von Preußen besetzten feindlichen Länder rücksichtslos und so ausgiebig wie möglich zur Deckung der Kriegskosten beitragen. Insbesondere das reiche Sachsen wurde im Interesse des eigenen Landes intensiv ausgenutzt. Es erhielt eine regelrechte Verwaltung und mußte ständige Abgaben und hohe Kontributionen zahlen, daneben auch noch einen großen Teil des Lebensmittelbedarfs für die dort fechtende Armee liefern. Insgesamt hat es an barem Gelde während des Krieges die bedeutende Summe von 48 Millionen Taler, allerdings zum Teil in minderwertigem Gelde, gezahlt und damit mehr als den dritten Teil der Kriegskosten aufgebracht. Das war für die unglücklichen Einwohner hart, aber im Interesse der Staatsraison unvermeidlich. Daneben haben Mecklenburg etwa 4,2 Millionen Taler, Bamberg und Würzburg etwas über eine Million gezahlt. Auch in Böhmen wurden bedeutende Kontributionen erhoben.*)

*) Koser, Die preußischen Finanzen im Siebenjährigen Kriege.

Trotz alledem konnte der König auf ein weiteres Mittel der Geldaufbringung, die Münzverschlechterung, nicht dauernd verzichten, obwohl er sich über den schädlichen Einfluß dieser Maßnahme auf den Gang von Handel und Gewerbe vollständig klar war. Er entschloß sich dazu um so schwerer, als er seit 1750, zu einer Zeit, wo es mit dem deutschen Münzwesen allgemein schlecht bestellt war, begonnen hatte, das Land mit vollwertigem Silbergelde zu versorgen. Er hat dann später auch nur unter dem zwingenden Drucke der Verhältnisse in die Zulassung minderwertiger Münzen für Preußen gewilligt. Die Ausmünzung von Geld, die ursprünglich der Staat selbst vorgenommen hatte, war einige Zeit vor dem Ausbruch des Krieges an Unternehmer verpachtet worden, wofür sie Abgaben (den Schlagschatz) an den Staat zu zahlen hatten. Im November 1756 erfolgte die Genehmigung zur ersten Münzverschlechterung (18 Taler auf eine Mark fein gegenüber normal 14 Taler auf dasselbe Gewicht), aber nur bei den Münzen von Cleve und Leipzig, die als ausländische betrachtet wurden. Nach Preußen selbst durfte dieses Geld nicht eingeführt werden. Es war auch bei der Armee nur dann zu verwenden, wenn diese in feindlichem Gebiete stand und damit dort ihre Bedürfnisse kaufte. Nach der Schlacht bei Kolin mußte sich der König dazu entschließen, den größten Teil seines berühmten Silberschatzes in minderwertige Taler umprägen zu lassen. Das ergab 600 000 Taler und war die erste Münzverschlechterung in Preußen selbst. In Leipzig ging die Verschlechterung gegen Zahlung eines hohen Schlagschatzes so weit, daß aus einer Mark fein 40 Taler hergestellt wurden. Vom Frühjahr 1759 ab mußten auch in Preußen weitere minderwertige Münzen ausgeprägt werden (zunächst zu 19¾, später zu 30 Taler auf eine Mark fein), und das ursprüngliche Verbot, diese Münzen bei den Staatskassen in Zahlung zu nehmen, war nicht aufrecht zu erhalten. 1760 mußte auch das bisher noch bestehende Einfuhrverbot für die noch schlechteren in Sachsen hergestellten Münzen aufgehoben werden, weil die Münzpächter sich unter anderen Bedingungen nicht zu einer Verlängerung des Vertrags bewegen ließen. Die Folge war, daß nun das Land mit schlechten Münzen vollständig überschwemmt wurde, während die besseren aus dem Verkehr verschwanden und in schlechte umgeprägt wurden. Der Wert der Münzen, namentlich der aus dem Auslande eingeführten, sank schließlich zum Teil auf ein Drittel des Nennwertes. Dadurch verminderten sich zugleich die Staatseinnahmen erheblich, und es mußte deshalb 1761 angeordnet werden, daß bei allen Steuern und Zollzahlungen ein Zuschlag von 10% zu erheben sei, weil die Bezahlung jetzt allgemein in minderwertigem Geld erfolgte. Den durchschnittlichen Jahresbetrag aus diesen Münzeinnahmen gibt der König, wohl etwas hoch, auf 7 Millionen Taler an. Als wahrscheinlich kann eine Gesamteinnahme von 29 Millionen Taler angenommen werden*). Das Land nahm die

*) Koser, a. a. O.

schlechten Münzen im allgemeinen willig auf, wozu wohl das Vertrauen auf die Person des Königs und auf die spätere volle Einlösung sehr wesentlich beitrug. Es ließ sich indessen nicht vermeiden, daß die Lieferanten für den Heeresbedarf ihre Preise der Münzverschlechterung entsprechend höher stellten, oder sich beim Abschluß der Verträge die Bezahlung in einer bestimmten Münzart ausbedangen.

Nach dem Kriege war der Staat indessen nicht in der Lage, die Verluste zu tragen, welche die Einlösung der Münzen zu ihrem Nennwerte herbeigeführt hätte. Die Besitzer erhielten nur den Kurswert ersetzt, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß sie die Münzen meist auch selbst unter dem Nennwerte angenommen hatten. Immerhin waren die Verluste, welche die Volkswirtschaft durch diese Münzverschlechterung erlitt, sehr bedeutend und stellten eine sehr erhebliche unfreiwillige Kriegssteuer dar, die jedoch wohl nicht so schwer empfunden wurde wie eine wirkliche Steuer. Die Maßregel bedeutete grundsätzlich nicht viel anderes als eine Ausgabe von Papiergeld. Aber der König war ohne Zweifel dazu berechtigt, in dem Kampfe um die Existenz des Staates auch das Vermögen des einzelnen heranzuziehen.

Alle auf diese Weise aufgebrachten Gelder reichten jedoch zur Deckung der Kriegskosten nicht aus, und da der König das eigene Land nicht belasten wollte, entschloß er sich sehr gegen seinen Wunsch im April 1758 zum Abschluß eines Subsidienvertrages mit England, der dieses zur Zahlung von jährlich 670 000 Pfund Sterling verpflichtete. Bei den Verhandlungen legte er indessen den Hauptwert auf eine englische Unterstützung durch Truppen, weil er sich durch Annahme von Geld politisch zu sehr zu binden fürchtete. Er zögerte deshalb auch nach dem Abschluß der Verhandlungen noch längere Zeit, den Betrag auch wirklich zu erheben, bis ihn die Not dazu zwang, die Summe einzuziehen. In seinen militärischen Maßnahmen ließ er sich dennoch niemals durch englische Wünsche beeinflussen. Die Zahlung erfolgte hauptsächlich in Gold- und Silberbarren, die, entsprechend dem jeweiligen Münzfuße, vom Staate in minderwertige Münze umgeprägt wurden. So wurden aus dem Gesamtbetrage der Subsidien, die vier Jahre lang gezahlt wurden, $27^1/_2$ Millionen Taler hergestellt.

Die aufgeführten Einnahmequellen, die als annähernd richtig zu betrachten sind, lieferten während des Siebenjährigen Krieges insgesamt etwa 170 Millionen Taler,*) doch ist darin der Ertrag der Münzverschlechterung enthalten. Die Summe stellt für das kleine Preußen eine ganz gewaltige Leistung dar. Die österreichische Hoffnung, Preußen durch das Versiegen seiner Hilfsmittel an Mannschaften und Geld matt setzen zu können,**) hatte sich als trügerisch erwiesen. Der König war stets rechtzeitig auf die Erschließung weiterer Einnahmequellen bedacht und stellte den

*) Koser, a. a. O.

**) Koser, Friedrich der Große. 2. Bd. 1.

ersten Geldbedarf für jeden Feldzug grundsätzlich im voraus bereit. Er wurde deshalb in der Durchführung seiner Operationen niemals durch Geldmangel beeinträchtigt und war sogar in der Lage, solche Landesteile, die durch feindliche Einfälle gelitten hatten, mit beträchtlichen Summen zu unterstützen. Noch in den letzten Kriegsjahren vermochte er den Türken, Tataren und Dänen Subsidienzahlungen anzubieten, um sie zur Teilnahme am Kriege zu bewegen. Zum gleichen Zwecke wurden auch bedeutende Summen für Bestechungszwecke am türkischen Hofe verwendet. Daß die Heeresstärke ständig zurückging, lag an der Schwierigkeit, die Verluste zu ersetzen, aber nicht am Geldmangel.

Beim Friedensschluß verfügte er noch über 29,4 Millionen Taler, die ihn in die Lage setzten, die Schäden, die der Krieg verursacht hatte, schnell zu heilen. Er hatte recht behalten mit seinem Ausspruch, daß der siegen würde, der den letzten Taler in der Tasche behielte. Der Staat war finanziell nur wenig geschwächt aus dem Kriege hervorgegangen, und der König war daher in der Lage, sehr bald wieder einen neuen bedeutenden Kriegsschatz anzusammeln, ohne daß er daneben die Förderung wichtiger Kulturaufgaben unterlassen hätte. Bei seinem Tode hatte der Schatz die für damalige Verhältnisse sehr bedeutende Höhe von 50 Millionen Taler erreicht.

Österreich im Siebenjährigen Kriege.

In auffallendem Gegensatze zu der Elastizität, mit der das kleine Preußen dank der weisen Vorbereitungen und der geschickten Ausnutzung aller Mittel den Kampf gegen fast ganz Europa auch finanziell durchgeführt hatte, stand sein gefährlichster Feind, Österreich, während der ganzen Dauer des Krieges unter dem lähmenden Drucke einer schweren Finanznot. Die österreichischen Stammprovinzen zeigten sich allerdings sehr opferwillig und gingen bei der Aufbringung der hohen Kriegssteuern, die der Staat auferlegen mußte, bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. 1758 wurde eine Kapitalsteuer von 10% allen beweglichen Eigentums, 1759 eine Kriegssteuer von 1 bis 6 Gulden für jede Person und in Niederösterreich eine Zwangsanleihe von 3% aller Vermögen über 1000 Gulden erhoben. Die Mittel für 1760 aufzubringen, hielt schon sehr schwer, denn die Grenze der Steuerfähigkeit war bereits überschritten, und doch sollte dieser Feldzug so sorgfältig wie möglich vorbereitet werden, weil man von ihm die Entscheidung erwartete. Aus Mangel an Geld mußte man indessen so sparsam wie möglich sein und selbst die Gehälter der Offiziere herabsetzen. Daneben wurden wiederum sehr bedeutende hochverzinsliche Anleihen aufgenommen. Eine Denkschrift des Fürsten Kaunitz vom Dezember 1760 stellte fest, daß die Finanzen erschöpft seien. Allerdings hoffe man, für den bevorstehenden Feldzug noch Rat zu schaffen. Für eine spätere Zukunft werde das aber nicht mehr möglich und dann der Zeitpunkt gekommen sein, in welchem man sich dem Gesetze des Feindes unterwerfen müsse. Die Lage war namentlich deshalb so schwierig, weil Ungarn finanziell fast nichts zu den Kriegslasten beitrug, sich im Gegenteil noch wesentliche wirtschaftliche Vorteile von Österreich zu

verschaffen wußte. Vergeblich wendete sich die Kaiserin im Jahre 1761 mit der Bitte um ein nochmaliges Darlehn an das erschöpfte Niederösterreich. Im September 1761 betrug die Schuldenlast, die man für den Krieg übernommen hatte, bereits 88 Millionen Gulden, gegenüber einem Staatseinkommen von 24 Millionen Gulden, das zudem ständig zurückging. Es war unmöglich, an Rußland die ausbedungenen Subsidien zu zahlen, und aus Frankreich, das ursprünglich erhebliche Summen gezahlt hatte, war auch schon seit langer Zeit kein Geld mehr eingegangen. Das fernere Schuldenmachen aber fand seine Grenze darin, daß man keinen Kredit mehr erhielt. Obwohl alle denkbaren Steuerobjekte herangezogen wurden, steigerten sich die Einnahmen nicht, weil die Steuern nicht mehr einzutreiben waren. Deshalb sah sich die Kaiserin im Dezember 1761 zu einer beträchtlichen Verringerung der Armee gezwungen, es wurden von jedem Regiment 2 Kompagnien aufgelöst, obwohl diese Maßnahme einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Armee machen mußte und sich deren Führer deshalb sehr bestimmt dagegen aussprachen. Die Verminderung erfolgte zu einer Zeit, in der die Kriegslage für Preußen äußerst ungünstig stand und daher alles darauf ankam, alle Kräfte zur Herbeiführung einer Entscheidung zusammenzuraffen. Die Geldnot hat daher ganz entschieden einen hemmenden Einfluß auf die österreichische Kriegführung ausgeübt und dazu beigetragen, es Friedrich dem Großen zu ermöglichen, sich seiner Gegner zu erwehren, bis deren Geld und Kampflust erschöpft waren. Auch auf den Entschluß Maria Theresias zum Frieden hat die schwierige Finanzlage einen zwingenden Druck ausgeübt. Meldete ihr doch der Oberbefehlshaber Daun im Oktober 1763: „Wenn aus den Präliminarien nichts wird, mithin kein Friede zu hoffen, so sehe ich nicht, wie Euer Majestät den Krieg werden fortführen können, da nach den obwaltenden Umständen sehr zu besorgen, daß die Armee nicht einmal den Winter hindurch zu erhalten sein wird." Österreich war also tatsächlich am Ende seiner finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt. Es hat während des Krieges für 154 Millionen Gulden Anleihen aufgenommen und außerdem große Summen von Papiergeld ausgegeben.

Preußische Finanzen während der Revolutions- u. Napoleonischen Kriege.

Der reiche Staatsschatz, den Friedrich der Große seinem Nachfolger hinterließ, um ihn der Notwendigkeit zu entheben, in zukünftigen Kriegen dem Lande besondere Lasten aufzuerlegen, blieb nicht lange bestehen. Schon der holländische Feldzug des Jahres 1787 nahm einen beträchtlichen Teil davon in Anspruch, und infolge der Feldzüge gegen die französische Revolution war er bereits 1794 vollständig aufgebraucht. Da die Regierung eine Erhöhung der Steuern vermeiden wollte, mußte sie den weiteren Geldbedarf durch Anleihen decken, und zwar wurden in den Jahren 1793 und 1794 zum ersten Male von Preußen Anleihen im Auslande aufgenommen. Das war an sich zweckmäßig, weil das preußische Geld auf dem Kriegsschauplatz am Rhein nur mit erheblichem Kursverlust zu verwenden war und der Staat somit

bestrebt sein mußte, sich das zur Bezahlung der Armee notwendige Geld in dort gangbaren Sorten zu beschaffen. Die Anleihen wurden in Frankfurt, Holland und Cassel aufgenommen und sollten sämtlich in verhältnismäßig kurzer Zeit zurückgezahlt werden.

Weitere Mittel beschaffte sich der Staat dadurch, daß er 7 Millionen Taler in neuer Scheidemünze ausgab. Da Scheidemünze unter dem Vollwert ausgeprägt wird, erzielte man damit einen erheblichen Gewinn. Nun bestand aber die Gefahr, daß im Verkehr ein fühlbarer Überfluß an Scheidemünze entstehen könnte, und deshalb schrieb die Regierung eine Anleihe aus, die in Scheidemünze einzuzahlen war und mithin der Bevölkerung die Möglichkeit gab, sich des Überflusses zum Nennwerte zu entledigen. Die Kriegskosten waren indessen so beträchtlich und der erreichbare Erfolg so gering, daß Preußen im Jahr 1794 bereits im Begriff stand, seine Armee vom Rhein zurückzuziehen. England und Holland veranlaßten es zwar durch Zahlung von Subsidien zur Fortführung des Kampfes, aber diese Geldunterstützung hörte bald auf, da sich Preußen von den beiden Staaten keine Vorschriften über die Führung der Operationen machen ließ. Im Januar 1795 war die Geldnot so groß, daß eine Kabinettsordre die Einsendung der Barmittel aller Kassen zum Zweck der Verpflegung der Armee verfügte. Aber auch das nützte wenig und die Finanzfrage hat ohne Zweifel einen maßgebenden Einfluß auf den Entschluß Preußens zum Frieden von Basel vom 5. April 1795 ausgeübt.

Friedrich Wilhelm II. hinterließ eine Staatsschuld von 48 Millionen Taler, wovon etwa 28 Millionen für Kriegszwecke verausgabt waren. Die Finanzlage Preußens hatte sich somit in kurzer Zeit sehr ungünstig verändert. Es trat mit erheblichen Schulden und nicht in einer Finanzlage, wie sie den Grundsätzen Friedrichs des Großen entsprochen haben würde, in die Epoche der Napoleonischen Kriege ein, trotzdem König Friedrich Wilhelm III. bis 1806 7 Millionen Taler abzubezahlen vermocht hatte und um diese Zeit ein Staatsschatz von 13 Millionen Taler vorhanden war. Immerhin war jedoch die Staatsschuld Preußens im Verhältnis noch wesentlich geringer als die der meisten übrigen Staaten.

Die Mobilmachung des Jahres 1805, die 6,3 Millionen Taler kostete, veranlaßte zur Aufnahme von 2 Millionen Taler. Weitere 5 Millionen Taler wurden in Voraussicht des Krieges im Frühjahr 1806 durch Ausgabe von Tresorscheinen gewonnen. Es war dies das erste Mal, daß in Preußen Papiergeld ausgegeben wurde. Die schlechten Erfahrungen, welche Frankreich erst vor kurzem mit den berüchtigten Assignaten gemacht hatte, mahnten indessen zur Vorsicht, und man traf daher geeignete Maßnahmen, einer Schädigung der Volkswirtschaft vorzubeugen. Die Summe der umlaufenden Tresorscheine sollte den angegebenen Betrag nicht überschreiten, damit kein Überfluß von Papiergeld im Verkehr entstände. Zum gleichen Zweck wurde bestimmt, daß die Papiere jederzeit auf Verlangen von einer Anzahl von Banken gegen

Bargeld eingelöst werden sollten. Begründet wurde die Ausgabe außerdem noch durch die Notwendigkeit, für den inneren Verkehr Ersatz für das zur Rückzahlung der Kriegsanleihen in das Ausland abgeflossene Geld zu schaffen. Endlich wurde, um das Papiergeld in Umlauf zu bringen, festgesetzt, daß ein Viertel aller Zahlungen an Königliche Kassen, die sonst in Silber zu leisten waren, in Tresorscheinen entrichtet werden sollte. Ferner wurden 18 Millionen Taler neuer Scheidemünze ausgegeben, woraus der Staat einen Gewinn von 6 Millionen Taler zog.

Für die Führung des Feldzugs scheinen die Geldmittel ausgereicht zu haben. Die unglückliche Entscheidung machte dann ein geordnetes Rechnungswesen unmöglich, zumal der Feind die Einkünfte des Landes fast zwei Jahre lang für sich in Anspruch nahm. Durch Kontributionen an Geld und Lebensmitteln preßte Napoleon Preußen systematisch auf das äußerste aus, weil es ihm darauf ankam, es auch volkswirtschaftlich so zu schwächen, daß es zur Führung eines weiteren Krieges nicht fähig war. Er bestimmte deshalb auch, daß das Land erst nach Abzahlung der 152 Millionen Franks an Kontributionen, die während des Krieges auferlegt worden waren, geräumt werden sollte. Die Kriegsentschädigung wurde auf 120 Millionen Franks festgesetzt. Dazu kamen die Verpflegungskosten für die französische Armee, die auf insgesamt 171 Millionen Taler geschätzt wurden. Der von Napoleon eingesetzte Administrator der preußischen Finanzen berechnet die baren Einnahmen Frankreichs von Ende Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1807 auf 474 Millionen Franks. Er selbst schreibt: „Niemals hatte bis dahin eine fremde Okkupation so grausam einen Staat gedrückt wie die Frankreichs Preußen drückte." Napoleon berechnete seinen reinen Gewinn auf 517 Millionen Franks und sagte im Jahr 1809, er habe eine Milliarde aus Preußen gezogen.

Übereinstimmend damit berechnet M. Dunker in seiner Schrift „Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen an Frankreich zahlen mußte" den Gesamtverlust Preußens bis zur Räumung des Landes auf 1,129 Milliarden Mark.

Nach dem Kriege mußte der um fast die Hälfte verkleinerte Staat den vollen Betrag der Staatsschuld in Höhe von 44 Millionen Taler und die gesamte auch in dem früheren größeren Gebiet schon im Überfluß vorhandene Scheidemünze übernehmen. Dazu kam, daß die Volkswirtschaft unter dem Drucke der Preußen aufgezwungenen Kontinentalsperre schwer litt. Da die in Raten abzuzahlende Kriegsentschädigung trotz sehr hoher Steuern einen großen Teil der Staatseinkünfte des verarmten Landes verschlang, begann eine Zeit der schwersten Geldnot. Dabei drängte Napoleon mit großer Schärfe auf rechtzeitige Zahlung jeder Rate und drohte, wenn sie nicht pünktlich erfolgte, mehrfach mit dem Einrücken in Preußen oder der Wegnahme von weiteren Gebietsteilen. Er erklärte, Preußen brauche keine Armee und sei, wenn es auf diese verzichte, sehr wohl in der Lage, zu bezahlen.

Es ist bewunderungswürdig, daß es Preußen unter diesen Umständen doch gelang,

sich wenigstens durch Ausbildung von Rekruten auf den kommenden neuen Kampf vorzubereiten. Die Zinsen der Staatsschuld konnten allerdings nicht bezahlt werden. An ihrer Stelle wurden verkäufliche Zinsscheine ausgegeben, um wenigstens die hilfsbedürftigen Besitzer solcher Papiere zu unterstützen. Die Beamten erhielten das während des Krieges nicht gezahlte Gehalt in verkäuflichen Gehaltscheinen und in Tresorscheinen. Die während des Feldzugs gegen Quittung geleisteten Lieferungen wurden durch Lieferungsscheine gedeckt, die bei den Königlichen Kassen ebenso wie die Staatsschuldscheine angenommen werden sollten. Der Kurs der Tresorscheine erreichte 1808 seinen tiefsten Stand mit 27 %, da dem Staate sichtlich die Mittel zu ihrer Einlösung fehlten. Er hob sich dann durch geeignete Maßnahmen der Regierung und wohl auch deshalb, weil der wieder auflebende Handelsverkehr dringend Umlaufsmittel brauchte. Im Jahr 1809 wurden noch 2 Millionen Taler in kleinen Tresorscheinen ausgegeben, die aber einlösbar sein sollten. Die wieder beginnende Ordnung wurde durch den Krieg Napoleons gegen Rußland zerstört, in dem Preußen die Verpflegung der in seinem Gebiete aufmarschierenden großen Armee zu liefern hatte. Allein vertragsmäßige Lieferungen hatte der Staat im Werte von 127 Millionen Franks zu leisten; sie wurden indessen auf den nichtgezahlten Teil der Kriegsentschädigung von 1806/07 mit verrechnet. Der gesamte Kriegsschaden von 1812 wurde für Preußen auf 309 Millionen Taler berechnet. Die Staatsschuld wuchs während dieser Zeit um 77 Millionen Taler, die durch vier inländische und eine holländische Anleihe aufgebracht wurden. Da indessen der wankende Staat keinen Kredit mehr besaß, wurden die Domänen als Sicherheit für die Anleihen verpfändet. Ferner führte die Regierung eine Vermögens- und Einkommensteuer ein und erhob den Betrag im voraus dadurch, daß sie besonders gestempelte Tresorscheine ausgab, die bei der Einzahlung obiger Steuern als bares Geld angenommen werden sollten.

Auf diese Weise mußten auch die Mittel für die Rüstungen des Jahres 1813 aufgebracht werden. Außerdem verlieh die Regierung im Januar 1813 den Tresorscheinen Zwangskurs und beabsichtigte, deren Gesamtsumme auf 10 Millionen Taler zu erhöhen. Durch den Opfermut der Bevölkerung und namentlich durch bare Darlehen der Kaufmannschaft wurde diese der Volkswirtschaft schädliche Maßnahme indessen sehr bald entbehrlich. Allein die Kaufmannschaft von Berlin lieferte ein Darlehn von $1\frac{1}{2}$ Millionen Taler, zu dessen Sicherheit die Königlichen Mühlen in Berlin verpfändet wurden. Ferner nahmen die vier Militärgouvernements, in welche Preußen zur Beschleunigung und Vereinfachung der Rüstungen eingeteilt wurde, Zwangsanleihen von bedeutender Höhe selbständig auf. Die Aufstellung und Ausrüstung der Landwehr fiel den Provinzen zu. So gelang es, wenigstens das Notwendigste aufzubringen, wenn auch namentlich der Bekleidungszustand der Truppen viel zu wünschen übrig ließ und nur die Garde mit einiger Regelmäßigkeit Löhnung erhielt. Von Juni 1813 ab besserten sich die Verhältnisse dadurch, daß England

Hilfsgelder, für 1813: $4^1/_2$ Millionen Taler, zahlte. Alle Kriegsanleihen wurden nach dem Friedensschluß sobald wie möglich zurückgezahlt, beziehungsweise in vierprozentige Staatsschuldscheine umgewandelt, denn die von Frankreich gezahlte Kriegsentschädigung von 145 Millionen Franks reichte bei weitem nicht aus, die entstandenen Ausgaben zu decken. Die Staatsschuld hob sich deshalb während der Befreiungskriege um weitere 40 Millionen Taler. Die Abzahlung erfolgte durch die ordentlichen Einnahmen, daneben durch den Verkauf von Domänen und Forstgrundstücken. Ein deutliches Bild des Standes des Staatskredits in dieser Zeit gibt der Kurs der Treforscheine, der sich von 1808 ab langsam von 27 % bis 1811 auf 91 % hob. Der Krieg 1812 ließ ihn auf 38 % zurücksinken, und auch nach der Niederlage Napoleons in Rußland hob er sich nur auf 56 %. Der nun beginnende Krieg gegen Frankreich drückte ihn wegen des anfänglichen Mißerfolgs, namentlich nach dem Rückzug der Verbündeten hinter die Elbe, auf 25 % herab. Es bestätigt sich hier die Erfahrung, daß Mißerfolge im Kriege auf den Kurs der Papiere weit schärfer einzuwirken pflegen, als sie in Wirklichkeit die militärische Lage verschlechtern. Der Anschluß Österreichs an die Verbündeten hob dann das Vertrauen wieder, und nach der Schlacht bei Leipzig erreichte der Kurs 50 %, um dann nach kleinen Wechselfällen stetig auf 99 % zu steigen. Ganz ähnlich schwankte auch der Kurs der Staatsschuldscheine, der nach der Schlacht bei Bautzen mit 25 % seinen tiefsten Stand erreichte und nach der Schlacht bei Leipzig auf 50 % stieg. Er stand am Schluß des Krieges auf 76 %, erreichte also nicht annähernd den der Treforscheine, für die wie bei Banknoten in Zukunft die Möglichkeit der Bareinlösung bestand, während auf den Kurs der eigentlichen Staatsanleihen die Tatsache ungünstig einwirken mußte, daß Preußen finanziell sehr schwer belastet aus dem Kriege hervorgegangen war.

Frankreichs Kriege in der Zeit der Revolution und Napoleons.

Die französische Revolution sah sich bei Beginn des Kampfes mit der starken Überlegenheit ihrer äußeren Gegner nahezu ohne alle Geldmittel, denn das Königreich hatte ihr außer einer gewaltigen Schuldenlast, die eine jährliche Verzinsung von 221 Millionen Franks bei nur 475 Millionen jährlichen Einnahmen erforderte, nichts hinterlassen. Dazu kam, daß einer der ersten wirren Entschlüsse der Revolutionsmänner die Zahlung der Steuern vorläufig hinausschob und auch die übrigen Staatseinnahmen wegen des Stockens des Handels mit dem Auslande stetig zurückgingen. Die Neubildung der Wehrmacht forderte aber ganz außerordentlich hohe Beträge. Die Möglichkeit, Anleihen aufzunehmen, war wegen des geringen Vertrauens auf den Bestand des Staates ausgeschlossen. Die Regierung griff deshalb zu einem Aushilfsmittel, das in solchen Notlagen oft gebraucht worden ist, der Ausgabe von Papiergeld mit Zwangskurs. Diese sogenannten „Assignaten" waren gesetzliches Zahlungsmittel und galten als Anweisungen auf den Wert der eingezogenen geistlichen Güter und später auch der Besitzungen des Königs und der Emigranten. Sie sollten beim

Verkauf dieser Güter in Zahlung genommen werden. Vorläufig war allerdings ein solcher Verkauf kaum möglich, weil er im Falle eines Sturzes der Republik nicht anerkannt worden wäre. Schon im Jahr 1790 wurden davon für 1200 Millionen Franks ausgegeben, und namentlich wegen dieses Übermaßes und des Mißtrauens gegen ihre Sicherheit begann ihr Kurs bald zu sinken. Im Jahre 1792 wurden sie nur noch zu einem Drittel des Nennbetrages in Zahlung genommen.

Dabei waren die Kriegskosten zunächst sehr hoch, weil sich die Kämpfe auf französischem Boden abspielten. Aber auch als Dumouriez im Herbst 1792 in Belgien siegreich vordrang und nun zur Verringerung der Kosten seine Armee durch Kontributionen und Lieferungen des besetzten Landes zu unterhalten suchte, versagte die Regierung ihre Zustimmung, weil sie fürchtete, daß daraus eine zu große Selbständigkeit des Generals hervorgehen könnte. Statt dessen sollte die Armee durch Nachschub aus Frankreich ernährt werden, aber dazu reichten die Mittel nicht aus, und die Truppen gingen deshalb notgedrungen zum Requisitionssystem über. Zur Deckung der Kosten sollten nach Bestimmung der Regierung in den eroberten Ländern die Güter des Adels und der Geistlichkeit eingezogen und verkauft werden. Dabei traten aber die französischen Beamten mit solcher Willkür auf, daß sich namentlich in Belgien eine starke Mißstimmung gegen diese Begleiterscheinungen der Revolution fühlbar machte.

Bisher hatten die Assignaten ihren Zweck wenigstens insofern erfüllt, als durch sie die notwendigsten Mittel für die Kriegführung aufgebracht waren. Ihr Kurs sank aber im Sommer 1793 bis auf ein Sechstel des Nennwertes, und doch waren gerade in dieser Zeit neue große Ausgaben durch die levée en masse notwendig geworden. Man versuchte vergeblich, das weitere Sinken des Kurses durch Zwangsmaßregeln zu verhindern. Der Handel stockte vollständig, und die Preise der Lebensmittel stiegen in demselben Verhältnis, wie der Kurs der Assignaten sank. Um das zu verhindern, wurden obere Preisgrenzen für alle Nahrungsmittel festgesetzt, aber nun wollte niemand mehr etwas verkaufen. Die Regierung vermochte sich nur dadurch die zur Ernährung der Armee notwendigen Lebensmittel zu beschaffen, daß sie einen Teil der Steuern in Naturalien liefern ließ. Geld wurde dadurch aufgebracht, daß von allen Einkommen von 1000 bis 10 000 Franks 10 %, und von allen höheren Einkommen der gesammte 10 000 Franks übersteigende Betrag eingezogen wurde. Bei der Festsetzung der Höhe dieser Steuer wurde in vielen Fällen durch die das Einkommen abschätzenden Beamten mit großer Willkür verfahren. Es ging allerdings die bedeutende Summe von einer Milliarde Franks ein.

Die Besserung der Kriegslage Ende 1793 und die scharfen Maßnahmen der Regierung gegen das weitere Steigen der Verkaufspreise sowie das Zurückhalten der Vorräte vom Verkauf führten zu einem vorübergehenden Steigen des Kurses der Assignaten, aber die Ausgabe weiterer großer Massen dieser Papiere, die durch die

bedeutende Heeresverstärkung im Jahre 1794 veranlaßt wurde, bewirkte ein erneutes Fallen des Kurses; die Folge war wiederum das Stocken des Verkehrs und das Zurückhalten der Lebensmittel vom Verkauf. Es gelang daher nicht, den Armeen Verpflegung zu liefern, und diese mußten immer mehr zum reinen Requisitionssystem übergehen. Die auf französischem Gebiete stehenden Armeen litten schwere Not, im ganzen Lande reichten die Lebensmittel nicht zu. Die Regierung sah sich schließlich genötigt, alle Preisbeschränkungen für Lebensmittel aufzuheben, um solche überhaupt noch auftreiben zu können. Aber die Folge war wieder ein schnelles Sinken des Assignatenwertes. Die Entwicklung zeigt, daß die reine Papiergeldwirtschaft, auch wenn sie durch sehr scharfe Zwangsmaßregeln unterstützt wird, wohl vorübergehend helfen kann, aber nicht den Anforderungen einer langen Kriegsperiode gewachsen ist. Es treten dann ganz von selbst wieder natürliche Verhältnisse ein. Die Gesamtsumme der ausgegebenen Assignaten erreichte im Jahr 1795 die gewaltige Höhe von etwa 45 Milliarden Franks, ihr Kurs sank auf 1 % des Nennwertes. Eine Zwangsanleihe für Metallgeld blieb erfolglos, weil das Metall, das man im Lande nicht brauchte, ins Ausland gewandert war. Auch die gewaltsame Beitreibung von Lebensmitteln lieferte nur wenig. Deshalb versuchte die Regierung die Ausgabe eines neuen Papiergeldes, der „Territorial-Mandaten", die zwar auch nur Anweisungen auf den künftigen Verkauf von Nationalgütern waren, aber doch auf bestimmte Güter als Hypotheken eingetragen wurden und deshalb ein mehr greifbares Unterpfand besaßen. Aber auch sie wurden im Übermaße ausgegeben und sanken daher bald ebenfalls auf 3 % des Nennwertes.

Der Zeitpunkt trat ein, wo der Kredit des Staates erschöpft war. Statt weiterer Geldmittel erhielten die Armeen nun auf allen Fronten die Anweisung, die Offensive zu ergreifen und dadurch, daß sie den Kriegsschauplatz auf feindliches Gebiet verlegten, den Krieg durch den Krieg zu ernähren. Das gelang am vollkommensten dem jungen General Bonaparte, der seine Armee in Oberitalien in einem gänzlich zerrütteten Zustande übernahm und von der Regierung nur verschwindend kleine Geldbeträge für deren Unterhalt erhielt. Aber er führte seine notleidenden Truppen in kühner Offensive in die fruchtbarsten Provinzen Italiens und fand dort alles, was er brauchte. Auf seine Kriegführung übte das Geld nicht den geringsten Einfluß aus. Um Geld zu beschaffen, legte er dem Lande sehr hohe Kontributionen auf und ließ Kunstgegenstände verkaufen. In kurzer Zeit war daher seine Armee vortrefflich ausgerüstet, ohne daß Frankreich dazu beigetragen hatte. In einem Schreiben an das Direktorium erwähnt Bonaparte, daß sechs Monate aktiv geführten Krieges der Republik nur 450 000 Franks gekostet hätten. Schließlich sandte er der Regierung sogar mehrere Millionen baren Geldes und unterstützte auch die am Oberrhein kämpfende Armee Moreaus durch Zusendung von einer Million Franks. Bei seinem Vorgehen gegen die österreichischen Erblande im Jahre 1797 schonte

er zwar aus politischen Gründen den Privatbesitz, zwang aber dafür die Stadt Venedig, ihm monatlich eine Million Franks zu liefern. Der Friedensschluß, namentlich der mit dem Papst, brachte ihm dann neue bedeutende Summen. Von der Verwendung all dieses Geldes legte er der Regierung keine Rechenschaft ab, und der schlechten Finanzlage des Staates wurde deshalb nicht abgeholfen. Die französischen Armeen am Rhein fochten zwar vorübergehend auf rechtsrheinischem Gebiet, aber sie wurden dann wieder über den Strom zurückgedrängt und mußten nun unterhalten werden. Das Papiergeld hatte aber inzwischen seinen Wert ganz verloren und die Lieferanten stellten ihre Lieferungen ein, weil sie nicht bezahlt wurden. Man half sich durch den Verkauf von Nationalgütern, die von den Käufern teils in bar, teils in Schuldscheinen bezahlt werden mußten. Außerdem überwies man dem Kriegsministerium den am sichersten eingehenden Teil der Staatseinnahmen. Die kostspieligen Vorbereitungen Bonapartes für die Expedition nach Ägypten konnten dagegen zum weitaus größten Teil aus den Abgaben Italiens bezahlt werden.

Als 1798 der Kampf in Deutschland und Italien von neuem begann, erhob die Regierung eine Zwangsanleihe von 100 Millionen Franks. Das konnte den Bedarf nicht annähernd decken. Der Zustand der Armeen hing daher hauptsächlich von der Tatkraft ihrer Führer ab. Im Auslande schalteten diese vollständig frei, im Inlande halfen sie sich dadurch, daß sie die Staatseinkünfte für die Armee einzogen. Nebenher ging ständig der Verkauf von Nationalgütern, der nach dem Ausscheiden des Papiergeldes der Republik wenigstens über die größten finanziellen Schwierigkeiten hinweghalf.

Als Napoleon im November 1799 das Direktorium stürzte, war der Bestand der Staatskasse erschöpft, die Armeen ohne Sold, die Beamten ohne Bezahlung. Er ging mit großer Energie und großem Verständnis daran, die Finanzlage wieder in Ordnung zu bringen. Um Barmittel zu beschaffen, wurde eine in Metallgeld zu zahlende Einkommensteuer ausgeschrieben. Ferner wurde von den Käufern der Nationalgüter der noch ausstehende Teil in Schuldscheinen eingefordert, die zu einem bestimmten Termin zu bezahlen waren. Die Rückstände der Steuern, die auf 200 Millionen aufgelaufen waren, wurden eingezogen. Um den Staat in die Lage zu setzen, über den Ertrag an Steuern künftig schon im voraus verfügen zu können, hatten die Generalsteuereinnehmer von jetzt ab Schuldscheine über den Steuerbetrag monatlich im voraus einzureichen und diese Schuldscheine nach Eingang der Steuern zu bezahlen. Der Staat gab sie inzwischen als eine Art von Papiergeld aus. Um im Falle der Zahlungsunfähigkeit der Steuereinnehmer die Einlösung solcher Schuldscheine zu sichern, wurde ein Einlösungsfonds aus den Kautionen dieser Beamten geschaffen.

Über die Staatsausgaben erhielt die gesetzgebende Versammlung Frankreichs, solange Napoleon an der Spitze des Staates stand, keine Abrechnung, weil angeblich

die Kriegsereignisse es nicht erlaubten, rechtzeitig einen Etat aufzustellen. Die ordentlichen Einnahmen reichten noch immer nicht zur Deckung der ordentlichen Ausgaben, doch ließen sich die fehlenden Mittel durch den Verkauf von Nationalgütern aufbringen. Anleihen hätte man nicht unterbringen können, da die meisten großen Vermögen ruiniert waren und das Vertrauen der Geldgeber durch mehrere sehr unvorteilhafte Konversionen der Staatsschuld, die fast einer Streichung von zwei Dritteln ihres Bestandes gleichkamen, erschüttert war. Indirekte Steuern wurden in geringem Umfange erst 1802 wieder eingeführt, und auch die direkten Steuern waren niedrig, da Napoleon der schwerleidenden Volkswirtschaft zunächst einmal Gelegenheit geben wollte, sich zu erholen, um dann leistungsfähiger zu werden. Das wurde auch erreicht, und in den wenigen Friedensjahren hob sich das Land zu sichtlicher Blüte.

Die Rüstungen des Jahres 1805 für die geplante Landung in England und den Feldzug gegen Österreich unterbrachen indessen diese Entwicklung und verschlangen bedeutende Summen, die durch die ordentlichen Einnahmen nicht gedeckt waren. Es wurde daher ein großer Teil der oben erwähnten Schuldverschreibungen der Steuereinnehmer der Bank von Frankreich übergeben, die dafür die entsprechende Summe in Noten auszugeben hatte.*)

Diese Ausgabe überstieg aber den Bedarf des öffentlichen Verkehrs, und da die Bank beim Publikum noch nicht das nötige Vertrauen gewonnen hatte, entstand eine gewisse Unsicherheit. In diesem Augenblick brach der Krieg mit Österreich und Rußland aus, und dieser bewirkte eine tiefgehende Erschütterung des Kreditwesens, da sein Umfang und seine Folgen nicht vorauszusehen waren. Bei der Bank von Frankreich entstand eine schwere Krisis, sie mußte die Einlösung ihrer Noten einstellen. Aber Napoleon hatte das Vertrauen, daß der Sieg die finanziellen Schwierigkeiten heben würde. Als er zur Eröffnung der Operationen abreiste, sagte er:

„Der Stand der Finanzen ist schlecht, die Bank ist in Verlegenheit. Hier ist *nicht* der Ort, an dem ich sie in Ordnung bringen kann." Er behielt mit seiner Überzeugung recht. Die Siege von Ulm und Austerlitz stellten das Vertrauen schnell wieder her. Die Bank zog den Überfluß an Noten wieder ein, und die Kriegskosten, 45 Millionen Franks in Naturallieferungen und 40 Millionen Franks in bar, zahlte Österreich. Die Belastung des Staates durch die ferneren Kriege war gleichfalls gering. Frankreich zahlte nicht viel mehr als für den Unterhalt der Armee auf Friedensstärke notwendig gewesen wäre. Alle anderen Lasten hatten die bekämpften Staaten zu tragen. Der Feldzug des Jahres 1809 gegen Österreich brachte nach Napoleons Angabe 100 Millionen in Kontributionen und 50 in Naturallieferungen, aber zu seinem Bedauern keine Kriegsentschädigung. Der Krieg in Spanien deckte

*) Die Bank wurde 1800 gegründet, anfangs als Aktiengesellschaft ohne Privilegium; 1803 erhielt sie das alleinige Recht, in Paris Noten auszugeben; 1806 wurde die Verwaltung durch einen vom Staate zu bestimmenden Gouverneur übernommen.

dagegen wegen der Armut des verwüsteten Landes nur die Hälfte der 700 Millionen Franks betragenden Kosten.

Ob die oben angegebenen Summen genau sind, läßt sich nicht feststellen, da über ihre Höhe wenig in die Öffentlichkeit drang. Aus dem Überschuß und sonstigen Ersparnissen sowie aus den ständigen Tributzahlungen der von Frankreich abhängenden Länder, wie Westfalen, Italien usw., bildete Napoleon einen besonderen Fonds, der seiner freien Verfügung unterstand und der schließlich die Höhe von 2 Milliarden Franks erreicht haben soll. Das war sein eigentlicher Kriegsschatz. Aus seinen Erträgnissen zahlte er an die Angehörigen der Armee vom obersten General bis zum Gemeinen hinab jährlich Dotationen, die, einmal verliehen, unwiderruflich und erblich waren und teilweise eine ganz bedeutende Höhe erreichten.*)

So schuf er sich mit Geld ein Prätorianerheer, das nicht dem Staate, sondern allein seiner Person ergeben war, und das den Krieg an sich liebte, weil er Gewinn brachte, und mehr noch als der Zauber seiner Persönlichkeit fesselte das Geld die Führer der Armee an ihren Kaiser.

Der Staat als solcher hatte vom Kriege keinen finanziellen Vorteil. Sudre**) berechnet, daß die Kriege von 1805—1810 Frankreich 621 Millionen an Heeresausgaben gekostet haben. Allerdings hielten sich die Steuern während der ganzen Zeit auf mäßiger Höhe, und es blieben deshalb zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes genügende Mittel verfügbar. Auch begünstigte die Kontinentalsperre die französische Industrie, die nun der Konkurrenz der englischen enthoben war. Das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wurde durch die Eintragung von Renten in das Staatsschuldbuch und den Verkauf von Nationalgütern hergestellt.

Die Rüstungen zum Kriege gegen Rußland verursachten im Jahre 1811 eine Mehrausgabe von 116 Millionen Franks und ein Defizit von 46 Millionen Franks. Die sonstigen Ausgaben für den Feldzug waren vermutlich nicht hoch, weil zu ihrer Deckung das feindliche Land herangezogen wurde. Der Krieg brachte die Finanzen in Verwirrung, das Jahr 1812 hinterließ deshalb wiederum ein erhebliches Defizit. Zu dessen Deckung und um weitere Mittel verfügbar zu machen, ordnete Napoleon den Verkauf der Gemeindegüter an, deren Wert auf 370 Millionen Franks geschätzt war. Als Entschädigung wurden den Gemeinden die bisher aus ihnen fließenden Einnahmen als Renten in das Staatsschuldbuch eingetragen. Die Amortisationskasse für Staatspapiere sorgte für den Verkauf und stellte den gesamten Betrag im voraus in zinstragenden Bons zur Verfügung, die vom Staate ausgegeben wurden. Aber die Katastrophe in Rußland hatte den Kredit des Kaiserreichs bereits erschüttert, man

*) So erhielten nach Sudre z. B. jährlich Berthier 1 254 000 Franks, Davout 910 848 Franks, Ney 729 973 Franks, Massena 683 375 Franks, Lannes 327 820 Franks, Soult 305 770 Franks. Der Fonds war 1814 aufgebraucht.

**) Sudre, Les finances de la France au 19. siècle.

sah nicht mehr mit vollem Vertrauen in die Zukunft, und deshalb nahm das Publikum die Papiere nur sehr ungern an. Es blieb nichts übrig, als sämtliche Barmittel in den Staatskassen zusammenzuraffen. Die Bank von Frankreich mußte alles flüssige Geld zur Verfügung stellen, und auch der Kronschatz wurde herangezogen. Zu einer Erhöhung der Steuern konnte sich der Kaiser nicht entschließen, um nicht der Welt zu zeigen, daß er in Verlegenheit war, und Anleihen nahm er auch in der größten Not nicht auf, weil er sie mit einer geordneten Staatswirtschaft für unvereinbar hielt. Übrigens wäre es ihm zu diesem Zeitpunkte auch wohl kaum gelungen, Anleihen abzuschließen.

Die Finanzlage war während des Waffenstillstandes des Jahres 1813 äußerst ungünstig. Überdies stellte es sich jetzt heraus, daß der Wert der Gemeindegüter um 100 Millionen Franks zu hoch eingeschätzt war. Die entsprechenden Bons waren aber schon ausgegeben und konnten nun nicht eingelöst werden. Dennoch wies Napoleon den ihm angebotenen Frieden ab. Die entscheidende Niederlage bei Leipzig und die sich anschließenden neuen Rüstungen zwangen aber nun endlich zu einer starken Erhöhung der Steuer, die bis Januar 1814 zahlbar war und 120 Millionen Franks brachte. Dazu fügte der Kaiser 60 Millionen Franks persönliche Ersparnisse und schob ferner die Auszahlung der für 1814 fälligen Renten hinaus. Während des Frühjahrs 1814 verwendete Napoleon weitere 135 Millionen Franks, den Rest seines Dispositionsfonds. Bei seinem Sturz waren die Kassen leer. Die neue Regierung fand eine schwebende Schuld und einen Fehlbetrag von 598 Millionen Franks vor. Sie suchte die Finanzen sobald wie möglich zu ordnen, und das war im Frieden keine schwere Aufgabe, denn das Land war im übrigen in seinem Wohlstande nicht erheblich geschädigt worden und hatte nur 25 Millionen Franks als Kriegsentschädigung zu zahlen. Zur Deckung der schwebenden Schuld wurden 800 000 ha Staatsforsten verkauft.

Bei seiner Rückkehr von Elba fand Napoleon 50 Millionen an Barbeständen in den Kassen, so daß er seine Rüstungen beginnen konnte. Freilich war das gegenüber dem Bedarf sehr wenig und weitere Mittel zu beschaffen war nicht leicht, weil die Öffentlichkeit davon nichts erfahren sollte. Er verzichtete deshalb zunächst auf eine Erhöhung der Steuern und wählte den Ausweg, von den Käufern der Staatsforsten für die bisher gestundeten Zahlungen Schuldscheine zu verlangen, die verwertet wurden. Für den noch nicht verkauften Teil der Forsten stellte der Staatsschatz Obligationen aus. Freilich war es sehr schwer, solche Papiere abzusetzen. Napoleon entschloß sich daher zu dem bedenklichen Mittel des heimlichen Verkaufs des Rentenbesitzes der staatlichen Amortisationskasse, wofür gefälschte Duplikate in der Kasse niedergelegt wurden, um diese Manipulation zu verdecken. Bis zum zweiten Sturz des Kaiserreichs wurden auf diese Weise 26 Millionen Franks flüssig gemacht. Das Geheimnis blieb gewahrt. Woher Napoleon das Geld zu seinen Rüstungen

nahm, konnte sich niemand erklären. Man vermutete deshalb, daß er große Schätze von Elba mitgebracht habe. Die Ausführung weiterer Finanzoperationen, namentlich die Einziehung einer Zwangsanleihe in der Höhe des doppelten Steuerbetrags, vereitelte die Niederlage bei Waterloo.

Im ganzen hat die Periode der napoleonischen Kriege Frankreich finanziell wenig geschadet. Einen volkswirtschaftlichen Verlust bedeuteten dagegen die Massen von Menschen, die dem Lande durch die Kriegführung entzogen wurden, und das wog besonders schwer in einem Lande, dessen Bevölkerung so langsam zunimmt wie die Frankreichs. Die Mittel zur Kriegführung lieferte zum weitaus größten Teil das bekämpfte Ausland, und auch während der unglücklichen Kriege 1813 und 1814 haben die Überschüsse früherer Feldzüge einen großen Teil des Bedarfs gedeckt. Jedenfalls ist die Staatsschuld durch Napoleon verhältnismäßig wenig vergrößert worden, und die Volkswirtschaft Frankreichs ging ungeschwächt aus dem Kriege hervor.

England während der Kriege 1792—1815.

Ungleich höher war die Belastung des Staatskredits und auch der Volkswirtschaft während dieser Kriegsperiode in England. Die englische Regierung beabsichtigte zunächst, die Kriegsausgaben lediglich durch Anleihen zu decken, weil sie den Widerstand der Republik nicht hoch einschätzte und deshalb auf eine baldige Beendigung des Krieges hoffte. Die Volkswirtschaft sollte deshalb möglichst gar nicht belastet werden. Nach drei Jahren sah man aber ein, daß man sich geirrt hatte und daß es auf diese Weise nicht weiter ging. Bis Ende 1795 waren 53 Millionen Pfund für den Krieg aufgenommen, im Jahre 1796 weitere 43 Millionen und für die Zukunft stand eine noch größere Steigerung der Ausgaben bevor. Der Kurs der Anleihen sank von 97 % im Jahre 1792 auf 50 % im März 1797.*)

Der Metallbestand der Bank von England erschöpfte sich durch Subsidienzahlungen, die nicht in Papiergeld erfolgen konnten, aus diesem Grunde mußte die Bank vom Jahre 1797 bis 1811 ihre Metallzahlungen einstellen. England ging damit zur Papierwährung über. Der Beweis war erbracht, daß auch ein reiches Land die Kosten eines so langen und kostspieligen Krieges nicht allein durch Anleihen aufzubringen vermag, denn die jährlichen Ausgaben steigerten sich daneben auch schon ganz beträchtlich durch die hohen Zinszahlungen für die Anleihen.

Nun erst entschloß sich die Regierung zu einer Erhöhung der Steuern, und als die Wirkung einer mäßigen Steuer nicht ausreichte, zog man die Steuerschraube sehr stark an. Schließlich wurden alle Steuermöglichkeiten erschöpft. Die Einkommensteuer betrug 10 %, und die Verbrauchssteuern verteuerten den Lebensunterhalt des Volkes in hohem Maße. Dadurch wurde erreicht, daß die Steuern einen Ertrag von 80 Millionen Pfund ergaben, während sie 1792 nur 20 Millionen Pfund erzielt hatten. Nebenher wurden fortgesetzt neue Anleihen aufgenommen, so daß deren Ge-

*) Sudre, Situation de la Grande-Bretagne pendant la guerre 1792—1815.

samtbetrag im Jahre 1815 eine Milliarde Pfund erreichte. Allerdings war deren wirklicher Ertrag sehr viel geringer, da die Anleihen erheblich unter dem Nennwerte ausgegeben wurden. Rechnet man nur den Reinertrag und zieht davon außerdem die Rückkäufe der staatlichen Amortisationskasse ab, so bleiben als wirklich durch Anleihen gedeckter Betrag 425 Millionen Pfund, immer noch eine ganz gewaltige Summe.

England hat diese Belastung äußerlich ohne Schwierigkeiten ertragen. Seine Industrie, sein Handel und seine Landwirtschaft entwickelten sich sogar während dieser Zeit mit großer Schnelligkeit. Die großen Summen von Papiergeld, die von der Regierung in den Verkehr gebracht wurden, wirkten belebend, weil sie für alle Zwecke Mittel flüssig machten. Die Landwirtschaft verbesserte ihren Betrieb durch Einführung von Maschinen und besser lohnende Kulturen sowie durch Steigerung der Viehzucht derart, daß sich die Rentabilität des Bodens von 1790 bis 1813 um mehr als die Hälfte hob.

Die Industrie ging zum Maschinenbetrieb über und steigerte den Export sehr bedeutend, wenn auch zeitweise der Abschluß fast des gesamten Festlandes durch die Kontinentalsperre den Absatz erschwerte und deshalb zu einer Überproduktion führte. Dagegen wurde an den Kriegslieferungen für die verbündeten Staaten des Festlandes und für die eigenen Rüstungen viel verdient. Dazu kam, daß England in dieser Periode bedeutende Summen aus Indien zog, ferner daß es sich durch die Wegnahme französischer und holländischer Kolonien bereicherte und zugleich seinen Absatzmarkt erweiterte. Außerhalb Europas gab es zu dieser Zeit keinen Handelskonkurrenten für England. Die Folge war, daß sich namentlich die großen Vermögen vermehrten, die in Handel, Industrie und Landwirtschaft sowie in der Aufnahme der staatlichen Anleihen lohnende Kapitalsanlagen fanden, wogegen die große Masse des Volkes wirtschaftlich zurückging, weil die hohen Steuern schwer drückten und die Lebensmittelpreise stark stiegen. Der Aufschwung des Volkes war nur äußerlich ein glänzender, und nur die Besitzer großer Vermögen hatten ein Interesse daran, daß der Krieg noch fortdauerte. Das Volk als Ganzes aber litt schwer, zumal gleichzeitig der Übergang zur Maschinenarbeit die Nachfrage nach Arbeitskräften verminderte. Die Zahl der Armen hat sich während des Krieges vervierfacht. Das hätte zum Teil vermieden werden können, wenn man die Besteuerung weniger auf die notwendigsten Verbrauchsgegenstände legte. Allerdings waren während des Krieges und durch seine Ergebnisse die Grundlagen für den Welthandel Englands und damit auch für seine Weltmachtstellung gewonnen. Seine insulare Lage hatte zur Folge, daß es in seiner Existenz nicht ernstlich bedroht wurde und deshalb alle wirtschaftlichen Kräfte zur Ausnutzung der durch den Ausschluß der bisherigen Konkurrenten geschaffenen günstigen Lage einsetzen konnte. Der Staat als solcher hat also aus dem Kriege Vorteil gezogen und durch den Erwerb neuer Kolonien seine Macht erweitert. Die Kriegskosten waren dafür kein zu hoher Preis.

Österreich während der Kriege gegen die Revolution und Napoleon.

Ähnlich wie Frankreich war Österreich während der langen und kostspieligen Kriege notgedrungen zur Papiergeldwirtschaft übergegangen. Aber hier erwies sich diese Maßnahme als weniger bedenklich, weil eine geordnete Finanzwirtschaft dafür sorgte, daß die normalen Einkünfte ungestört eingingen. Die Ausgabe von Papiergeld erreichte daher bei weitem nicht die gleiche Höhe wie in Frankreich. Die Regierung verwandte dazu die sogenannten Bankozettel, ursprünglich nur Noten der Wiener Stadtbank, die bei allen Banken gegen bares Geld eingelöst werden konnten und deshalb diesem gleich geachtet wurden. Obwohl die Regierung von 1798 ab große Summen in solchen Scheinen ausgab, vermochte sich deren Wert doch eine Reihe von Jahren auf normaler Höhe zu erhalten, weil die Regierung ihnen Zwangskurs verlieh und der Staatskredit durch die Kriege nicht erschüttert wurde. Vom Jahr 1805 ab wurde das anders, der Kurs sank wegen der hohen Kriegsausgaben und vor allem wegen des unglücklichen Verlaufs des Krieges sehr bald auf $^1/_5$ des Nennwertes. Wenn auch die Besitzer der Papiere durch den Kursrückgang einen erheblichen Verlust erlitten, so wurde doch der Zweck für den Staat erreicht. Das Papiergeld lieferte ihm den zur Deckung der Kriegskosten fehlenden Betrag in Höhe von 650 Millionen Gulden.

Rußland.

Rußland hat die Kosten seiner zahlreichen Kriege im 19. Jahrhundert fast ausschließlich mit den Hilfsmitteln des Kredits, und zwar vorwiegend mit Papiergeld, geführt. Es vermochte sich aus diesem Grunde nicht aus der Papiergeldwirtschaft herauszuarbeiten und seine Finanzen zu ordnen. Schon die Kosten des Feldzugs gegen Frankreich in den Jahren 1805 und 1806/07 wurden fast ausschließlich durch die Ausgabe von Papiergeld gedeckt. Dessen Überfülle bewirkte, daß der Kurs des Papierrubels von 81,4 % im Jahre 1805 auf 29 % im Jahre 1810 sank. Aber trotz der hohen Militärausgaben, die das Land schwer bedrückten, hat die Armee von dem aufgebrachten Gelde nur wenig Nutzen gehabt; sie erhielt wegen der Unterschleife der Beamten im Jahre 1807 weder Verpflegung noch Bekleidung. Es kam so weit, daß der Kaiser Alexander den Intendanturbeamten seine Mißachtung dadurch ausdrückte, daß er ihnen das Tragen der Uniform verbot. Geholfen hat auch das wohl nur wenig.

Bei Beginn des Krieges 1812 befand sich das Land in so schlechter Finanzlage, daß man den Zusammenbruch befürchten mußte. Es war vergeblich versucht worden, durch den Verkauf von Staatsländereien die Mittel zur Einschränkung der im Umlauf befindlichen Papiergeldmenge zu beschaffen. Von irgendwelcher Finanzpolitik oder Finanzwirtschaft konnte während der Kriegsereignisse keine Rede sein. Trotzdem übte der Geldmangel keinen hemmenden Einfluß auf die Kriegführung aus. Da sich die Bevölkerung sehr opferwillig zeigte und freiwillig etwa 100 Millionen Rubel spendete, betrugen die auf die Staatskasse entfallenden Kosten im Jahre 1812 nur 160 Millionen,

die zum großen Teil durch die Ausgabe von Papiergeld gedeckt wurden. Für die Fortsetzung des Kampfes in Deutschland und Frankreich wurden von England 42 Millionen Rubel Subsidien gezahlt. Das schwer geschädigte Land vermochte selbst nur noch wenig zu liefern. Die Steuern gingen nur langsam ein, und es war sogar zum Teil eine Unterstützung der notleidenden Bevölkerung notwendig. Den aus diesem Grunde nicht gedeckten Bedarf beschaffte der Staat wiederum zum größten Teil durch Papiergeld, so daß dessen Gesamtumlauf auf 248 Millionen Rubel stieg. Der Kurs dieser Papierrubel stand meist sehr niedrig, im Jahre 1811 auf 22,5%, 1813 auf 39,6% und 1816 auf 25,7% des Nennwertes.

Um während des Krieges die russischen Assignaten auch in Deutschland verwenden zu können, wurden von der Regierung in den von russischen Truppen besetzten Provinzen Wechselkontore errichtet. Die Ausgaben der Armeeverwaltung in Assignaten im Auslande betrugen 1813: 60 Millionen Rubel, 1814: 78 Millionen Rubel. In Preußen und Österreich erfolgte die Verpflegung der Truppen auf Grund besonderer mit den betreffenden Regierungen abgeschlossener Konventionen, wofür Rußland später noch 16 Millionen Rubel zahlte.

Nach den napoleonischen Kriegen begann sich infolge wesentlich besserer Verwaltung das Einkommen des Staates zu heben. Die Regierung sammelte sogar zur Vorbereitung künftiger Kämpfe einen Kriegsschatz an, da die Erfahrung gezeigt hatte, daß es für Rußland bei seinen geringen Hilfsquellen und seiner finanziellen Abhängigkeit von Westeuropa immer sehr schwierig war, sich im Mobilmachungsfalle die notwendigen Gelder zu beschaffen. Aber dieser Fonds wurde schon 1827 durch den Krieg mit Persien fast erschöpft, so daß für den Türkenkrieg der Jahre 1828/29 nicht mehr viel verfügbar war. Die 272 Millionen Rubel betragenden Kosten dieses Krieges wurden durch Anleihen bei den Banken und durch Verwendung der zur Amortisation der Staatsschuld bestimmten Kapitalien gedeckt. Auch der polnische Aufstand im Jahre 1831 verursachte 118 Millionen Rubel Kosten. Trotzdem wurde das finanzielle Gleichgewicht des Staates aufrecht erhalten, wenn auch die Staatsschuld von 652 Millionen Rubel auf 823 stieg. Um dem russischen Kredit und der eigenen Volkswirtschaft eine bessere Grundlage zu geben als durch das nicht einlösbare Papiergeld, wurde im Jahre 1843 das bisher ungedeckte Papiergeld gegen Kreditbillets der Notenbanken eingetauscht, für deren Einlösung 1/6 des Nennwertes in Metallgeld von den Banken bereitgehalten werden mußte. Die bisherigen Assignaten wurden zu ihrem Kurswert gegen die neuen Kreditbillets umgewechselt, eine Finanzoperation, die die Schuld des Staates auf Kosten seiner Gläubiger um 426 Millionen Rubel verringerte. Es gelang mit Hilfe der steigenden Goldproduktion Rußlands, das neue Papiergeld in seinem Kurs zu erhalten.

Der Krimkrieg warf diese kaum geordnete Finanzwirtschaft wieder vollständig über den Haufen. Die eigentlichen Kriegskosten betrugen 1854: 93 Millionen Rubel, Der Krimkrieg.

1855: 169 Millionen Rubel, und insgesamt ergab sich durch den Krieg von 1853 bis 1855 ein Fehlbetrag von 533 Millionen Rubel.*)

Zwar zeigte sich auch diesmal das Volk opferwillig und spendete freiwillige Beiträge, aber gegenüber dem starken Bedarf bedeuteten die eingehenden Summen wenig. 1854 wurden wieder die zur Amortisation der Staatsschuld bestimmten Mittel aufgebraucht, außerdem 18 Millionen Rubel Schatzscheine ausgegeben und der Rest der Kriegskosten durch Anleihen bei den Notenbanken gedeckt. Um diese in die Lage zu setzen, mehr Noten auszugeben, wurde ihr Kapital um 30 Millionen Rubel erhöht, denn noch bestand die Bestimmung, daß $^1/_6$ des Notenumlaufs durch Metallgeld gedeckt sein müsse. Diese Grenze wurde aber bald erreicht, und da weitere Notenausgabe nicht mehr möglich war, wenn man nicht unter die gesetzmäßige Bardeckung herabgehen wollte, entschloß sich die Regierung wieder zur Ausgabe von gewöhnlichem Papiergeld und damit zum Übergang zur Papierwährung. Allerdings legte sich der Staat selbst die Verpflichtung auf, $^1/_6$ der Papiergeldausgabe in bar bereitzuhalten, aber das verhinderte das schnelle Fallen des Kurses dieser Papiere nicht, weil keine Einlösungsfonds vorhanden waren. Außerdem nahm die Regierung 1855 eine Anleihe von 50 Millionen Rubel auf und ließ sich von den Notenbanken das bei diesen deponierte Kapital der privaten Versicherungsgesellschaften als Vorschuß auszahlen. Nach der Ausgabe des neuen Papiergeldes trat bei der Bevölkerung das Bestreben hervor, diese Werte bei der Regierung gegen Geld einzutauschen. Es blieb deshalb nichts anderes übrig als die Einlösung zu beschränken. Da aber gleichzeitig von der Regierung viel Gold in den Verkehr gebracht wurde, gelang es, das Mißtrauen zu überwinden und den Papierrubelkurs auf normaler Höhe zu halten. (1853: 99,5%, 1854: 94,2%, 1855: 93%.)

Im ganzen war aber die Beanspruchung des Staatskredits so bedeutend, daß dieser sich lange Zeit nicht wieder zu erholen vermochte. Die Höhe des in Umlauf befindlichen Papiergeldes erreichte 1859 die Summe von 735 Millionen Rubel. Die Gesamtausgaben Rußlands einschließlich der bedeutenden Naturallieferungen, die nach der Krim gingen, werden von Leroy-Beaulieu**) auf 4 Milliarden Franks veranschlagt.

Der Krieg hatte eine starke Schädigung des russischen Wirtschaftslebens zur Folge, weil die Häfen blockiert und viele Schiffe zerstört wurden. Es entstand eine Krisis, die viele wirtschaftliche Zusammenbrüche zur Folge hatte. Dann aber besserte sich die Lage dadurch, daß gerade in den Kriegsjahren in ganz Europa, mit Ausnahme von Rußland, die Ernten sehr schlecht waren. Deshalb stieg der Getreidepreis, und Rußland erzielte durch den Export großen Gewinn. Die Blockade bewirkte nur, daß

*) Bloch, Russische Finanzen im 19. Jahrhundert.

**) Leroy-Beaulieu, Recherches économiques sur les guerres contemporaines 1853 bis 1866.

England und Frankreich ihr Getreide auf dem kostspieligen Landwege beziehen mußten, so daß die Urheber der Blockade sich selbst empfindlich schädigten. Die englische Industrie empfand auch das Ausbleiben der russischen Eisen- und Flachslieferungen sehr unangenehm.

England und Frankreich konnten im Krimkriege trotz der gewaltigen Summen, die sie aufzubringen hatten, wegen ihrer leistungsfähigen Volkswirtschaft und ihres gesicherten Kredits keine finanziellen Schwierigkeiten haben. Sie verfuhren indessen hinsichtlich der Aufbringung des Geldes verschieden. Die englischen Kriegskosten im Krimkriege betrugen 74 Millionen Pfund (= 1855 Millionen Franks). Sie wurden hauptsächlich durch eine starke Erhöhung der Steuern aufgebracht, die 47 Millionen Pfund Mehreinnahmen ergab. Dazu war das Land auch in der Lage, weil es vom Kriege nicht berührt wurde. Erst gegen Ende des Krieges traten ergänzende Anleihen hinzu. Frankreich deckte seinen 1660 Millionen Franks betragenden Bedarf fast ganz durch Anleihen und griff erst, als deren Umfang bedenklich hoch wurde, zu einer Erhöhung der Steuern und der Auflage einer 52 Millionen Franks ergebenden besonderen Kriegssteuer. Beide Staaten hatten also von Steuererhöhungen und Anleihen Gebrauch machen müssen, aber die Steuererhöhung war ohne Zweifel für die finanzielle Zukunft des Staates günstiger, zumal sie die Weiterentwicklung der Volkswirtschaft nicht hemmte.

Krieg in Italien 1859.

Österreich war eben im Begriff, seine seit dem napoleonischen Kriege sehr ungünstigen Geldverhältnisse durch Abschluß einer Münzkonvention mit dem Deutschen Bunde zu verbessern und hatte sich verpflichtet, kein Papiergeld mit Zwangskurs mehr in den Verkehr zu bringen. Das bisher ausgegebene Papiergeld mit Zwangskurs sollte binnen zwei Jahren eingelöst werden. Aber gerade als dessen Umtausch gegen bares Geld beginnen sollte, brach der Krieg aus, der nun die verfügbaren Mittel in Anspruch nahm. Österreich hob am 11. April für die Bank von Wien die Einlösungspflicht der Noten auf und führte für diese den Zwangskurs ein. Die Bank zahlte dem Staate dafür 134 Millionen Gulden als Vorschuß für eine 200 Millionen-Anleihe, die zu einem günstigeren Zeitpunkte aufgelegt werden sollte. Außerdem wurden die Steuern stark erhöht, obwohl infolge des Krieges das Wirtschaftsleben stockte. Am 25. Mai wurde der Lombardei und Venetien eine Zwangsanleihe von 75 Millionen Gulden in barem Gelde auferlegt, die von diesen Provinzen nur unter schweren Opfern aufgebracht werden konnte.

Die Folgen der Papiergeldwirtschaft machten sich sehr bald durch ein starkes Fallen der Kurse und das Verschwinden des Metallgeldes fühlbar. Am 29. April bestimmte der Staat, daß die Zölle in Metallgeld zu zahlen seien, während er selbst nur Papiergeld ausgab. Dadurch wurde der Handel vollständig lahmgelegt. Das Agio für Metallgeld erreichte 30—50 %. Am 11. Juni hob deshalb ein Gesetz die Zahlung in Metallgeld auf. Die Staatskasse war in der größten Notlage, und

der Abschluß des Friedens kam aus diesem Grunde sehr erwünscht. Die Bank von Wien besaß um diese Zeit einen Barbestand von 9 Millionen gegenüber einem Notenumlauf von 453 Millionen. Die gesamten Kriegsausgaben beliefen sich auf 254 Millionen Gulden.

Ganz ähnlich verfuhr Piemont, dessen Finanzlage ohnehin durch die lange Kriegsbereitschaft schon stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Es war aber kurz vor Beginn der Feindseligkeiten gelungen, eine Anleihe von 50 Millionen Lires aufzunehmen. Auch hier wurde die Einlösung der Noten aufgehoben und der Zwangskurs ausgesprochen, wofür die Staatsbank der Regierung 30 Millionen Lires zu zahlen hatte. Die Steuern wurden um 10% erhöht, und durch Anleihen konnten während des Krieges etwa 100 Millionen beschafft werden.

Frankreich deckte dagegen die 375 Millionen betragenden Kriegskosten auch diesmal wieder ausschließlich durch Anleihen.

Sezessionskrieg.

Der Sezessionskrieg bietet ein Beispiel für die reine, nicht durch Barbestände gestützte Papiergeldwirtschaft ohne jede militärische und finanzielle Kriegsvorbereitung, also die schwierigste finanzielle Aufgabe, die es im Kriege gibt.

Auch hier zeigt sich, wie während der französischen Revolution, das Extrem der Papiergeldwirtschaft, das indessen bei der Leistungsfähigkeit des Landes und der kürzeren Dauer des Krieges wenigstens in den Nordstaaten nicht mit dem Bankrott endete. Der Ausbruch des Krieges traf die Regierung der Nordstaaten militärisch und finanziell völlig unvorbereitet. Trotz der gewaltigen Bevölkerungsüberzahl und des bedeutend größeren Wohlstandes der Industriestaaten des Nordens dauerte es geraume Zeit, bis sich das natürliche Übergewicht geltend machte. Die vor dem Kriegsausbruch an der Spitze stehenden Männer, die den Südstaaten zugehörten, hatten alles getan, den Staat wehrlos zu machen. Die Staatskassen waren leer, die Truppen standen meist im äußersten Westen, ihr größerer und besserer Teil war von vornherein den Südstaaten zugefallen, fast alle Festungen waren von ihren Befehlshabern den Südstaaten übergeben worden. Aber die neue Regierung ging zuversichtlich und tatkräftig im März 1861 an die Organisation einer Armee und hob dadurch auch das Vertrauen der Bevölkerung. Freilich war es nicht leicht, die dafür notwendigen Mittel aufzubringen. Auf das Ausland war nicht zu rechnen, denn dieses hatte auf den Fortbestand der Union wenig Vertrauen. Die laufenden Steuern des Staates waren trotz des günstigen Standes der Volkswirtschaft sehr gering, und auch die Zölle brachten nur wenig ein. Allerdings wurden die Steuern sofort erhöht, aber der Mehrertrag konnte doch erst allmählich fühlbar werden und reichte keinesfalls auch nur annähernd zur Deckung des Bedarfs. Mit Anleihen hatte man schon während der Spannung vor Ausbruch des Kriegs schlechte Erfahrungen gemacht. Am 8. Februar wurde von einer mit 6% verzinslichen Anleihe von 25 Millionen Dollars nur ein kleiner Teil untergebracht. Jetzt sollten weitere

8 Millionen dieser Anleihe eingezogen werden, aber sie gingen, zum Teil wegen ungeschickter Maßnahmen der Regierung, nur langsam und meist nur zu dem Kurse von 83 % ein. Die Kosten für die Ausrüstung der Expedition gegen die von den Sezessionisten genommenen Forts Sumter und Pickens konnten damit nicht gedeckt werden. Deshalb halfen im Mai die großen Banken der Regierung dadurch aus, daß sie 6,4 Millionen Dollars Staatsschuldverschreibungen zum Kurse von 85 % und 2,2 Millionen in mit 6 % verzinslichen Schatzscheinen annahmen.

Die militärische Lage entwickelte sich sehr bald recht ungünstig. Im Juni standen bereits 60 000 Mann südstaatlicher Truppen an der Nordgrenze von Virginia und bedrohten Washington. Es gelang, vor dem Zusammentritt des Kongresses nur noch 5 Millionen Dollars auf 60 Tage gegen Verpfändung von 6 prozentigen Schatzscheinen zu bekommen. Die Aufstellung der Armee erlitt jedoch kaum eine Verzögerung, weil die Bildung der Freiwilligenkorps durch die Einzelstaaten und die Gemeinden erfolgte. Diese fanden überall den notwendigen Kredit, da man auf deren Existenz offenbar mehr Vertrauen hatte als auf die des Staates. Im August erhielt die Regierung zwar von dem im Juli zusammengetretenen Kongreß die Genehmigung zur Aufnahme einer Anleihe von 250 Millionen Dollars, in deren Unterbringung große Freiheit gelassen wurde, aber die Steuererhöhung wurde nicht in dem beantragten Umfange bewilligt.

Die schwere Niederlage am Bull-Run am 21. Juli 1861, die nur deshalb nicht zum Verlust von Washington führte, weil die Sezessionisten nicht nachdrängten, machte es indessen unmöglich, diese Anleihe unterzubringen. Noch einmal mußten die Banken, halb unfreiwillig, dem Staate dadurch zu Hilfe kommen, daß sie 50 Millionen Dollars in $7\frac{3}{4}$ %igen Schatzscheinen übernahmen. Da das Publikum nach einer öffentlichen Aufforderung der Regierung diese Werte kaufte, konnten auf die gleiche Weise im Oktober nochmals 50 Millionen Dollars untergebracht werden. Aber das Volk suchte sich dieser zweifelhaften Werte sobald wie möglich wieder zu entledigen, sie strömten daher zu den Banken zurück, und diese nahmen von da ab neue Papiere vom Staate nur noch unter sehr ungünstigen Bedingungen an. Der Staatskredit fiel noch weiter, als Ende 1861 bekannt wurde, daß der laufende Etat mit einem gewaltigen Defizit abschließen würde, und da sich die Staaten Kentucky und Missouri der Sezession anschlossen. Auch die Banken, die schon so viel Kapital an den Staat abgegeben hatten, verloren ihren Kredit und mußten, da das Publikum in steigendem Maße die Bareinlösung von Noten forderte, diese schließlich einstellen, wodurch die Banknoten kaum noch einen anderen Wert als den nicht gedeckten Papiergeldes hatten. Da neue Anleihen nicht mehr unterzubringen waren, mußte sich die Regierung zur Ausgabe von Papiergeld entschließen, das nunmehr als gesetzliches Zahlungsmittel anzusehen war. Um dessen Aufnahme in den Verkehr zu erleichtern und gleichzeitig die Umwandlung von Papiergeld in feste Anleihen

zu begünstigen, wurde bestimmt, daß dieses Papiergeld gegen 6 %tige Bonds umgetauscht werden konnte, und zu letzterem Zwecke wurde die Ausgabe von 500 Millionen Dollars in 6 %tigen Bonds, die in frühestens 5, spätestens 20 Jahren rückzahlbar waren, gestattet. Besonders wertvoll für die Käufer solcher Papiere war, daß ihre Zinsen vom Staate in Metallgeld gezahlt werden sollten und für diesen Zweck die Zolleinnahmen, für die gleichfalls Metallzahlung vorgeschrieben war, reserviert wurden. Ferner wurde die Regierung ermächtigt, 100 Millionen in Papiergeld als mit 5 % verzinsliche Depositen anzunehmen. Dank solcher Maßnahmen wurden die Anleihen gern aufgenommen, und auch der Kurs des Papiergeldes blieb zunächst sehr günstig. Brief- und Stempelmarken wurden als Papierscheidemünze erklärt und konnten gegen Staatsnoten eingewechselt werden.

Im Jahre 1862 sank der Kurs des Papiergeldes infolge der Niederlagen am Potomak und bei Frederiksburg. Auch die Staatseinnahmen gingen zurück, weil nun die Abgaben an den Staat nicht mehr in vollwertigem Papiergelde bezahlt wurden. Eine Erhöhung der Steuern im Herbst 1862 hatte nur geringe Wirkung. Das Agio des Goldes gegen Papiergeld stieg im Dezember 1862 auf 60 %. Vergeblich versuchte die Regierung, mit unzureichenden Mitteln den Kurs wieder zu heben. Der Gang der Rüstungen wurde indessen durch solche Schwierigkeiten nicht im geringsten beeinflußt. Um die Mittel für die Aufstellung neuer Armeen aufzubringen, beschloß der Kongreß im März 1863 eine nochmalige Erhöhung der Zölle und Steuern, da man sich in Folge des Steigens des Goldagios darüber klar wurde, daß man die Kriegskosten nicht allein mit Papiergeld decken konnte, ohne dem Handelsverkehr schwer zu schaden. Außerdem wurden 900 Millionen neuer 6 %tiger Anleihen bewilligt und statt der Marken 50 Millionen in Papierscheidemünze ausgegeben. Edelmetalle nahm der Staat mit 20 % Aufschlag als verzinsliche Depositen an, um das bedenkliche Abfließen des Goldes in das Ausland zu vermindern. Die Goldausfuhr in den Jahren 1862 bis 1865 wird auf 300 bis 500 Millionen Dollars geschätzt. Das mußte eine spätere Rückkehr zur Metallwährung sehr erschweren.

Die erste Hälfte des Jahres 1863 brachte neue Niederlagen und verschlechterte dadurch die Lage des Staates ständig. Das Goldagio stand auf 51 %, die Staatsschuld erreichte 1098 Millionen Dollars. Da brachte der Fall von Vicksburg im Juli 1863 die entscheidende Wendung des Feldzuges. Der ganze Lauf des Mississippi befand sich jetzt im Besitz der Nordstaaten, und der Gegner sah sich von der kornliefernden Westhälfte seines Gebiets abgeschnitten. Die Regierung war bis zu diesem Zeitpunkte ganz auf die Leistungsfähigkeit des eigenen Landes angewiesen gewesen, und dank der Opferwilligkeit der Einzelstaaten war es immer gelungen, schnell neue Truppenkörper zu schaffen. Allmählich verschwand auch der Druck des Krieges auf die wirtschaftliche Lage. Nur die Ausfuhr mit eigenen Schiffen lag wegen der Kaperei der Südstaaten fast vollständig brach, allein durch den südstaatlichen Kreuzer

Alabama erlitt die nordstaatliche Handelsschiffahrt einen auf 80 Millionen Franks geschätzten Verlust. Viele Schiffe gingen daher in englischen Besitz über. Die großen Aufträge der Regierung an Kriegsmaterial, von dem fast nichts bereitgehalten worden war, schufen reichen Verdienst. Umlaufmittel waren wegen der starken Ausgabe von Papiergeld reichlich vorhanden. Das Land hatte sich jetzt offenbar mit der Papierwährung abgefunden und konnte das auch, weil es als abgeschlossenes Wirtschaftsgebiet auf die Aus- und Einfuhr nur sehr wenig angewiesen war, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß das häufige Schwanken des Kurses oft recht ungünstig auf den Handelsverkehr wirkte. Da die Steuerkraft nicht überanstrengt wurde, hob sich die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung, und es wurden bald ohne Schwierigkeiten sehr viel höhere Steuern bezahlt als zu Beginn des Krieges. Die Zoll- und Steuereinnahmen betrugen im Etatsjahre 1863/64 212 Millionen gegenüber 41,5 Millionen im Jahre 1861/62, wobei allerdings der niedrige Kurs des Papiergeldes zu berücksichtigen ist, denn nur die Zölle wurden in Metallgeld gezahlt.

Freilich war es noch immer zeitweise recht schwer, den Geldbedarf aufzubringen, denn obwohl die Nordstaaten vor keinem Opfer zurückschreckten, errang die überlegene Führung des südstaatlichen Oberfeldherrn Lee noch manchen Erfolg. Bei der großen Menge des im Umlauf befindlichen Papiergeldes (Anfang 1864 = 544 Millionen), mußte jede Niederlage schwer auf den Kurs drücken. Noch erkannte die Finanzwelt wegen des Stockens der nordstaatlichen Operationen auf dem Hauptkriegsschauplatze nicht, daß die Widerstandskraft des Südens in absehbarer Zeit erschöpft sein mußte. Da außerdem ungeschickte Versuche der Regierung, durch Börsenoperationen und Strafbestimmungen den Kurs wieder zu heben, zu vermehrtem Mißtrauen führten, folgten sehr bedeutende Kursschwankungen, die dem Wirtschaftsleben sehr verderblich wurden. Das Goldagio, das nach dem Falle von Vicksburg auf 22 % gefallen war, stieg auf nicht weniger als 130 %.

Ein Wechsel in der Finanzleitung führte zu einer leichten Besserung. Es gelang, durch geschickte Unterbringung neuer Anleihen die Mittel zur Bezahlung der hohen Soldrückstände des Heeres zu schaffen. Dabei wurde von der Regierung mit Erfolg mit folgenden, auch heute noch beachtenswerten Worten der Patriotismus des Volkes angerufen: „Jetzt ist für einen Einwohner dieses Landes nicht die Zeit, nach dem Stande des Geldmarktes umzuschauen oder herumzufragen, wie er sein überschüssiges Kapital am höchsten verwerten könne. Nicht Nutzen und nicht Gewinn sind wünschenswert, wenn ihnen nationales Unglück oder nationale Auflösung folgt. Ein Gewinn, unter solchen Umständen erlangt, ist der Vorläufer künftigen schnellen Unterganges. Keine Kapitalsanlage gewährt so sicheren Gewinn als jene, welche den nationalen Fortbestand sichert."

Es gelang auf diese Weise, die Anleihen günstig unterzubringen, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Einzahlung in minderwertigem Papiergelde er-

folgte, während für die Zinszahlung und die spätere Kapitalrückzahlung Metallgeld zugesichert wurde. Bei dem hohen Goldagio von 100 % stand also neben einer hohen Verzinsung die spätere Verdopplung der wirklich eingezahlten Summe in Aussicht. Auch in Europa wurden die Anleihen gern gekauft, weil sie bei Bezahlung in vollwertigem Gelde zur Hälfte des Nennwertes käuflich waren, mithin eine sehr hohe Verzinsung des eingezahlten Kapitals ergaben.

Ende 1863 bewirkte die Besserung der Kriegslage ein Steigen des Staatskredits, und wenn auch gegen die Hauptmacht der Südstaaten bei Richmond noch kein entscheidender Erfolg erzielt war, so mußte doch das Vorgehen des Generals Sherman von Atlanta her durch Georgien gegen den Rücken der feindlichen Hauptmacht bei Petersburg-Richmond in absehbarer Zeit wirksam werden. Die Börse folgte mit ihrem Kurs ganz den Kriegsereignissen. Als ein südstaatliches Korps unter General Early im Juli 1864 noch einmal Washington schwer bedrohte, stieg das Goldagio auf 185 %, obwohl die Entscheidung des Krieges durch eine derartige Operation kaum beeinflußt werden konnte.

Vom Dezember 1864 ab begann man, die Menge des Papiergeldes durch teilweise Umwandlung in eine Anleihe von 610 Millionen Dollars in 7¾ %tigen Schatzscheinen zu vermindern. Weitere Mittel wurden durch nochmalige Steuererhöhungen aufgebracht, denn es war für den entscheidenden Angriff Grants bei Petersburg der Ersatz der verbrauchten Kräfte notwendig. Anfang April fiel die Entscheidung, Ende April streckte die tapfere Armee der Südstaaten die Waffen. Das Goldagio fiel sofort auf 44 % und bald auf 35 %. Der spätere Übergang von der Papierwährung zur Metallwährung erfolgte wegen der bedeutenden eigenen Goldproduktion des Landes ohne nennenswerte Schwierigkeiten.

Der gewaltige Kampf hatte die Staatsschuld, die vor dem Kriege nur 54 Millionen Dollars betragen hatte, auf 2682 Millionen anschwellen lassen, außerdem befanden sich 721 Millionen Dollars in Papiergeld in Umlauf, aber niemals war die Durchführung der Rüstungen oder der Verlauf der Operationen durch Geldmangel beeinflußt worden. Das Land hatte dank seines natürlichen Reichtums aus eigener Kraft diese Summen liefern können und war auch durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, welche der Umlauf von mehr als 800 Millionen Dollars Papiergeld mit Zwangskurs mit sich brachte, nicht unzulässig geschädigt worden. Das Beispiel zeigt, wie ein wirtschaftlich gesunder Staat selbst bei nicht immer geschickter Leitung der Finanzen sehr großen Schwierigkeiten gewachsen ist, wenn nur im Volk das feste Vertrauen auf den Sieg besteht. Ein weniger reiches Land, vor allem ein solches, welches nicht in der glücklichen Lage ist, den Bedarf an Kriegsmaterial und Lebensmitteln selbst zu erzeugen, würde allerdings dieser Aufgabe keinesfalls mit solcher Leichtigkeit entsprochen haben.

Im Gegensatz hierzu sehen wir bei den Südstaaten, wie umgekehrt im Falle

des Unterliegens im Kriege die uneingeschränkte Papiergeldwirtschaft schließlich zum Staatsbankerott führen muß. Die Südstaaten griffen, um Geld zu beschaffen, von vornherein zum Papiergeld, denn ihr Kredit war so gering, daß Anleihen nur mit großen Schwierigkeiten unterzubringen waren. Es gelang, im Auslande nur ein Darlehen von 75 Millionen Dollars zu 7 % in Paris gegen Verpfändung der vom Staate gegen Kredit angekauften Baumwollenbestände des Landes aufzunehmen und bis zum 1. Januar 1863 im ganzen nur 145 Millionen Dollars durch innere Anleihen aufzubringen.

Im Juli 1861 wurde eine Kriegssteuer von ½ % von allem Eigentum erhoben, die 16,7 Millionen ergab. Ende 1862 folgte eine Steuer von 20 % von allem Einkommen. Für 1863 wurden bedeutende Verbrauchs-, Kapital- und Gewerbesteuern erhoben und 10 % von allen Gold- und Silbergegenständen eingezogen. 1864 wurde nochmals eine Einkommensteuer von 5 % erhoben. Außerdem hatte die Landwirtschaft für die Verpflegung der Armee Naturallieferungen im Werte von etwa 145 Millionen zu leisten. Die Zölle ergaben nur sehr wenig, da der Handel wegen der allerdings oft durchbrochenen Blockade der Küste stockte. Es blieb daher nichts anderes übrig als die Papiergeldausgabe. Im Januar 1864 waren davon 731 Millionen im Umlauf.

Anfangs hielt sich der Kurs dieses Papiergeldes wegen der militärischen Erfolge der Südstaaten gut. Aber schon 1862 begann die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang des Krieges, die die einzige Sicherheit für das Papiergeld bot, zu sinken. Das Goldagio erreichte im April 1862: 50 %, im Februar 1863: 200 %, Ende 1863: 2000 %. Gleichzeitig stiegen die Lebensmittelpreise gewaltig.

Erst im Frühjahr 1864 begann man angesichts der unhaltbar gewordenen Zustände mit dem Versuche, den Kurs durch Beschränken der Umlaufsmenge zu heben. Das Papiergeld wurde zwangsweise gegen 4%otige Bonds eingetauscht, und die nicht eingezogenen Scheine wurden für ungültig erklärt. Aber eine Wirkung auf den Kurs hatte das nicht, denn es wurde sofort die Ausgabe neuer großer Papiergeldmengen notwendig. Gleichzeitig suchte man weitere Mittel dadurch zu schaffen, daß 500 Millionen 5%otige Bonds ausgegeben wurden, deren Zinsen in Gold zahlbar waren und für die ein Teil der Zölle verpfändet wurde. Das Goldagio stieg indessen im Sommer 1864 auf 3500 %, im Januar 1865 auf 6000 %, und der Fall von Richmond-Petersburg machte das Papiergeld wertlos, denn die Nordstaaten erkannten beim Friedensschluß die Kriegsschuld der Südstaaten nicht an. Die einzige Sicherheit, auf welcher Anleihen und Papiergeld beruhten, hatte versagt, mehr als 2½ Milliarden Dollars an Wertpapieren waren wertlos geworden. Aber Geldmangel war nicht der Grund des Unterganges der Südstaaten.

Der Krieg des Jahres 1866 war zu kurz, als daß er zu schwerwiegenden finanziellen Notlagen geführt hätte. Er zeigt im Gegensatz zum Sezessionskriege Der Krieg 1866.

auch volkswirtschaftlich mit großer Schärfe den Vorteil der stehenden Heere vor den Milizheeren. Hier sehen wir eine schnelle und verhältnismäßig wenig kostspielige Mobilmachung und dann schnelle Entscheidung in wenigen kraftvollen Schlägen, dort einen langsamen und kostspieligen Anfang und ein vier Jahre währendes mühsames Ringen mit zahlreichen Rückschlägen, in dem das gewaltige natürliche Übergewicht der an Volkszahl dreifach überlegenen Nordstaaten sich erst sehr langsam fühlbar machte, und das gewaltige Werte verschlang, denn weit größer noch als die wirklichen Kriegskosten waren die durch den Krieg verursachten Verluste an Nationalvermögen.

Für Preußen brachte der Ausbruch des Krieges finanziell nur verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten, weil es einen Kriegsschatz von 21 Millionen Taler bereithielt. Allerdings waren diese Mittel bald verbraucht, sie hatten aber über die Krisis des Geldmarkts hinweggeholfen. Durch die Ausgabe von 75 Millionen Taler in Darlehnskassenscheinen, die bei allen Staatskassen in Zahlung genommen wurden, konnte den weiteren Anforderungen umsomehr genügt werden, als die Truppen nach dem Überschreiten der Grenze hauptsächlich von Requisitionen lebten. Ein noch bewilligter Kredit von 60 Millionen Taler wurde nur noch zur Wiederauffüllung des Kriegsschatzes in Anspruch genommen. Insgesamt kostete der Krieg Preußen etwa 123 Millionen Taler, wovon aber der Wert der Kontribution abzurechnen ist.*)

Ungleich größere Schwierigkeiten erwuchsen Österreich, das sich von den Kosten des Feldzuges 1859 noch nicht ganz erholt hatte. Zur Bestreitung der Kriegsrüstungen wurden Anfang Mai 150 Millionen Gulden in Staatsnoten mit Zwangskurs ausgegeben und eine Anleihe von 60 Millionen Gulden aufgenommen, für welche die Staatsdomänen als Sicherheit dienten. Außerdem wurde Venetien mit einer Zwangsanleihe von 12 Millionen Gulden und einer Ergänzungssteuer belegt. Diese Summen reichten indessen nur sehr knapp aus. Die Regierung wurde deshalb schon während der Mobilmachung durch finanzielle Schwierigkeiten beeinflußt und litt dann während des Feldzuges an Geldmangel. Die Aufnahme einer Anleihe auf Grund eines am 7. Juli bewilligten Kredits von 200 Millionen Gulden kam zunächst nicht zustande, und deshalb streckte die Bank von Wien 60 Millionen Gulden in ihren Noten vor. Im August wurden 90 Millionen in Staatsnoten und 50 Millionen in 5 %tigen Obligationen ausgegeben. Unverkennbar war im ganzen Staate ein wirtschaftlicher Stillstand eingetreten. Der Wert des Metallgeldes stieg bis 14. Juli auf 140 % des Papiergeldes, der Wechseldiskont auf 10 %. Die allgemeine wirtschaftliche Notlage nötigte zur Einführung eines Wechselmoratoriums und der Hinausschiebung aller Zahlungen auf Schuldscheine für 2 Monate. Die erste Maßregel erwies sich für viele bedrohte Existenzen als nützlich, weniger günstig wirkte aber die Verlängerung der Schuldscheine, denn das führte dazu, daß nach Ablauf der 2 Monate alle Schuldverschrei-

*) Leroy-Beaulieu a. a. O.

bungen gleichzeitig bezahlt werden mußten. Es wäre also besser gewesen, jeden einzelnen Zahlungstermin um 2 Monate hinauszuschieben. Im ganzen stand Österreich beim Friedensschluß finanziell recht ungünstig.

Ähnlich war es in Italien, wo ohnehin die Ausgaben seit einer Reihe von Jahren die Einnahmen überschritten hatten. Auf Grund der durch die Kammer erteilten Berechtigung, die Kriegskosten durch Anleihen zu decken, wurde im Mai 1866 eine Anleihe von 250 Millionen Lires bei der Nationalbank aufgenommen, wobei gleichzeitig wegen dieser hohen Belastung der Zwangskurs für die Noten der Bank und die Entbindung von der Einlösungspflicht ausgesprochen wurde. Bei dem geringen Vertrauen des Volkes zu dem staatlichen Papiergelde war diese Ausgabe ungedeckter Banknoten wirksamer als die von Staatspapiergeld. Um weitere Mittel zu beschaffen, wurde am 7. Juli die Einziehung des Vermögens der religiösen Orden verfügt, aber diese Werte waren nicht schnell genug flüssig zu machen. Auf eine Anleihe im Auslande verzichtete man, weil sie nur unter sehr ungünstigen Bedingungen zu haben gewesen wäre. Da es zweifelhaft schien, ob im Inlande eine freie Anleihe genügenden Erfolg haben würde, entschloß sich die Regierung zur Auferlegung einer Zwangsanleihe von 350 Millionen Lires zum Kurse von 95%, die nach Maßgabe des Einkommens verteilt wurde. Zwei Tage nach dem Friedensschluß wurden dann nochmals 28 Millionen Lires der Nationalbank entnommen. Die gesamten Kriegsausgaben Italiens betrugen über 400 Millionen Lires.*)

*) Leroy-Beaulieu a. a. O.

(Schluß folgt.)

Ludwig,
Hauptmann im Generalstabe des Gouvernements Metz.

Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika.

5. Fortsetzung.

B. Der Hottentottenkrieg.

6. Die Kämpfe gegen Cornelius bis September 1905.*)

General v. Trotha begibt sich nach dem Süden. April 1905.

Nachdem durch die im Frühjahr 1905 unternommenen Vorstöße des Oberstleutnants v. Mühlenfels in das Sandfeld die endgültige Niederwerfung der Hereros festgestellt war**), hielt General v. Trotha seine Anwesenheit in Windhuk nicht mehr für erforderlich; er begab sich deshalb in Begleitung seines Stabes, an dessen Spitze an Stelle des erkrankten Majors Quade im Februar 1905 Major v. Redern getreten war, nach dem Süden, um die Leitung der Operationen selbst zu übernehmen. Bis zu seinem Eintreffen in Keetmannshoop befand sich dort Major Gräser vom Generalstabe als Nachrichtenoffizier des Kommandos. Das Hauptquartier wurde zunächst nach Gibeon verlegt, wo es vom 21. April bis zum 28. Mai verblieb. Zur Sicherstellung der erforderlichen Truppennachschübe war mit den heimischen Behörden vereinbart, daß außer der erforderlichen Verstärkung der Trains und der Etappenformationen jeden zweiten Monat ein Ergänzungstransport von rund 200 Köpfen abgesandt werden sollte. Von Gibeon aus erließ General v. Trotha eine Proklamation***) an die Hottentotten, in der ihnen die Bedingungen für ihre Unterwerfung eröffnet und auf die Köpfe der Hauptführer Preise ausgesetzt wurden. Infolge einer mißverständlichen Auffassung dieser Proklamation wurde damals der bisher in Warmbad gefangen gehaltene Bondelzwartkapitän Johannes Christian gegen den Willen des Generals v. Trotha mit seinen Leuten freigelassen.

Absichten des Generals v. Trotha für die Fortführung der Operationen.

Hinsichtlich der Fortführung der Operationen hielt General v. Trotha trotz des gegen seinen Willen unternommenen Angriffs†) gegen Morenga an seiner ursprünglichen Absicht fest, sobald es die Verhältnisse irgend gestatteten, gegen die Witbois eine neue, große Unternehmung in die Wege zu leiten; da er aber zu deren erfolgreicher Durchführung eines Teiles der jetzt gegen Morenga im Felde stehenden

*) Skizze 14 und 15. **) Drittes Heft, Seite 572. ***) Anlage 1. †) Erstes Heft, Seite 164/165.

Truppen bedurfte, so war er gezwungen, mit dem Schlage gegen die Witbois so lange zu warten, bis die Lage im Südbezirke das Fortziehen eines Teiles der Streitkräfte gestattete. Nach den eingegangenen Meldungen mußte dies bald möglich sein. Alle Berichte betonten den großen Erfolg der Karrasberg-Unternehmung, durch die Morenga sehr geschwächt worden sei. Es galt deshalb, mit den hier nun einmal eingesetzten Kräften, diesen, wie es scheinen mußte, zur Zeit am meisten mitgenommenen Gegner zuerst völlig niederzuwerfen, um dann mit möglichst starker Macht den Witbois zu Leibe zu gehen. Nach den Meldungen des Obersten Deimling waren die im Südbezirke stehenden Truppen für die ihnen zugedachte Aufgabe völlig ausreichend; mit deren Kommando wurde an Stelle des erkrankten Majors v. Lengerke der seinerzeit von Oberst Deimling zum Führer der Truppen im Bethanierlande ausersehene Major v. Kamptz beauftragt.

Major Taeubler wird mit der Leitung der Operationen im Bethanierlande beauftragt. Cornelius.

An seiner Stelle übernahm der bisherige Führer der III. (Proviant) Kolonnen-Abteilung, Major Taeubler, die Durchführung der demnächst beginnenden Operationen gegen die Aufständischen im Nordbethanierlande. Deren Widerstandskraft brauchte damals, wie es schien, nicht hoch eingeschätzt zu werden und der General v. Trotha konnte hoffen, auch sie vor dem Schlage gegen die Witbois völlig niederzuwerfen.

Nach dem Streifzuge des Hauptmanns v. Zwehl Ende Februar und Anfang März 1905*) hatte im nördlichen Bethanierlande einige Zeit Ruhe geherrscht. Schon Ende März begannen sich indessen die Bandenführer Gorub und Elias wieder zu regen. Neben ihnen gewann der Bethanierkapitän Cornelius immer mehr an Bedeutung. Er hatte sich bisher den deutschen Unternehmungen geschickt zu entziehen gewußt und begann jetzt eine Kriegführung, die an Beweglichkeit alles hinter sich lassen sollte, was bisher selbst ein Morenga geleistet hatte. Er saß mit seinem Anhang erst im Keitsub und zog dann nach dem Kutip, wo er von den verfolgenden Deutschen unbelästigt blieb, „da der Regen seine Spur verwischt hatte". Seine ersten Taten waren zwei gelungene Überfälle auf den Viehposten der Halbbatterie Stuhlmann am 26. März bei Kranzplatz unweit Gibeon und auf eine Patrouille der 1. Etappenkompagnie unter Leutnant Bandermann, in der Gegend von Besondermaid am 7. April. Bei ersterer Gelegenheit fielen auf deutscher Seite zwei Reiter, bei letzterer der Leutnant Bandermann und fünf Mann.**) Über den Überfall auf die Patrouille Bandermann berichtet Cornelius folgendermaßen: „Als ich hörte, daß eine deutsche Patrouille von Bethanien kam, ging ich ihr entgegen. Die Patrouille war ein Offizier, etwa dreizehn Reiter und ein Schwarzer stark. Wir hatten uns bei Gawaoab vorgelegt und eröffneten auf 70 m das Feuer. Der Leutnant sprang sofort vom Pferde und gab Befehle. In einem Augenblick fielen fünf Reiter, der Leutnant hat noch sechs Schüsse aus seinem Gewehr

*) Erstes Heft, Seite 124/125. **) Anlage 2.

abgegeben. Als er am linken Arm verwundet war, hat er sich mit dem Revolver gewehrt und dabei meinen Bruder Ruben am Rücken verwundet. Dann ist er gefallen. Er war ein sehr tapferer Mann. Ich habe fünf Gewehre erbeutet. Die Pferde bekam ich nicht, sie waren alle erschossen. Der Leutnant ist nicht begraben worden. Ich habe nicht erlaubt, daß er entkleidet wurde."

Major Taeubler ordnet eine konzentrische Operation gegen Cornelius an. Mitte April.

Major Taeubler erhielt nun den Befehl, gegen die Banden des Cornelius, die mit der Zeit angeblich auf 400 Gewehre anwuchsen, eine große Unternehmung in die Wege zu leiten.

Von Norden her wurden von Grootfontein-Süd aus, die 10. Kompagnie 2. Feld-Regiments, die 2. Ersatzkompagnie und die ½ 1. Batterie unter Hauptmann v. Zwehl,

von Osten die vom Auob nach Gibeon herangezogene 1. und 2. Kompagnie 2. Feld-Regiments unter Major Taeubler selbst und

von Süden, vom Baiwege aus, alle verfügbaren Truppen der Südetappe, die 1. Etappenkompagnie unter Hauptmann v. Rappard und eine Abteilung von 45 Gewehren unter Oberleutnant v. Dewitz zum gemeinsamen Angriff auf Cornelius angesetzt. Die unmittelbare Sicherung des Baiweges übernahm die aus Ergänzungsmannschaften neuaufgestellte 4. Ersatzkompagnie.*)

Cornelius' Aufenthalt war nicht genau bekannt. Er hatte sich bald südlich Bethanien, bald westlich Berseba gezeigt und sollte dann über den oberen Kutip nach dem Roten Berge südlich Grootfontein gezogen sein. Es galt, ihn zunächst aufzusuchen. Wiederum fiel diese gefahrvolle und so unendlich schwierige Aufgabe den todesmutigen deutschen Offizierpatrouillen zu.

Oberleutnant v. Bülow fällt bei Huams. 27. April.

Oberleutnant v. Bülow, den Hauptmann v. Zwehl von Maltahöhe aus mit zwei Offizieren und 33 Mann in das Chamhawib-Revier entsandt hatte, um festzustellen, ob Cornelius erst im Anmarsch von Südosten her begriffen sei oder den Weg Bethanien—Grootfontein schon in westlicher Richtung überschritten habe, fand als erster die Spur des Feindes in der Gegend von Huams. Schon im Begriffe, zu seiner Abteilung zurückzureiten, wurde er am 27. April in einen schweren Kampf verwickelt. Leutnant Fischach, einer der Offiziere der Patrouille, war bei dem nochmaligen Absuchen der Gegend nach feindlichen Spuren in der Nähe des Lagerplatzes von einer etwa 100 Mann starken Hottentottenbande überraschend angegriffen worden. Als Oberleutnant v. Bülow zur Unterstützung des bedrängten Kameraden mit vierzehn Mann herbeieilte, erhielt er beim Vorgehen in dem gänzlich unübersichtlichen Gelände aus einem Busch fünf Schüsse. Trotzdem versuchte er unter Zurückweisung jeglicher Hilfeleistung für seine Person das Feuergefecht weiter zu leiten. Der Rest

*) Erstes Heft, Seite 163.

der Patrouille behauptete sich unter Leutnant Frhr. Hiller v. Gaertringen an der Wasserstelle Huams. Die Reiter Russeaux und Martin brachten querfeldein durch fast ungangbares Gelände dem inzwischen am Chamhawib eingetroffenen Hauptmann v. Zwehl Meldung von dem Geschehenen. Dieser hatte auch von einer zweiten Patrouille unter Oberleutnant Hildebrandt die Meldung erhalten, daß zahlreiche Spuren über Huams nach Süden führten, und nahm sofort den Vormarsch wieder auf. Die 2. Ersatzkompagnie unter Hauptmann Baumgärtel eilte voraus, um die Patrouille Bülow aus ihrer gefahrvollen Lage zu befreien; aber erst am Abend des 29. auf die Kunde von dem Anmarsch der Deutschen ließen die Hottentotten von der Patrouille ab, von der außer dem tapferen Führer noch zwei Mann gefallen, Leutnant Fischach und vier Mann verwundet waren.*)

Am 1. Mai setzte Hauptmann v. Zwehl die Verfolgung in der Richtung gegen den Kutip fort. Er stieß bei Kumakams auf 150 Bethanier, die den Abzug ihrer eilig flüchtenden Werften durch Besetzung eines Höhenzuges zu decken suchten. Wenige Schüsse der Artillerie genügten indessen, um auch die Nachhut zum Rückzuge zu veranlassen. Doch gelang es dank der energischen Verfolgung der 2. Ersatzkompagnie noch mehrmals, den fliehenden Feind wirksam zu beschießen, so daß er sich schließlich nach seiner Gewohnheit nach allen Seiten zerstreute. Schwere, jedoch nicht näher festzustellende Verluste des Feindes und eine Beute von 900 Stück Großvieh und 2500 Stück Kleinvieh waren das Ergebnis der mit Aufbietung aller Kraft von Mann und Pferd durchgeführten Verfolgung. Eine weitere Fortsetzung derselben mußte indessen unterbleiben, da bei dem Auseinanderlaufen des Gegners eine bestimmte Abzugsrichtung nicht zu erkennen gewesen war. Cornelius war inzwischen in das Ganachabtal geflüchtet, wo er auf die von Süden anrückenden Etappentruppen stieß.

Cornelius stößt auf die 1. Etappenkompagnie. Gefecht am Ganachab. 8. Mai.

Der Generalstabsoffizier des Etappenkommandos Süd, Major Buchholtz, hatte die 1. Etappenkompagnie auf Chamis am Wege Bethanien—Grootfontein und die Abteilung Dewitz über Groß-Tiras—Kunjas auf Kosos vorrücken lassen. In den ersten Tagen des Mai übernahm er aus eigenem Antrieb das Kommando über die im westlichen Bethanierlande operierenden Abteilungen, weil mit Major Taeubler vorerst jede Verbindung fehlte. Da die Meldungen der Patrouillen der 1. Etappenkompagnie die Vermutung nahelegten, daß die Corneliusleute sich in der Gegend von Kumakams wieder zusammengefunden hätten, setzte Major Buchholtz die Abteilungen Zwehl und Dewitz von Norden und Nordwesten gegen die Gabelung des Kuums und Kutip an und ließ die Kompagnie v. Rappard am 6. Mai von Chamis in das Ganachabtal und in diesem nach Norden vorgehen, während er die Abteilung Taeubler zum Eingreifen über Hoornkrans aufforderte.

Cornelius war indessen schon nach Süden ausgewichen. Er stieß am 8. Mai auf

*) Anlage 2.

die im Ganachabtale vormarschierende 1. Etappenkompagnie und wies deren Angriff ab. Wie Cornelius selber angibt, hatte er damals viele gut bewaffnete Leute, aber Mangel an Munition. Auf deutscher Seite fielen sechs Mann, Hauptmann v. Rappard und vier Mann wurden verwundet.*) Cornelius nutzte indessen seinen Erfolg nicht aus, so daß Hauptmann v. Rappard mit den Verwundeten unter geringer Bedeckung in einer Steinschanze zurückbleiben konnte, während die Kompagnie unter Leutnant v. Schulz auf Befehl ihres Hauptmanns auf Chamis zurückging.

Major Buchholtz ereilt die Cornelius-bande. 9. Mai.

Inzwischen war aber Major Buchholtz mit den Abteilungen Dewitz und der von Hauptmann v. Zwehl vorausgesandten 2. Ersatzkompagnie, nachdem er das Kutip-Revier verlassen gefunden hatte, dem abziehenden Cornelius gefolgt. Unter Führung eines Eingeborenen ging es größtenteils zu Fuß über fünf 200 bis 300 m tief eingeschnittene Reviere und mit Geröll bedeckte Hochflächen weg unter großen Beschwerden äußerst langsam, aber unaufhaltsam weiter. Die Anstrengungen sollten nicht vergeblich sein. Am 9. morgens nach 36stündigem, nur durch kurze Pausen unterbrochenen Marsche wurde Cornelius im Ganachabrevier dicht beim Gefechtsfelde der Kompagnie Rappard eingeholt. Während die Patrouille des Leutnants Lorenz der 2. Ersatzkompagnie den Feind beobachtete, wurde noch im Dunkeln die ganze Abteilung geräuschlos am Rande des Reviers entwickelt. Nachdem Major Buchholtz durch Hauptmann v. Rappard über die Ereignisse des gestrigen Tages unterrichtet worden war, ließ er seine Schützen zum Angriff antreten. Der auf 300 bis 400 Gewehre geschätzte, offenbar durch den Erfolg unvorsichtig gemachte Feind wurde vollkommen überrascht. Er besetzte zwar einige Steinschanzen und suchte durch Berittene der deutschen Schützenlinie die Flanke abzugewinnen, nach fünfviertelstündigem Kampfe war jedoch seine Widerstandskraft gebrochen. In wilder Flucht eilte er mit den Hauptkräften in Richtung Berseba davon, vier Tote und einen Verwundeten sowie 20 Pferde und eine große Anzahl Rinder und Ziegen in den Händen der Deutschen lassend. Nach Aussage eines Gefangenen hatte der Feind noch viele Tote und Verwundete mit fortgeschleppt. Cornelius schiebt die Schuld an der Niederlage sich selbst zu; er habe seine Posten auf falschen Plätzen aufgestellt, daher sei er völlig überrascht worden; das Gefecht sei „sehr stark" gewesen.

Die deutsche Abteilung hatte den Mißerfolg der 1. Etappenkompagnie vom Tage zuvor glänzend wieder ausgeglichen, eine Leistung, die neben der Hingabe der Truppe vor allem der tatkräftigen Führung des Majors Buchholtz und dem raschen Vordringen der 2. Ersatzkompagnie unter ihrem tätigen und umsichtigen Führer, Hauptmann Baumgärtel, zu danken war. Jetzt aber mußte man den aufs äußerste ermatteten Mannschaften Ruhe gewähren und auch die Pferde nach 40stündigem Durste gründlich tränken, ehe an eine Verfolgung gedacht werden konnte.

* Anlage 2.

Major Buchholtz beauftragte demnächst die wieder herangezogene 1. Etappenkompagnie mit der Bergung des Beuteviehs und rückte mit seiner Abteilung wegen völligen Mangels an Proviant nach Chamis, wo am 12. Mai auch Hauptmann v. Zwehl eintraf. Major Buchholtz kehrte demnächst für seine Person in das Etappengebiet zurück, wo seine Anwesenheit dringend erforderlich war. Es war ihm vergönnt gewesen, die Umsicht und Tatkraft, die seine bisherige mühsame und entsagungsvolle Tätigkeit auf der Etappe ausgezeichnet hatten, jetzt auch vor dem Feinde in der Führung der Truppe an den Tag zu legen.

Der Vormarsch der Abteilung Taeubler.

Inzwischen hatte von Osten her auch Major Taeubler den Vormarsch begonnen. Er hatte die vom Auob herangezogenen Kompagnien des Hauptmanns Manger Ende April in Hanaus südlich Gibeon in sehr mitgenommenem Zustande getroffen. Unter dem Dienst auf der entlegenen Absperrungslinie am Auob*) hatten Mann und Pferd, Ausrüstung und Bekleidung gleichermaßen gelitten. Trotzdem wurde am 2. Mai der Vormarsch den Fischfluß hinunter und dann Kanibeb aufwärts angetreten. In der Folge bedingten das fast wegelose, überaus schwierige Gelände, der Mangel an Wasser, die Unzuverlässigkeit der Führer und die wechselnden Nachrichten für das Detachement ein mehrwöchentliches Hin- und Herziehen in dem Gelände am und südlich vom Kanibeb, das die Kräfte der Truppe aufs äußerste in Anspruch nahm, bei dem es ihr aber versagt blieb, an den Feind zu kommen.

„Der Chamasabberg und der Ostrand der Zwiebelhochebene ist," wie Major Taeubler berichtet, „ein felsiges, durchschnittenes Gebirgsland, aus dem zahlreiche Kuppen und Tafelberge steil und hoch sich erheben. Westlich des Randgebirges erstreckt sich flachhügelig das eigentliche Hochplateau, in das die Reviere weit zahlreicher, als auf der Kriegskarte angegeben, 30 bis 50 m tief eingerissen sind. Die Ufer sind senkrechte Felswände, oft auf viele Kilometer hin sogar für Menschen unersteigbar. Der Boden des Hügelplateaus ist mit einer dichten Schicht von teils flachen Klippen, teils runden, glatten Steinen von Faust- bis Kindskopfgröße bedeckt, wodurch für Menschen und Tiere ein äußerst unsicherer Gang, für letztere auch vielfache Lahmheiten hervorgerufen wurden. So ist Reiten meist unmöglich und auch abgesessen führend kommt man nur langsam vorwärts."

Da Major Taeubler den Abzug des Cornelius in das Ganachabrevier erst verspätet erfuhr und deshalb an der ursprünglich vereinbarten Richtung gegen die Kuums-Kutipgabelung festhielt, so konnte seine Abteilung an den inzwischen stattgehabten Kämpfen mit Cornelius nicht mehr teilnehmen. Erst am 12./13. Mai erreichte er das Ganachabrevier, wo viel stehengebliebenes Vieh erbeutet wurde. Von dort entsandte er den Leutnant v. Brederlow nach Chamis zu den Abteilungen Baumgärtel, Zwehl und Dewitz, mit dem Auftrage, den Vormarsch über Bethanien

*) Erstes Heft, Seite 160/161.

bis zum Baiweg fortzusetzen und das Gelände nach Osten aufzuklären. Leutnant v. Brederlow bewies nach dem Bericht des Majors Taeubler durch diesen Ritt, der ohne jede Begleitung durch gänzlich unbekanntes und unsicheres Gelände unternommen wurde, erneut seine Entschlossenheit und Findigkeit, die ihn schon im Hererofeldzuge ausgezeichnet hatten.

Major Taeubler leitet eine neue Verfolgung in Richtung Besondermaid ein. Mitte Mai.

Nach Vereinbarung mit dem Nachrichtenoffizier des Hauptquartiers, Major Gräser, ordnete Major Taeubler einen neuen konzentrischen Vorstoß sämtlicher Abteilungen auf Besondermaid nordöstlich Bethanien an, wohin sich Cornelius zurückgezogen haben sollte. Kleinere unberittene Abteilungen klärten das Aub- und Fischflußtal abwärts bis Neihons auf. Allein auch die Unternehmung auf Besondermaid verlief ergebnislos, da Cornelius wiederum rechtzeitig entschlüpft war. Wie Meldungen besagten, sollte

Abbildung 14.

Station Naiams am Baiweg.

er im Marsch über Seeheim nach den Karrasbergen begriffen sein; zuverlässig war sein Verbleib jedoch nicht festgestellt.

Ihm nach den Karrasbergen aufs ungewisse zu folgen, hielt Major Taeubler bei der völligen Erschöpfung von Mann und Pferd nicht für zweckmäßig; er sammelte daher am 18. Mai die beiden ihm unmittelbar unterstellten Kompagnien in Arugoams, ließ am 21. und 22. das Fischfluß- und Goabgebiet absuchen und vereinigte sich am 23. mit der Abteilung Zwehl in Naiams, wo er auf Befehl des Hauptquartiers bis Ende des Monats blieb, um demnächst in den ersten Tagen des Juni nach Huns südöstlich Keetmannshoop herangezogen zu werden.

Patrouillen unter dem Leutnant der Reserve v. Trotha, Leutnant Götz v. Ohlenhusen und anderen durchstreiften lange Zeit vergeblich die Gegend westlich der Kleinen Karrasberge, bis es endlich am 23. Mai dem durch seine Teilnahme am Burenkrieg und an dem Krieg im Hererolande mit dem afrikanischen Patrouillendienst besonders vertrauten Leutnant v. Trotha gelang, den Feind bei Sonntagsbrunn im Nabasrevier südöstlich Inachab festzustellen.

Hauptmann v. Koppy übernimmt die weitere Verfolgung am Fischfluß abwärts.

Zum Glück waren neue Kräfte in unmittelbarer Nähe bereit, die Verfolgung aufzunehmen: die altbewährte Kompagnie Koppy (9./2). Sie war im April aus der Karrasberggegend als Besatzung nach Kalkfontein verlegt worden und hatte dort am 10. Mai die Meldung erhalten, daß Abraham Morris, der immer noch den Süden des Schutzgebiets unsicher machte, die Heliographenstation Hoamus belagere. Hauptmann v. Koppy war daraufhin am 11. zum Entsatz der bedrängten Station abmarschiert, hatte jedoch den Feind, der auf die Kunde von dem nahenden Entsatz von der Station abließ, nicht mehr erreicht.

Da indessen General v. Trotha mit einem Abzug des Cornelius in die Kleinen Karrasberge rechnete, hielt er die Kompagnie Koppy in der Gegend von Hoamus fest. Am 17. Mai erhielt sie jedoch vom Hauptquartier Befehl, den Vormarsch über Gawachab—Seeheim auf Naiams fortzusetzen. Als sie hier nichts vom Feinde vorfand, wandte sie sich wieder nach Süden und rückte nach Inachab. Dort erreichte sie noch am Abend des 23. Mai die Meldung des Leutnants der Reserve v. Trotha über den Verbleib des Cornelius.

Hauptmann v. Koppy nahm sofort die Verfolgung des langgesuchten Gegners auf, obwohl er trotz der Verstärkung durch die beiden genannten Patrouillen sowie eine Funkenstation unter Oberleutnant Flaskamp und einen Signaltrupp unter Leutnant Berlin nur über acht Offiziere, einen Sanitätsoffizier, 97 Gewehre und zwei Gebirgsgeschütze verfügte und obwohl seine Verpflegung in keiner Weise sichergestellt war. Er erreichte am 24. Mai bei Tagesgrauen das Nabastal; als aber die Patrouille Trotha sich vorsichtig der Wasserstelle näherte, war das Nest bereits leer: der Gegner war wiederum rechtzeitig entschlüpft, seine Spuren führten im Nabastale abwärts.

Das Nabastal bildet ebenso wie dasjenige des Fischflusses einen einzigen zusammenhängenden Engweg, der wegen seiner hohen Felsränder nur an wenigen Stellen und nur mit großer Mühe zugänglich ist. Im Flußbett selbst ist keinerlei Weg vorhanden, zahlreiche Klippen erschweren das Vorwärtskommen aufs äußerste. Wasser und Weide war dagegen reichlich zu finden.

Noch am Nachmittage des 24. begann die Kompagnie den zeitraubenden Abstieg in das Revier. Der Vormarsch wurde mit rastloser Energie auch während der Nacht fortgesetzt und am 25. früh morgens der Fischfluß erreicht, wo kurze Rast gehalten wurde. Doch nach wenigen Stunden wurde der Marsch wieder aufgenommen, der in dem unwegsamen Gelände immer schwieriger und mühsamer wurde.

In Verfolgung der den Fischfluß abwärts führenden feindlichen Spuren mußte wiederholt das mit Wasser gefüllte Flußbett gekreuzt werden. Zu den Klippen, die im Nabasrevier das Vorwärtskommen verzögert hatten, trat hier an mehreren Stellen

Abbildung 15.

Randhöhen am Fischfluss.

noch Triebsand, so daß namentlich die Geschütze nur mit Aufbietung aller Kraft folgen konnten. Gegen Mittag mehrten sich allmählich die Anzeichen, daß die Anstrengungen nicht vergeblich waren, und daß man sich dem Feinde näherte. Stehen-

gebliebenes Großvieh und umherliegende schlappe Pferde zeigten, daß der Feind am Ende seiner Marschfähigkeit angelangt war.

Hauptmann v. Koppy überfällt Cornelius bei Gaos. 26. Mai.

Um ihn dieses Mal, koste es was es wolle, zu fassen, entschloß sich Hauptmann v. Koppy, mit 45 gut berittenen Reitern dem langsamer marschierenden Gros vorauszueilen. Gegen Abend zwang ihn zwar die völlige Erschöpfung der Reiter zu einer kurzen Rast, aber kaum war der Mond aufgegangen, da ging die wilde Jagd von neuem weiter. Der feste Wille, dem so lange gesuchten Feinde an der Klinge zu bleiben und ihn zum Kampfe zu stellen, ließ bald alle Müdigkeit überwinden. Wie die Meute hinter dem Wilde, jagten die deutschen Reiter in mondheller Nacht hinter dem Feinde her. Gegen Mitternacht wurde schon von weitem ein Lagerplatz mit zahlreichen hellschimmernden Feuern entdeckt. Endlich schien es gelungen, den Feind einzuholen. Doch als man näher hinzu kam, war die Enttäuschung nicht gering, da der Platz vom Feinde bereits verlassen gefunden wurde. Sollten alle die Anstrengungen und die Hingabe, die der deutsche Führer von seinen rastlosen Reitern hatte fordern müssen, vergeblich gewesen sein? Allein ehe nicht das Äußerste versucht war, wollte Hauptmann v. Koppy die Hoffnung nicht aufgeben, den Feind doch noch zu erreichen.

Nach weiteren zwei Stunden angestrengten Marschierens meldete die Spitze wiederum in der Ferne, unweit Gaos an der Mündung des Gachabrevieres, ein feindliches Lager mit weithin sichtbaren Feuern; vorsichtig wurde herangeschlichen. Plötzlich bemerkte der Führer mit dem Glase einzelne zwischen den Feuern sich bewegende menschliche Gestalten: — ein halbunterdrückter Freudenschrei! Die Mühen und Opfer waren nicht umsonst gewesen, die Deutschen hatten den Feind eingeholt. Jetzt galt es, den anscheinend völlig arglos ruhenden Gegner zu überraschen. Mitten zwischen den weit zerstreut liegenden Lagerfeuern erhob sich ein felsiger, klippenreicher Höhenzug, vom Mondschein hell beleuchtet; anscheinend war er vom Feinde nicht besetzt. Ganz leise und behutsam, einzeln auf allen Vieren kriechend, schlichen sich die deutschen Reiter zwischen den feindlichen Lagerfeuern durch: es gelang, die Höhe unbemerkt zu besetzen. Plötzlich auf ein Zeichen des Führers wurde, die Stille der Nacht jäh unterbrechend, Schnellfeuer auf die Lagerstellen der Hottentotten eröffnet. Die Wirkung war verblüffend: erst lautes Schreien und Fluchen, wildes Durcheinanderlaufen, hier und da ein wirrer Menschenknäuel, dann stob alles, wie wahnsinnig rennend, auseinander; eine unbeschreibliche Verwirrung war in die Reihen des Gegners getragen; in wilder Flucht jagte er, alles zurücklassend, jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht, den den Fluß begleitenden Bergen zu.

Nach wenigen Augenblicken der Ruhe stieß Hauptmann v. Koppy nach, allein schneller, als man es bei dem plötzlichen Ausbruch der Panik für möglich halten konnte, hatten sich einzelne Hottentotten von ihrem ersten Schreck wieder erholt und versuchten, einen hohen Rand zu besetzen, um die vordringenden Deutschen aufzuhalten

und das Abtreiben ihres Viehes zu sichern. Wenigen Reitern unter Sergeant Birkholz gelang es jedoch, den Feind hieran zu hindern und das Vieh auf die deutsche Seite zu bringen. Als die Hottentotten mit beginnender Tageshelle erkannten, wie schwach das Häuflein deutscher Reiter war, vor dem sie so wild geflohen und dem sie ihr wertvolles Vieh überlassen hatten, ergriff sie eine große Wut. Kurz entschlossen unternahmen sie mit allen schnell wieder gesammelten Orlogleuten einen kräftigen Gegenangriff, um sich wenigstens wieder in den Besitz ihres Viehes zu setzen. Schon wurde die Lage der wenigen deutschen Reiter gegenüber dem vielfach überlegenen Gegner bedenklich, als plötzlich völlig unerwartet Hilfe nahte. Oberleutnant Flaskamp hatte das Gros der Kompagnie unter Überwindung großer Schwierigkeiten nachgeführt, und seiner Energie war es zu danken, daß dieses schon so frühzeitig herankam. Bereits nach kurzem Kampfe gaben die Hottentotten jetzt jeden weiteren Widerstand auf und flohen wie gewöhnlich nach allen Richtungen auseinander, verfolgt von den nachdrängenden Reitern und von den Schüssen der auf einem Bergrücken in Stellung gehenden Geschütze des Oberleutnants v. Rosenthal. Doch nur zu bald gelang es dem Feinde, sich den nacheilenden Deutschen zu entziehen; mit unglaublicher Schnelligkeit war er verschwunden, so daß eine weitere Verfolgung zwecklos war.

Hauptmann v. Koppy sammelte gegen 9^{00} morgens seine Abteilung im Flußtale. Es zeigte sich jetzt, daß der Feind all seine Habe sowie seine gesamten Lagereinrichtungen im Stiche gelassen hatte: Kochgeräte aller Art, Hunderte von Decken, zahlreiche Sättel, Zaumzeuge, Anzüge und Vorräte lagen herum; fünfzehn Gewehre 88 und 71, 90 Pferde, 60 Stück Großvieh und 700 Stück Kleinvieh fielen den Deutschen in die Hände, die ihrerseits nur einen Verwundeten*) hatten.

Der 26. Mai verging mit dem Sammeln und Wegschaffen der Beute, die, soweit sie nicht bei der Truppe Verwendung fand, nach dem Nabasrevier gebracht wurde, wo die Wagen der Kompagnie geblieben waren. Am 27. in aller Frühe wurde die Verfolgung des Feindes wieder aufgenommen. Nach sechsstündigem, beschwerlichem Marsche auf dem Weststrande des Fischflußtales wurde festgestellt, daß er in kleinen Gruppen auseinandergelaufen war und daß er nur noch weniges Kleinvieh besaß. Das gerettete Großvieh und die Pferde des Feindes hatten sich in den Uferbergen derart verstiegen, daß sie weder vor noch rückwärts konnten.

Hauptmann v. Koppy geht in das Nabasrevier zurück.

Eine Fortsetzung der Verfolgung war unter diesen Umständen zunächst zwecklos. Da die Bekleidung und das Schuhzeug der Truppe sehr heruntergekommen und seit drei Tagen außer Fleisch keinerlei Lebensmittel mehr vorhanden waren, trat Hauptmann v. Koppy am 28. Mai den Rückmarsch nach dem Nabasrevier an. Da die Unternehmung bei der überraschenden Veränderung der Lage ohne jede Vorbereitung hatte

*) Anlage 2.

ins Werk gesetzt werden müssen, hatte die Truppe natürlich sehr unter ungenügender Verpflegung und Ausrüstung zu leiden gehabt. Schon während des letzten Teiles des Vormarsches bestand die Fleischverpflegung lediglich aus schlappem Vieh, das die Hottentoten stehen gelassen hatten. Hauptmann v. Koppy selbst eilte seiner Kompagnie voraus nach Keetmannshoop, um die Heranführung der dringend erforderlichen Verpflegung und Bekleidung zu veranlassen. Von dort war indessen das Erforderliche bereits nach Churutabis und Kanibes in Marsch gesetzt worden, so daß die Kompagnie bald wieder verwendungsbereit wurde. Hauptmann v. Koppy wurde für seine Person vom Kommando in Keetmannshoop zu besonderer Verwendung festgehalten.

Wenn man gehofft hatte, Cornelius durch das Gefecht von Gaos wirklich entscheidend getroffen zu haben, so sollte sich bald zeigen, daß man immer noch die Zähigkeit der Hottentotten zu unterschätzen und ihren Hang zu dem wilden Krieger- und Räuberleben zu gering anzuschlagen geneigt war.

Sendung des Leutnants v. Trotha. Cornelius vereinigt sich mit Johannes Christian und Morris. Juni.

Um über den Verbleib der Hauptmasse der durch das Gefecht bei Gaos auseinandergesprengten Hottentotten und über ihren Zustand zuverlässige Nachrichten zu erlangen, die eine sichere Grundlage für die weiteren Entschließungen bieten konnten, entsandte das Kommando den Leutnant der Reserve v. Trotha, der im Hererokriege die Bethanierabteilung geführt hatte und Cornelius persönlich genau kannte, mit drei unbewaffneten Eingeborenen an den unteren Fischfluß, den vermutlichen Aufenthalt des Cornelius, mit dem Auftrage, diesen in seinem Lager aufzusuchen und ihm einen Brief zu übergeben, in dem er zur Unterwerfung aufgefordert wurde. Erst auf dringliches Zureden nahm Leutnant v. Trotha ein Gewehr mit. Er hatte dieses anfangs abgelehnt, damit es dem Feinde nicht in die Hände falle, wenn er erschossen würde.

Die durch das Gefecht bei Gaos zerstreuten Banden des Cornelius hatten sich nach und nach bei Kochas am Fischfluß wiedergesammelt; hier vereinigten sie sich mit den Bondels des aus der Haft entlassenen Kapitäns Johannes Christian sowie den Leuten des Morris, die sich von Morenga getrennt hatten und von den Karrasbergen her gekommen waren. Cornelius schob nunmehr alle alten Männer, „die im Orlog nicht zu brauchen waren, sowie zahlreiche Weiber ins Englische ab". Reichliche Proviantzufuhr, die er „durch Klein Jakobs erfolgreiches Bemühen" vom unteren Oranjefluß erhielt, hatte allen Mangel beseitigt. Hierdurch sowie durch den Zuzug der Bondels war die durch den Schlag von Gaos gedrückte Stimmung seiner Orlogleute wieder gehoben und ihre Widerstandskraft neu belebt.

Leutnant v. Trotha stieß in Ausführung des ihm erteilten Auftrages am 14. Juni in der Gegend von Kanibes auf eine feindliche Abteilung und ließ sich durch diese unbewaffnet in das Lager des Cornelius führen.

„Morris ritt zu mir voraus," so berichtet Cornelius selbst, „und teilte mir mit,

daß Leutnant v. Trotha mich sprechen wolle. Wir kannten uns sehr gut. Er war im Hererofeldzuge mein Leutnant gewesen, wir waren viel zusammen Patrouille geritten und er war immer sehr gut zu mir gewesen. Gegen Sonnenuntergang kam Trotha selbst an. Er war nicht bewaffnet. Als ich ihm sagte, daß auch Johannes Christian da sei, ließ ihn Trotha rufen. Wir banden dann die Pferde an meinen Wagen, setzten uns ans Feuer und begannen zu verhandeln. Ich war sehr froh, daß Trotha da war. Ich glaubte, daß er mit dem wahren Frieden zu mir käme. Trotha brachte mir einen Brief Sr. Exzellenz mit. Darin stand, mir würde nichts geschehen, wenn ich die Gewehre und Munition abgäbe. Ich antwortete dem Leutnant: »Heute sollen Sie sprechen. Lassen Sie mir aber Zeit bis morgen, damit ich mit Johannes Christian sprechen kann. Ich werde Ihnen morgen antworten. Sie kennen mich und wissen, daß ich keine schlechte Antwort geben werde.« Trotha hat dann sehr ernst mit mir gesprochen und mir gesagt: »Du mußt hier Frieden machen. Ich gehe nicht weg von hier. Wenn Du nicht Frieden machst, dann kannst Du mich hier totschießen«. Ich antwortete: »Sie müssen bis morgen warten. Ich werde Ihnen eine gute Antwort geben. Warum soll ich auf Sie schießen? Sie sind doch immer gut zu mir gewesen und haben mir Kost und Tabak und Kaffee gegeben.« Trotha hatte mir eine Flasche Rum, etwas Tabak und Kaffee mitgebracht. Wir haben uns hingesetzt und zusammen getrunken. Er sagte mir: »Wenn Du Dich ergibst, dann gehen wir zusammen nach Kanibes. Dort sollst Du genug Kost bekommen.« Trotha sagte auch noch: »Du mußt Johannes Christian etwas von dem Mitgebrachten abgeben; ich habe nicht gewußt, daß er hier ist, sonst hätte ich auch für ihn etwas mitgebracht.«

Leutnant v. Trotha wird im Cornelius-lager ermordet. Gefecht bei Kochas. 14. Juni.

In diesem Augenblick hörten wir plötzlich Schüsse fallen. Die Morrisleute kamen mit geraubtem Vieh an. Sie waren von deutschen Reitern eingeholt, die sich mit ihnen herumschossen. Ich sagte zu Trotha: »Bitte, bleiben Sie bei mir, ich kenne Sie, aber die Bondels kennen Sie nicht.« Ich packte rasch die von Trotha mitgebrachten Sachen zusammen."

Inzwischen war oben auf dem Rand bereits ein heftiger Kampf entbrannt. Ohne Kenntnis von der Anwesenheit des Leutnants v. Trotha im Lager der Aufständischen hatte die bei Churutabis stehende 9. Kompagnie unter Oberleutnant v. Rosenthal, der für den Hauptmann v. Koppy die Führung übernommen hatte, auf die erste Nachricht von dem Erscheinen von Hottentotten bei Kanibes und einem von diesen hier ausgeführten Viehdiebstahle am 14. Juni mit nur 30 Gewehren den Vormarsch durch das Auchabtal angetreten und war am Abend desselben Tages unvermutet bei Kochas auf die vereinigten Hottentotten gestoßen. Kurz nach Eröffnung des Feuers erhielt Oberleutnant v. Rosenthal von einem Boten einen Zettel des Leutnants v. Trotha, auf dem dieser ihm seine Anwesenheit im Lager des Cornelius zwecks Unterhandlungen in Eile mitteilte und um Einstellung

des Feuers bat. Der Führer der Deutschen brach sofort das Gefecht ab und ging mit der Kompagnie zurück. Allein es war schon zu spät: Leutnant v. Trotha hatte das Mißverständnis mit dem Leben büßen müssen.

„Als ich die Sachen zusammengepackt hatte, sah ich," so berichtet Cornelius hierüber weiter, „daß der Leutnant ein paar Schritte zurückgegangen war. In diesem Augenblick wurde von vorn gerufen, ein Bondel sei gefallen; unmittelbar darauf krachte dicht hinter mir ein Schuß: der Leutnant taumelte und fiel hin. Ich sprang zu ihm, aber er lag schon im Sterben. Ich sprach noch zu ihm, aber er verstand mich nicht mehr. Ich konnte mich nicht mehr lange aufhalten, schon pfiffen die Kugeln um mich.

Als ich nach dem Gefecht fragte, ob Trotha von einer deutschen Kugel oder von uns erschossen sei, meldete sich der Bethanier Christof Lambert und sagte, er habe den Leutnant erschossen. Er habe geglaubt, dieser sei nur gekommen, um uns in Sicherheit zu wiegen und uns dann überfallen zu lassen. Die Leiche habe ich am anderen Morgen begraben lassen. Der Bondel Josef Christian hat einen Ring vom Finger genommen. Joseph Frederiks nahm aus der Brusttasche einen Orden, den hat sich später der Schulmeister von Warmbad, Johannes Links, erbettelt.

Ich bin überzeugt, daß es ohne den Tod von Trotha zum Frieden gekommen wäre, denn Johannes Christian hatte auch Vertrauen zum Leutnant."

Durch den Tod dieses tapferen Offiziers hatte die deutsche Sache einen Mann verloren, der nach dem Zeugnis seiner Vorgesetzten im Herero- wie im Namakriege die hervorragendsten Dienste geleistet hatte. Auch an dem Erfolg von Gaos schreibt Hauptmann v. Koppy ihm einen wesentlichen Anteil zu; denn „in erster Linie sei es der Umsicht und Findigkeit des Leutnants v. Trotha zu danken gewesen, daß es überhaupt gelang, den Gegner noch zu erreichen und ihn zu überraschen".

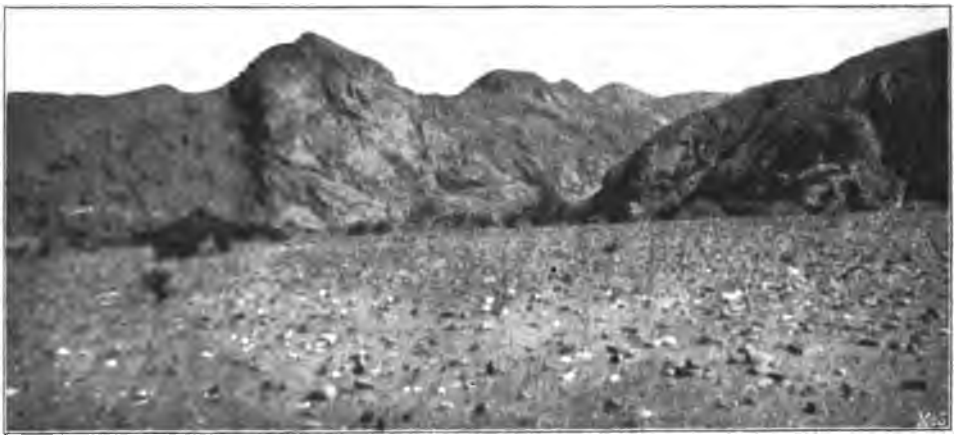
Major Gräser übernimmt die Führung gegen Cornelius.

Die 9. Kompagnie war sofort nach Abbruch des Gefechtes von Kochas wieder nach dem oberen Auchabrevier zurückmarschiert. Sowohl dieser kurze Kampf als sonstige Nachrichten hatten erwiesen, daß die Corneliusleute sich wieder zusammengefunden hatten und zu neuem Widerstande bereit waren. General v. Trotha beschloß daher, den Kampf mit diesem Gegner wieder aufzunehmen. Er setzte die 1. Etappenkompagnie unter dem eben im Schutzgebiet eingetroffenen Hauptmann Pichler von Bethanien über Jnachab nach der Auchabquelle, die 10. Kompagnie 2. Feldregiments (Hauptmann v. Zwehl), die ½ 1. Batterie (Leutnant Bender), die ⅓ 9. Batterie (Oberleutnant Barack) und eine Sektion Maschinengewehre (Leutnant Degenkolb) von Haib nordwestlich Warmbad auf Kanibes in Marsch und beauftragte mit der Leitung der weiteren Operationen gegen Cornelius den Major Gräser. Dieser traf von Keetmannshoop aus, begleitet von einer Patrouille der 9. Kompagnie und einem 6 cm-Gebirgsgeschütz, am 19. Juni in Kanibes ein.

Die Lage, wie sie sich ihm hier darstellte, war folgende: Cornelius mit seinem ganzen Anhang, dem älteren Morris und einem Teil der Warmbader Bondelzwarts stand nach wie vor bei Kochas, seine Bande sollte 800 Köpfe zählen, darunter 200 Krieger. Im Vertrauen auf seine starke und unzugängliche Stellung im Fischflusse legte der Feind eine durchaus zuversichtliche Haltung an den Tag; es gelang ihm, in der Nacht zum 17. Juni bei Kanibes, wo Leutnant Schaumburg ein Magazin für die 9. Kompagnie eingerichtet hatte, 140 Ochsen abzutreiben, wodurch seine Viehverluste wieder einigermaßen ausgeglichen waren.

Bis zum Eintreffen der vom Hauptquartier in Marsch gesetzten Verstärkungen mußten noch mehrere Tage vergehen. Diese Zeit benutzte Major Gräser, um einen

Abbildung 16.



Erweiterung des Fischflusstales.

Proviantvorrat für etwa 20 Tage in Kanibes bereitzustellen und die feindliche Stellung sowie deren Zugänge gründlich zu erkunden.

Das Gelände am unteren Fischfluß.

Es ergab sich, daß der Fischfluß von der Mündung des Hoamusreviers ab bis zum Oranje in einem tief eingeschnittenen Tale fließt, das von steilen, 200 bis 600 m hohen Felswänden eingeschlossen wird. Die Breite der Talsohle beträgt im allgemeinen nur 100 bis 150 m. Sie erweitert sich aber an den zahlreichen Biegungen zu breiten Kesseln und ist von Klippen und Felsblöcken, bisweilen auch von Dünen durchsetzt. Parallel mit ihm läuft eine nach Süden immer breiter, höher und schroffer werdende Gebirgskette, die sich zuletzt mit dem den Oranje begleitenden Gebirge vereinigt. Südlich des Hoamusreviers, das einen beschwerlichen Saumpfad bildet, fand man von Osten her nur zwei Zugänge, einen bei Kochas, die sogenannte „Trothaschlucht", den anderen bei Aais durch das Guchasibrevier. Alle weiteren, an

verschiedenen Stellen gemachten Versuche, auch nur mit einzelnen Fußgängern von Osten in das Tal zu gelangen, blieben erfolglos. Auf der westlichen Seite lagen die Verhältnisse ähnlich.

Bis zum 22. Juni waren die Verstärkungen eingetroffen. Major Gräser verfügte nunmehr über etwa 300 Gewehre, fünf Geschütze und zwei Maschinengewehre. Er beschloß, den Cornelius unverzüglich anzugreifen, und zwar mit der Abteilung Pichler, die sich an den Auchabquellen mit der 9. Kompagnie vereinigt hatte, im ganzen etwa 150 Gewehren, von der Auchabmündung, mit der Hauptabteilung, 120 Gewehre, unter der Führung des Majors Gräser selbst, von der Trothaschlucht aus am 27. Juni mit Tagesanbruch. Beide Abteilungen sollten gleichzeitig zum Angriff auf Cornelius schreiten. Um diesen am Entkommen zu verhindern, waren bereits am 26. Juni von der Abteilung Pichler der Oberleutnant Medding mit 50 Gewehren nördlich Rosinbusch, von der Hauptabteilung der Leutnant v. Haeseler mit 30 Gewehren und einem Gebirgsgeschütz auf Aiais an den Fischfluß entsandt worden. Major Gräser befiehlt den Angriff auf die Cornelius-bande.

Das Zusammenwirken der beiden Abteilungen war sehr schwierig, da das Gelände einen anderen Verkehr als durch Lichtfernsprecher ausschloß. Jede Erkundung des vom Feinde besetzten einzigen Weges durch das Gebirge in das Fischflußtal war unmöglich. Ein solcher Auftrag hätte den sicheren Tod der Patrouillen bedeutet. Die Aussagen eines Eingeborenen, der zweimal mit einem Brief zu Cornelius geschickt worden war, bildeten die einzigen Grundlagen für die Anordnungen zum Angriff; seine Mitteilungen sollten sich jedoch später als falsch erweisen.

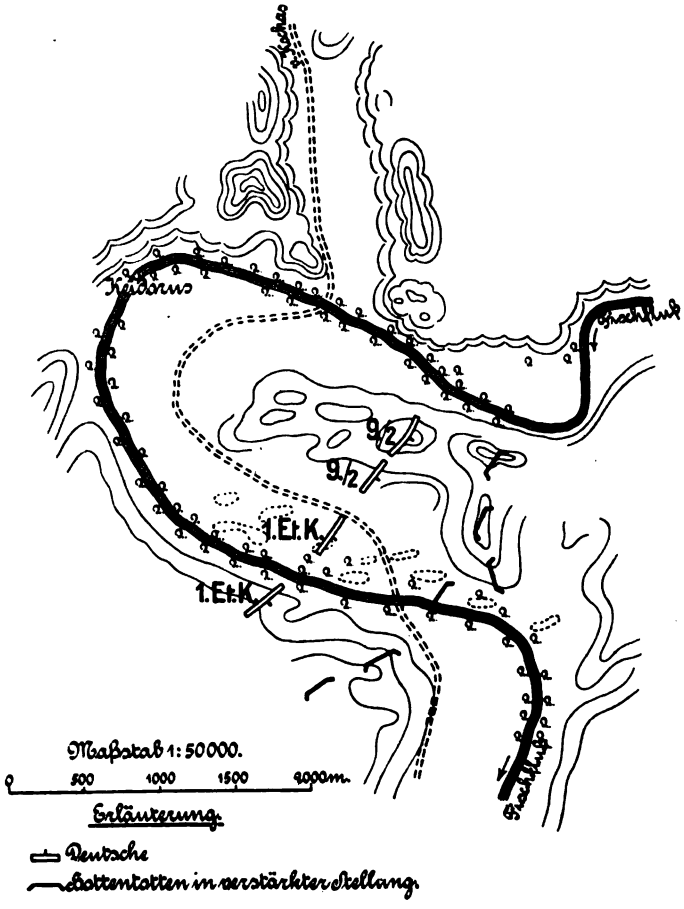
Die Abteilung Gräser erreichte die Trothaschlucht, die nach Angabe eines Eingeborenen nur drei Stunden von Kanibes entfernt sein sollte, erst nach elfstündigem, anstrengendem Marsche. Sie fand die Schlucht vom Feinde geräumt, seine noch ganz frischen Spuren führten am Fischfluß abwärts. Von der Abteilung Pichler fehlte jede Nachricht; alle Versuche, mit ihr in Verbindung zu treten, waren vergeblich. Allen Berechnungen zufolge hätte sie längst schon eingetroffen sein müssen. Die Ungewißheit über ihren Verbleib bedrückte den deutschen Führer schwer. War sie noch im Auchabtale oder dem fliehenden Feinde bereits auf den Fersen? Keine Spur, kein Gefechtslärm gab Antwort auf diese Fragen. Sich aufs Geratewohl von dem verabredeten Vereinigungspunkt zu entfernen, hielt Major Gräser für um so bedenklicher, als der etwa eingeschlagene Weg ebensogut von der gesuchten Abteilung ab wie zu ihr hinführen und deren unter Umständen dringend notwendige Unterstützung vereiteln konnte.

So verging Stunde auf Stunde peinvoller Ungewißheit und ungeduldigen Wartens! Endlich um 8^{00} abends ging eine Meldung des Oberleutnants v. Rosenthal ein, die über die Ereignisse des Tages Klarheit brachte.

Hauptmann Pichler hatte bereits am 26. Juni den Vormarsch im Auchabtale angetreten. Als er sich gegen Abend Kochas näherte, meldete ihm der Leutnant Gefecht bei Keidorus. 27. Juni.

v. Bönninghausen, der mit seiner Patrouille die Verbindung mit der Abteilung Haeseler aufzunehmen versucht hatte, daß die feindliche Werft bereits von Kochas abgezogen sei und nunmehr 2 km südlich Keidorus stehe. Hauptmann Pichler beschloß, den Feind noch in der Nacht anzugreifen; er brach am 27. um 3^{30} morgens auf und erreichte um 6^{00} vormittags bei Keidorus den Fischfluß. Während die erste Etappen=

Skizze des Gefechts bei Keidorus am 27. Juni 1905.



kompagnie ausgeschwärmt im Revier vorrückte, marschierte die 9. Kompagnie an den Hängen des östlichen Höhenzuges entlang. Nachdem man in dieser Gliederung etwa eine halbe Stunde marschiert war und eben eine der erwähnten durch Biegungen des Flußlaufes gebildeten Talerweiterungen durchschritt, sah man plötzlich nahe vor sich die Lagerfeuer der Hottentotten rauchen. Die Hoffnung, den Feind wieder wie bei Gaos überrumpeln zu können, ließ alle Herzen höher schlagen. Aber auch Cornelius

hatte jene Lehre nicht vergessen, er war auf der Hut und zum Empfange der Deutschen wohl vorbereitet.

Hauptmann Pichler fällt.

„Plötzlich," so schreibt einer der am Gefecht beteiligten Offiziere, „ertönten vom linken Höhenrand scharfe Kommandos in Hottentottensprache und wir wurden mit einem Hagel von Geschossen aus überhöhenden, völlig unsichtbaren Stellungen überschüttet. Die 9. Kompagnie hatte gute Deckung unter den Klippen, während die 1. Etappenkompagnie im kahlen Flußtal derart zugedeckt wurde, daß an eine Erwiderung des Feuers zunächst nicht zu denken war. Während der linke Flügel der Kompagnie sich nach links an die Klippen zog, gelang es der Mitte und dem rechten Flügel nur mühsam, den Schutz der Büsche am Flußufer zu gewinnen. Gleich bei den ersten Schüssen wurde Hauptmann Pichler, der sich zwischen beiden Kompagnien befand, ins Bein getroffen. Er rief nach dem Arzt. Als Assistenzarzt Dr. Horn hinzukam, erhielt Hauptmann Pichler den zweiten Schuß in den Kopf. Er lebte aber noch und ermahnte einen von vier Schüssen getroffenen, laut jammernden Reiter, sich als Soldat zu benehmen." Kurz darauf verschied er. Der zu seiner Hilfe herbeigeeilte Assistenzarzt Dr. Horn erhielt unmittelbar darauf einen Kopfschuß, der ihn sofort tötete.

Der Kampf wird abgebrochen. 27. Juni mittags.

Trotz des Verlustes ihres Führers blieb indessen die Abteilung im Vorgehen, mehrere Stellungen wurden mit dem Bajonett genommen, aber die Verluste mehrten sich, der Führer der 9. Kompagnie, Oberleutnant v. Rosenthal, wurde gleichfalls verwundet und mußte das Kommando an Oberleutnant Dannert abgeben. Dieser sah sich vor eine schwierige Lage gestellt: daß die schwache Abteilung allein einen durchschlagenden Erfolg nicht erringen konnte, war mit Bestimmtheit vorauszusehen; die Überlegenheit des Feindes war zu groß und das Gelände wurde für den Angreifer, je weiter er vordrang, um so ungünstiger. Immer mehr dehnten die Hottentotten ihre Flügel aus und über kurz oder lang mußte die deutsche Abteilung völlig eingekreist sein. Die einzige Möglichkeit, den Kampf siegreich zu beenden, beruhte auf dem Eingreifen der Abteilung des Majors Gräser. Allein schon war es Mittag geworden, ohne daß irgend ein Anzeichen von dem Herannahen der so dringend nötigen Unterstützung sich bemerkbar gemacht hätte, Oberleutnant Dannert mußte die Hoffnung auf ihr rechtzeitiges Eingreifen aufgeben. Jetzt konnte die Abteilung noch in guter Haltung das Gefecht abbrechen. Ein längeres Ausharren in der augenblicklichen Stellung konnte sie bei der Überlegenheit des Gegners in eine sehr gefahrvolle Lage bringen. Unter diesen Umständen entschloß sich Oberleutnant Dannert, kurz nach Mittag den Befehl zum Abbrechen des Kampfes zu geben.

Die Züge Peter (1. Etappenkompagnie) und Bönninghausen (9. Kompagnie) brachten die Verwundeten zurück und nahmen dann eine Aufnahmestellung am westlichen Fischflußufer bei Keidorus. Oberleutnant Dannert selbst hielt unterdessen noch mit dem Rest der 1. Etappenkompagnie das Buschwerk am Revier, Leutnant v. Gersdorff mit der Nachspitze die Höhen am östlichen Ufer besetzt. Dann zogen auch sie sich zurück,

nahmen aber nochmals hart südlich Keidorus Stellung, um den letzten Verwundetentransport zu decken. Hierbei kam Leutnant v. Gersdorff der feindlichen Überlegenheit gegenüber in eine sehr bedrängte Lage. Doch machten Teile der 9. Kompagnie und der 1. Etappenkompagnie, die die Bedrängnis ihrer Kameraden bemerkten, nochmals einen Vorstoß und ermöglichten dadurch dem Leutnant v. Gersdorff den Abzug. Gegen 4^{30} nachmittags waren die Truppen in der Stellung des Leutnants v. Bönninghausen etwa 1 km westlich des Fischflusses vereinigt. Es war Oberleutnant Dannert gelungen, alle Verwundeten sowie die Gewehre und Patronen der Gefallenen mitzunehmen. Vier Mann unter dem Oberveterinär Galke, die beim Rückzuge abgeschnitten

Abbildung 17.

Lager der Abteilung Gräser im Fischflusstal.

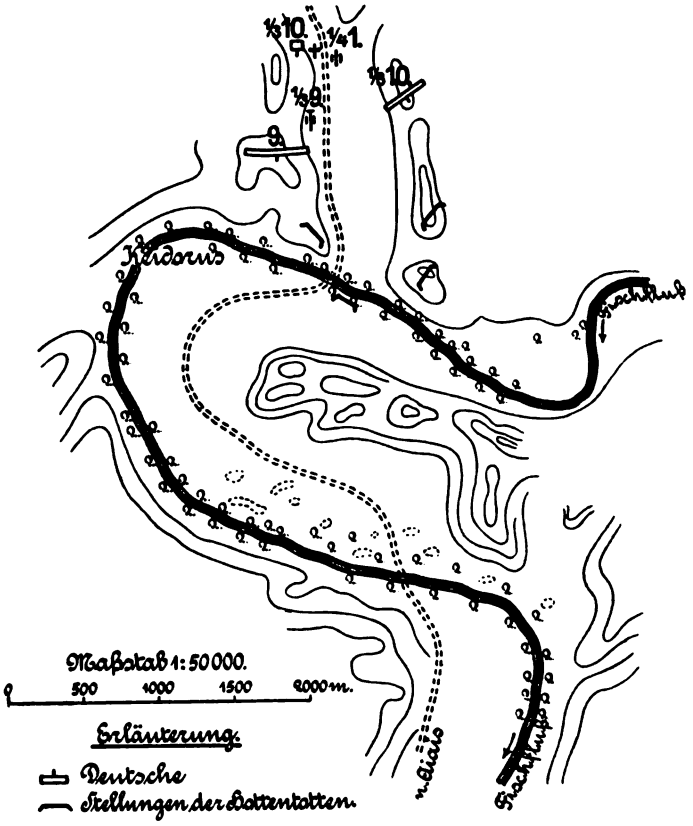
worden waren, hielten sich den ganzen Rest des Tages über auf einer Kuppe und schlugen sich in der Nacht zu der Abteilung durch.

Major Gräser erneuert den Angriff.

Major Gräser war nach Empfang der Meldung des Oberleutnants v. Rosenthal noch in der Nacht zur Vereinigung mit der Abteilung Dannert aufgebrochen. Er erreichte ihr Lager westlich Keidorus am Vormittage des 28. Juni und beschloß, noch am selben Tage nach kurzer Rast den Angriff auf Cornelius mit allen Truppen zu erneuern, ein Beweis für die gute Haltung und ungebrochene Angriffslust auch der tags zuvor in schwerem Kampfe gewesenen Abteilung des Oberleutnants Dannert. Um 3^{00} nachmittags wurde der Marsch nach dem Fischflußtale angetreten. Der Weg führte durch eine 100 m breite, von hohen Felswänden eingefaßte Schlucht.

Nahe dem Fluß war diesem Engpaß noch ein steiler, 150 m hoher Bergrücken vorgelagert. Als die Spitze sich diesem gefährlichen Punkt auf etwa 100 m genähert hatte, krachten von vorne, von rechts und links Schüsse. Major Gräser zog sofort die 9. Kompagnie, die die Avantgarde gebildet hatte, nach rechts aus der Schlucht auf den Rand und entwickelte sie dort. Die Artillerie fuhr auf, wo sie sich gerade befand, von der nur zwei Züge starken 10. Kompagnie*) wurde ein Zug nach links

Skizze des Gefechts bei Keidorus am 28. Juni 1905.



auf die Höhe hinaufgeschoben. Durch das Artilleriefeuer wirksam unterstützt, konnte die Infanterie schon um 4^{30} nachmittags die feindlichen Schanzen mit stürmender Hand nehmen. Der Feind ging über das Flußbett und dann auf dem östlichen Ufer auf Aiais zurück, bis zum Eintritt der Dunkelheit verfolgt von Teilen der 9. Kompagnie unter Leutnant v. Gersdorff, während Major Gräser mit der übrigen

*) Die Reste der 1. Etappenkompagnie ohne Abteilung Medding waren mit dieser Kompagnie vereinigt worden.

Abteilung im Fischflußtale selbst folgte. Er vereinigte sich halbwegs Aias gegen 8^{00} abends mit der Abteilung Haeseler.

Leutnant v. Haeseler bei Aias. 26./28. Juni.

Leutnant v. Haeseler war am 26. Juni in Aias angelangt und am 27. am Fischfluß aufwärts vorgegangen, um die Verbindung mit der Abteilung Pichler aufzunehmen. Er stieß nach anderthalbstündigem Marsch auf eine Hottentottenabteilung, die anscheinend im Marsch nach Süden begriffen war, und nahm sie unter Feuer. Bald darauf wurde er vom Fischfluß aus und von den Seitenhängen heftig beschossen, hielt sich jedoch in seiner Stellung, die den Fluß völlig absperrte, bis zum Eintritt der Dunkelheit und ging dann nach Aias zurück. Am 28. morgens wurde er hier angegriffen, wobei ein Reiter schwer verwundet wurde. Nach halbstündigem Feuergefecht gingen die Hottentotten indes zurück. Als Leutnant v. Haeseler nachmittags den Kanonendonner des Gefechts bei Keidorus hörte, ging er erneut vor, konnte aber nur eine im Revier liegende Werft beschießen. Bald darauf stieß die Hauptabteilung zu ihm.

Die deutschen Verluste betrugen am 27. und 28. Juni insgesamt zwei Offiziere und drei Mann tot, ein Offizier und zehn Mann verwundet.*)

Cornelius umgeht die Deutschen im Westen.

Durch die Anwesenheit der Abteilung Haeseler im Fischflußtale war den Corneliusleuten der Rückweg verlegt worden und sie in eine sehr schwierige Lage gebracht. „Ich war sehr im Druck," berichtet Cornelius, „meine Vorhut und Nachhut waren schon mit dem Feinde im Kampfe; ich wich nun aus dem Fischfluß nach Westen aus, in einen Seitenfluß hinein und in einem großen Bogen kamen wir wieder in den Fischfluß." Bei dieser Flucht verloren die Hottentotten nach dem eigenen Eingeständnis des Cornelius sehr viel Vieh; fast die ganze Beute von Kanibes**) wurde ihnen wieder abgejagt.

Major Gräser mußte am 29. Juni wegen völliger Erschöpfung der Truppen Halt machen und benutzte diesen Tag, um durch Patrouillen die Fühlung mit dem Feinde, die durch dessen Ausbiegen nach Westen verloren gegangen war, wieder aufzunehmen. Es gelang dem Leutnant v. Gersdorff festzustellen, daß der Feind westlich ausgebogen war, sich dann in einem Seitenrevier des Fischflusses gesammelt und wieder nach dem Hauptflußbett gewandt hatte.

Major Gräser dringt weiter am Fischfluß abwärts vor. Gefecht an der Gersdorffhöhe 3. Juli.

Am 30. Juni nahm Major Gräser die Verfolgung Fischfluß abwärts wieder auf und erreichte an diesem Tage Aias. Als die Abteilung am folgenden Tage den Marsch fortsetzte, erhielt die Spitze wenige 100 m südlich vom Lager Feuer. Die Hottentotten hatten wieder die sämtlichen das Flußtal beherrschenden Felsen besetzt. Die Abteilung entwickelte sich schnell, doch bereits nach kurzem Gefecht, in dem auf deutscher Seite zwei Reiter fielen, gelang es, den feindlichen Widerstand zu brechen; die Jagd ging am Fischfluß abwärts von neuem los.

---

*) Anlage 2. **) Seite 346.

Am 2. Juli wurde durch einen eingeborenen Soldaten, den Cornelius wieder hatte laufen lassen, in Erfahrung gebracht, daß die Cornelius- und Morris-leute und die Warmbader Bondelzwarts im Flußtal unweit der Konkipmündung in verschanzter Stellung vereinigt ständen. Tatsächlich wurden beim Vormarsch am 3. Juli an der bezeichneten Stelle, einer etwa 700 m langen und 400 m breiten Erweiterung des Flußbettes, auf den umgebenden Höhen kleine, selbst mit dem Glase kaum erkennbare Steinschanzen entdeckt. Die Abteilung Gräser war jedoch vorsichtig von Abschnitt zu Abschnitt vorgegangen, so daß der wohl auch hier

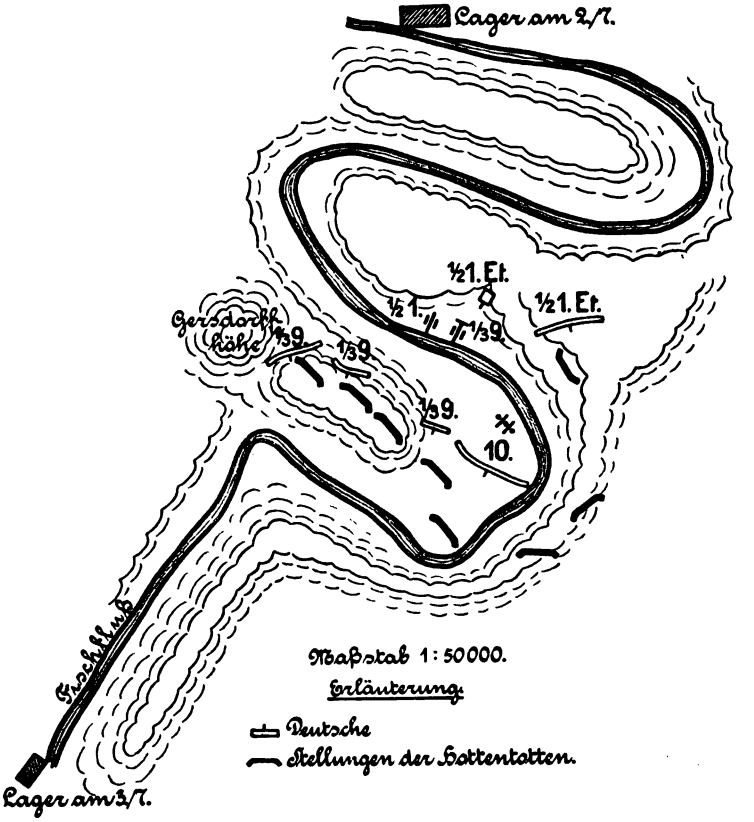
Abbildung 18.

Das Fischflusstal bei Aiais.

geplante Feuerüberfall mißlang. Erst als die 10. Kompagnie im Revier vorgesandt wurde, brach das Feuer von vorn und von beiden Seiten los. Major Gräser war hierauf gefaßt und entwickelte seine übrigen Truppen zu beiden Seiten des Reviers, wo es ihnen im weiteren Verlauf des Angriffs gelang, den Feind, der unter dem Eindruck des Artilleriefeuers schlecht schoß, zu umfassen. Nach zweistündigem Kampfe nahm die 9. Kompagnie die Höhen am rechten Ufer, worauf die Hottentotten auch den übrigen Teil der Stellung ohne weiteren Widerstand räumten, verfolgt von dem Feuer der Artillerie und von der nachdrängenden Infanterie. Einen besonderen Anteil an diesem Erfolge der Deutschen hatte das entschlossene Vorgehen des Leutnants v. Gersdorff, der mit einem Zuge der 9. Kompagnie eine fast unersteigbare

Höhe an der westlichen Talwand erklomm und damit das Gefecht entschied. „Die deutsche Truppe hatte mich schon so umstellt," berichtet Cornelius über dieses Gefecht, „daß ich gar nicht mehr wußte, wie ich mich retten sollte. Die Truppe hat sich aber wohl von den Kanonen nicht trennen wollen, daher kam sie nur langsam vorwärts, und ich konnte mich retten. Der Weg ist dort furchtbar steil und es ist ein wahres Wunder, daß die Deutschen die Kanonen überhaupt so weit mitbekommen haben."

Skizze des Gefechts bei der Gersdorff-Höhe am 3. Juli 1905.



Dieses Lob, das der Feind hier der deutschen Artillerie zollt, gebührt vor allem ihrem energischen Führer, Leutnant Bender. Dieser hatte sein dem Major Gräser gegebenes Versprechen, „der Abteilung mit den Geschützen überallhin zu folgen", glänzend wahr gemacht. Zugleich war diese Leistung der Artillerie ein hervorragender Beweis für die Güte des Materials.

Am 3. Juli entstand bei der Verfolgung ein unliebsamer Aufenthalt, indem durch ein unwegsames Dickicht, das die Talsohle bedeckte, für die Geschütze ein Weg gebahnt werden mußte. Da es nicht angängig war, die Geschütze allein zurückzulassen, und es

leicht verhängnisvoll werden konnte, wenn ein Teil der Truppe allein dem Feinde in der Felsschlucht nachdrängte, erlitt die ganze Abteilung einen Aufenthalt von etwa einer Stunde. Die Vermutung des Cornelius war mithin ganz zutreffend.

Am Abend mußten die verfolgenden deutschen Reiter nochmals mit aufgepflanztem Seitengewehr einen vom Feinde besetzten Felsen stürmen. Erst um 7^{30} abends wurde die äußerst beschwerliche Verfolgung, die Roß und Reiter völlig erschöpft hatte, abgebrochen. Auf deutscher Seite war nur ein Unteroffizier*) leicht verwundet worden, während man vom Gegner an einer einzigen Stelle sechs Leichen fand. Um die

Abbildung 19.

Das Fischflussbett.

Verluste des Feindes genauer festzustellen, hätte man seine geräumten Stellungen erklettern und absuchen müssen. Dies verboten aber die Kräfte der erschöpften Leute.

Trotz der immerfort wachsenden Schwierigkeiten setzte Major Gräser die Verfolgung bis zum 6. Juli ohne Unterbrechung, erst im Fischflußtale, dann den Spuren des Feindes folgend, durch die Haeselerschlucht fort. Am 6. Juli erreichten Leutnant v. Hiller im Fischflußtal, Leutnant Degenkolb durch die Haeselerschlucht den Oranje, sie konnten aber nur feststellen, daß Cornelius den Grenzfluß schon vor ihnen erreicht hatte und wahrscheinlich nach Osten weitergezogen war. Er war mit seinen Orlogleuten vom Fischfluß auf Außenkehr abgebogen.

Die Deutschen bringen bis zum Oranje vor. 6. Juli.

Da eine Verfolgung der Hottentotten am Oranje entlang, wo sie jederzeit ohne weiteres auf englisches Gebiet übertreten konnten, keine Aussicht auf Erfolg bot, und

*) Anlage 2.

zudem die Verpflegung von dem 100 km entfernten Magazin Kanibes bei den schwierigen Wegen nicht länger sichergestellt werden konnte, entschloß sich Major Gräser, die Operationen abzubrechen und seine Truppen nach Aiais zurückzuführen. Er behielt die Fischflußmündung durch 20 Mann und ein Maschinengewehr unter Leutnant v. Hiller, die Haeselerschlucht und die Konkipmündung mit schwächeren Abteilungen besetzt und traf mit den übrigen Truppen am 12. Juli in Aiais ein, wo er sich mit der zur Verstärkung der Fischflußtruppen bestimmten Ersatzkom-

Abbildung 20.

Auf einsamer Patrouille am Oranje.

pagnie 3a vereinigte. Die 10. Kompagnie wurde nach Kanibes zum Schutz des dortigen Magazins verlegt.

Die Ergebnisse der Fischfluß-operation.

Damit hatten die Fischflußoperationen ihr Ende erreicht. Sie zeigen die Zähigkeit und Tatkraft der deutschen Führung, die von einer opferwilligen Truppe auf das hingebendste unterstützt wurde, in glänzendem Lichte. Die außerordentlich schwierigen Märsche über Felsen und Steingeröll, bei denen der viel gewundene, mit Wasser gefüllte Fluß immer wieder gekreuzt werden mußte, hatten fast ganz zu Fuß ausgeführt werden müssen und ungewöhnliche Anforderungen an die Mannschaften gestellt. Da die deutsche Abteilung mithin nicht schneller als der Feind marschieren konnte, war von einem Überholen und Verlegen des Rückweges, worauf jede wirksame Verfolgung beruht, nicht die Rede. Nur wenn der Feind es für gut fand, Wider-

stand zu leisten, kam es überhaupt zum Kampfe. An diesem Übelstand krankte, nach Ansicht des Majors Gräser, die ganze Fischflußunternehmung. Die in diesen Tagen zurückgelegten Entfernungen geben, in Zahlen ausgedrückt, nicht annähernd ein richtiges Bild von den Leistungen der Truppe, wenn man nicht gleichzeitig sich die großen Schwierigkeiten vergegenwärtigt, die die Natur des Landes bietet. Im Fischflußtal bedeutete eine Meile oft schon eine schwere Tagesleistung.

Wenn auch den braven Reitern der letzte entscheidende Erfolg gegen den vielgewandten Feind nicht beschieden war, so haben die Hottentotten doch nach dem Geständnis des Cornelius durch die rücksichtslos durchgeführte, ununterbrochene Verfolgung außerordentlich gelitten. Ihre Widerstandskraft war durch die Vernichtung ihres bei dem schnellen Rückzuge zu Grunde gerichteten Viehbesitzes, durch die Gefechtsverluste, durch Mangel und Anstrengung so geschwächt, daß das Ergebnis der Verfolgung immerhin als der Anfang vom Ende der Sache des Cornelius angesehen werden konnte.

Major Gräser, der jetzt die 9. Kompagnie und die 1/2 1. Batterie nach Keetmannshoop abgeben mußte, schob Mitte Juli die Kompagnie 3a an den Kameldornfluß vor, um dieses Revier für den Feind zu sperren und für einen neueinzuleitenden Vorstoß an den Oranje Wasser zu erschließen. Seine Abteilungen wiesen Versuche vereinzelter Hottentotten, wieder in das Fischflußtal einzudringen, erfolgreich ab. Am 17. Juli fiel jedoch eine Karre der Maschinengewehr-Abteilung zwischen Kanibeam und Gaibes einer solchen herumschweifenden Hottentottenbande in die Hände, wobei vier Reiter den Tod fanden.*) Den tatkräftigen Führer, Major Gräser, hatten die übermäßigen körperlichen und seelischen Anstrengungen, die in diesen Tagen höchster Anspannung für den Truppenführer, auf dessen Schultern die ganze Last der Verantwortung geruht hatte, doppelt groß waren, auf das Krankenlager geworfen.

An seiner Stelle übernahm das Kommando der zwischen dem Fischfluß und Warmbad stehenden Truppen am 18. Juli Major Traeger. Major Traeger übernimmt das Kommando. 18. Juli.

Mit welch rücksichtsloser Energie die Abteilung Gräser die Verfolgung des Cornelius durchgeführt hatte, bringt der Bericht des Majors Traeger über den Zustand, in dem er die Abteilung vorfand, sehr bezeichnend zum Ausdruck. „Diese war," so schreibt er, „für größere Unternehmungen damals nicht mehr verwendungsfähig. Eine große Anzahl der Mannschaften war herzkrank und dringend schonungsbedürftig. Es fehlte fast völlig jede Art von Schuhzeug, Röcke und Hosen waren zerrissen, die beiden Geschütze kaum noch kriegsbrauchbar, Pferde und Maultiere völlig heruntergekommen."

Major Traeger hatte ursprünglich die Absicht, nach Eintreffen der für seine Abteilung bestimmten Ergänzungsmannschaften einen Vorstoß in die Oranjeberge zu

*) Anlage 2.

unternehmen. Als jedoch die Nachricht einging, daß die Oranjeberge zwischen der Fischflußmündung und Marinkadrift vom Feinde frei seien, und dieser seine Werften ohne Kriegsleute auf englisches Gebiet abgeschoben habe, gab er diesen Plan auf, um die Spuren des Cornelius aufzusuchen. Dieser hatte sich, wie bereits erwähnt, mit der Mehrzahl seiner Orlogleute in der zweiten Hälfte des Juli weiter nach Osten gewandt und gegen Ende des Monats den Weg Warmbad—Ramansdrift erreicht. Hier gelang ihm am 25. Juli zwischen Ramansdrift und Sandfontein ein Überfall auf eine deutsche Wagenkolonne, wobei der zufällig hinzukommende, auf einem Besichtigungsritt befindliche Generaloberarzt Dr. Sedlmayer fiel.

Auf die Nachricht von dem Erscheinen zahlreicher Hottentotten am Wege Warmbad—Ramansdrift beschloß Major Traeger unverzüglich über Gaibes—Haib—Warmbad zur Sicherung dieser wichtigen Verbindung mit der Kapkolonie abzurücken. Mitte August traf die Abteilung — 10. Kompagnie, Ersatz-Kompagnie 3a, 1. Etappen-Kompagnie, eine Abteilung der Etappe Warmbad unter Oberleutnant v. Stocki, 2/3 2. Maschinengewehr-Abteilung, 1/3 9. Batterie, im ganzen 19 Offiziere, 138 Mann — in der Gegend von Sandfontein ein.

Cornelius zieht nach Norden. Gefecht bei Kawigaus. 19. August.

Cornelius hatte indessen auf die Nachricht von dem Anmarsch der deutschen Abteilung Warmbad im weiten Bogen westlich umgangen und sich nordwärts gewandt. Eine Patrouille unter Oberleutnant Frhr. v. Gaisberg, die am 14. August von Sandfontein aus in westlicher Richtung aufklärte, traf jedoch am 16. westlich Gaobis in unübersichtlichem Klippengelände auf eine etwa 60 Köpfe starke Hottentottenbande, die anscheinend aus zurückgebliebenen Bondels bestand und Zulauf aus der Kapkolonie erhalten hatten. Auf die Meldung hiervon brach Major Traeger am 18. August abends von Sandfontein in südwestlicher Richtung auf, um den Feind anzugreifen. Am 19. stieß er nach anstrengendem Marsche durch das aus Klippen, Felskuppen und tiefen, engen Schluchten bestehende Oranjebergland nahe bei der Wasserstelle Kawigaus auf den Feind. Dieser hatte eine halbkreisförmige Felsenstellung in losen, unzusammenhängenden Gruppen besetzt. Es entspann sich ein heftiges bis in die Dunkelheit währendes Feuergefecht, in dem die Kompagnie 3a und die Abteilung Stocki einige Vorteile über den Feind errangen. Dieser räumte in der Nacht seine Stellung und verschwand in südlicher Richtung. Am folgenden Tage ging Major Traeger wegen der Unmöglichkeit in der Nähe seines Lagers Wasser zu finden, nach Gaobis zurück, da die Truppen bereits seit anderthalb Tagen ohne frisches Wasser waren. Die Abteilung hatte im Kampfe einen Toten und sieben Verwundete verloren.*)

Inzwischen hatte Oberstleutnant van Semmern, der neu ernannte Kommandeur des 2. Feld-Regiments, Mitte August den Oberbefehl im ganzen Südbezirke übernommen. Er befahl nunmehr dem Major Traeger, sich auf die Deckung der Etappenstraße Ramansdrift—Warmbad zu beschränken.

*) Anlage 2.

Inzwischen war es Cornelius, dessen Beweglichkeit durch die Entsendung seiner Werften in die Kapkolonie erheblich zugenommen hatte, nach mehreren glücklichen Überfällen auf deutsche Posten und Transporte, mit seinen Orlogleuten gelungen, westlich an Kalkfontein vorbei in die Großen Karrasberge zu entkommen, wo er sich Anfang September mit Morenga vereinigte. Nach wenigen Wochen sollte er sich jedoch von diesem wieder trennen, um seiner alten Heimat, dem Bethanierlande, von neuem zuzustreben.

7. Die Kämpfe gegen Morenga bis zum September 1905.

Wohin Morenga mit seinen Banden nach der Niederlage in den Karrasbergen Mitte März entkommen war, darüber herrschte bei den Deutschen zunächst völlige Ungewißheit. Anfänglich glaubte man, daß sie, zersprengt wie sie durch den Ausgang des Kampfes bei Narudas waren, nach allen Richtungen sich zerstreut hätten. Allein schon die Überfälle auf die Kolonne Kamptz am 18. und 21. März hatten diese Annahme als irrig erwiesen. Wie sich später durch Gefangenenaussagen herausstellte, hatte der Tag von Narudas, diese erste unbestreitbare Niederlage des Morenga, dessen Ansehen empfindlich geschadet. Es herrschte Uneinigkeit unter den Führern; Morenga schob dem Morris die Schuld an der Niederlage zu, weil dieser die Stellung bei Garup seiner Ansicht nach viel zu früh aufgegeben hätte.*) Die Folge dieser Streitigkeiten war, daß der ältere Morris — der jüngere war, wie erst nachträglich bekannt wurde, im Gefecht bei Aob gefallen — mit seinen Leuten sich von Morenga wieder trennte und nach den Oranjebergen zog. Morengas Stellung, die für den Herero unter Hottentotten immer schwierig gewesen war, hatte durch alle diese Vorgänge einen schweren Stoß erlitten, zumal er durch die Verwundung, die er bei Garis davongetragen hatte, zunächst zur Untätigkeit verurteilt war.

Morenga nach der Niederlage bei Narudas. März/April 1905.

Die von Kapstadt kommenden Meldungen von einer Flucht Morengas auf englisches Gebiet erwiesen sich als falsch. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er sich mit den bei ihm verbliebenen Anhängern in das schluchtenreiche, zahlreiche schwer auffindbare Verstecke bietende Gelände der nordöstlichen Ausläufer der Karrasberge**) geflüchtet. Auf jeden Fall hatten die deutschen Abteilungen zu dieser Zeit jede zuverlässige Spur seines Verbleibes verloren, so daß sich ihnen kein greifbares Angriffsziel bot. Lange sollte die Ungewißheit jedoch nicht währen.

Schon in den ersten Tagen des April traf in Keetmannshoop durch Leutnant v. Westernhagen die Meldung ein, daß drei Stunden nördlich Narudas eine Bande von 150 bis 200 Hottentotten den südlichen Rand der Kraikluft besetzt halte. Der mit dem Befehl im Süden betraute Major v. Kamptz brach infolgedessen am 7. April mit der halben 2. Batterie von Keetmannshoop nach Wasserfall auf, um mit den rings um die Großen Karrasberge verteilten Abteilungen***) nochmals konzentrisch

*) Erstes Heft Seite 177. **) Skizze 16. ***) Erstes Heft Seite 185.

gegen die Hottentotten vorzugehen und die Südostecke des Schutzgebietes von allen Banden zu säubern.

Morenga überfällt die Pferdewache der Ersatzkompagnie 3a. 7. April.

Ehe er jedoch diese Absicht verwirklichen konnte, waren die Hottentotten selbst zum Angriff übergegangen und hatten am 7. die Pferdewache der bei Narudas stehenden Ersatzkompagnie 3a mit etwa 200 Mann überfallen. Hauptmann d'Arrest, der auf den Gefechtslärm hin mit der Hälfte seiner Kompagnie (58 Gewehre), einem Geschütz und zwei Maschinengewehren herbeigeeilt war, hatte den Feind, der die besetzten Höhen mit äußerster Zähigkeit hielt und wiederholt zum Gegenstoß vorging, nach fast

Abbildung 21.

Blick auf Narudas.

siebenstündigem, schwerem Kampfe zwar geschlagen, die Hottentotten waren aber schließlich unter Mitnahme der Pferde nach Nordosten verschwunden. Sie hatten sechs Tote auf dem Gefechtsfelde gelassen, aber auch die Kompagnie, die ihren Angriff gegen den überlegenen Gegner immer wieder erneuert hatte, verlor sieben Tote und vier Verwundete.*)

Verhandlungen mit Morenga.

Da Major v. Kamptz, der sich inzwischen nach Narudas begeben hatte, in der augenblicklichen Verteilung der Truppen auf weitem Raum zwischen den Karrasbergen und der englischen Grenze keine Gewähr erblickte, jedem Angriff des Feindes mit überlegenen Kräften begegnen zu können, ordnete er die Vereinigung aller Abteilungen in der

*) Anlage 2.

Nähe von Narudas an, so daß die Osthänge des Gebirges nach Dawignab—Bisseport—Hasuur zu, insbesondere die Gebirgsausgänge, von allen Truppen entblößt wurden; nur die unter Hauptmann v. Koppy in Kalkfontein und Warmbad stehenden Abteilungen wurden dort belassen. Durch die notwendig werdenden Truppenverschiebungen trat für die nächste Zeit ein Stillstand in den Operationen ein, der dazu benutzt wurde, mit Morenga Verhandlungen zum Zweck seiner Unterwerfung anzuknüpfen.

Bereits Anfang April hatte dieser durch den Pater Malinowski von der katholischen Missionsstation Heirachabis, der sich für kurze Zeit im Lager der Hottentotten aufhielt, seinen Wunsch kundgegeben, mit den Deutschen in Verhandlungen zu treten. Mit deren Leitung beauftragte Major v. Kamptz den Hauptmann v. Koppy, der durch seine genaue Kenntnis von Land und Leuten und durch seine Erfahrung hierfür besonders geeignet war.

Hauptmann v. Koppy glaubte einerseits als grundlegende Bedingung aller Unterhandlungen die Abgabe sämtlicher Waffen, der Munition und des geraubten Viehes seitens der Hottentotten aufstellen zu müssen, anderseits sollte den Aufständischen das Leben zugesichert werden, sowie das rechtmäßig in ihrem Besitz befindliche Vieh. In diesem Sinne telegraphierte er noch von Warmbad aus an den das Hauptquartier vertretenden Major Gräser in Keetmannshoop; dann begab er sich nach Narudas zu Major v. Kamptz. Dieser hatte inzwischen, unabhängig von Hauptmann v. Koppy über die Unterwerfungsbedingungen in demselben Sinne wie Hauptmann v. Koppy an Major Gräser heliographiert. Als Antwort erging seitens des Generals v. Trotha, dessen Entscheidung Major Gräser eingeholt hatte, die heliographische Weisung ein, die bedingungslose Unterwerfung des Morenga unter alleiniger Zusicherung des Lebens zu verlangen.

Unmittelbar darauf traf der Pater Malinowski aus dem Lager des Morenga bei Major v. Kamptz ein. Er sei, so berichtete er, von Morenga, der übrigens noch ernstlich an seiner Verwundung am Unterleib litte, freundlich aufgenommen worden und sei der Überzeugung, daß die Unterwerfung der Bondelzwarts unter der Bedingung der Belassung ihres eigenen noch vorhandenen Viehes erfolgen werde. Den Hottentotten ginge es offenbar sehr schlecht, sie seien ziemlich abgerissen, hätten allerdings noch hinreichend Vieh, aber fast gar keine anderen Lebensmittel, wie Reis, Mehl, Kaffee usw. Das Vieh gäbe infolge der langen, raschen Märsche kaum noch Milch und sei teilweise wundgelaufen.

Wenn auch Hauptmann v. Koppy wegen der vom Hauptquartier verlangten Abgabe sämtlichen Viehes seitens der Aufständischen keine große Hoffnung für ein günstiges Ergebnis der Unterhandlungen hegte, so begab er sich auf Veranlassung des Majors v. Kamptz doch in das Lager Morengas.

Hauptmann v. Koppy bei Morenga.

„Ich begab mich", so schilderte er selbst seine Erlebnisse, „am Morgen des 24. April 1905, begleitet von Pater Malinowski, Unteroffizier Schütze und meinem eingeborenen Diener Omar, ins Lager der Hottentotten, nachdem ein eingeborener

Junge des Paters Malinowski Morenga von unserem Kommen benachrichtigt hatte. Meine Absicht, bewaffnet zu Morenga zu gehen, hatte ich auf Bitten Omars aufgegeben, wie es scheint, zu unserem Glück, denn die Hottentotten haben Omar im Lager gesagt, daß sie uns erschossen hätten, wenn wir bewaffnet gekommen wären. Schon in erheblicher Entfernung vom Hottentottenlager wurden wir auf unserem Ritte zu Morenga von Hottentottenpatrouillen begleitet. Im Lager Morengas angekommen, fand ich die Angaben Malinowskis über die Lage unseres Gegners vollauf bestätigt; im übrigen stellte ich fest, daß die Hottentotten durchweg mit modernen Hinterladern bewaffnet waren und anscheinend über reichliche Munition verfügten. Wir hatten unsere Pferde außerhalb des Lagers stehen lassen und waren auf einem ziemlich beschwerlichen Fußsteig immer an besetzten Schanzen vorbei ins Lager gekommen. Hier kam mir Morenga, dem infolge seiner Wunde das Gehen schwer wurde, entgegen geritten, während die Hottentotten bewaffnet uns ziemlich aufdringlich umstanden und teilweise um Tabak bettelten. Ich setzte mich hin, ohne die Hottentotten weiter zu beachten, und blieb auch absichtlich sitzen, als Morenga, der die Aufdringlichen sofort zurückjagte, auf mich zukam. Erst als er mich begrüßt hatte und ich merkte, daß ihm das Stehen sichtlich schwer wurde, erlaubte ich ihm, sich ebenfalls zu setzen und gab ihm nun den Grund meines Kommens und die mir vom Hauptquartier vorgeschriebenen Bedingungen für seine Unterwerfung bekannt. Nachdem Morenga mich angehört hatte, erklärte er, er habe mich verstanden, müsse aber, ehe er eine derartige wichtige Entscheidung treffe, zuerst mit seinen Großleuten und dem Kapitän Hans Hendrick, dem Feldschuhträger, beraten, der sich seit der ihm durch Major v. Lengerke beigebrachten schweren Niederlage bei Morenga aufhielt. Er werde binnen 24 Stunden meinen ihm von Warmbad zugeschickten Boten in das Lager des Majors v. Kamptz mit der Nachricht über das Ergebnis der Beratung senden.

Ich erklärte Morenga, daß er einsehen müsse, daß die Hottentotten auf die Dauer doch unterliegen müßten und daß längerer Widerstand ihre Lage nur verschlimmern könne, worauf Morenga entgegnete, daß es ihm vollkommen klar sei, daß die Hottentotten schließlich bei dem Kampfe zu Grunde gehen müßten, daß die Entscheidung über die Fortsetzung des Kampfes aber nicht allein bei ihm liege, da er nicht Kapitän der Bondels sei. Ich hatte den Eindruck, daß Morenga nicht mehr im Vollbesitz seines Ansehens und der Macht über seine Leute war. Nicht nur der Umstand, daß sein Kriegsruhm durch die Ereignisse im März verblaßt und der Glaube der Hottentotten, daß ihnen unter diesem Führer alle Unternehmungen glücken müßten, erschüttert war, sondern auch der körperlich leidende Zustand des Morenga hatte seiner Stellung unter den Hottentotten geschadet. Es ist ja überhaupt ein einzig dastehender Fall und beweist mehr als alle Erfolge die geistige Überlegenheit Morengas über alle anderen eingeborenen Führer in diesem Kolonialkriege, daß die Hotten-

totten bei ihrem grenzenlosen Dünkel gegenüber allen anderen Eingeborenen sich willig der Führung dieses Damarabastards unterwarfen. Diese Macht, die sonst nur bei dem angestammten Kapitän denkbar ist, mußte erschüttert werden in dem Augenblick, wo die Gefolgschaft den unbedingten Glauben an den Glücksstern des Führers verlor und wo die Siegeszuversicht ins Wanken geriet.

Ich hatte den Eindruck, daß im Lager Morengas Hendrick April, der Führer des von alters her in den Karrasbergen angesessenen Teiles des Bondelstammes, einen bedenklichen Einfluß gewonnen hatte. Da aber die Verluste an Vieh bei Narudas im wesentlichen Morenga und seine Leute betroffen hatten, wogegen die Familie der Aprils noch über beträchtliche Bestände verfügte, so waren naturgemäß in Hendrick April und seinem Anhange die Hauptgegner der bedingungslosen Unterwerfung zu suchen.

Nach Beendigung der Verhandlungen begab ich mich in das Lager des Majors v. Kamptz zurück. Ich will es gestehen, daß es mir nicht ganz leicht wurde, vollkommen unbefangen durch die bewaffneten Hottentotten, an deren Unterwerfung ich nicht glauben konnte, hindurchzugehen und, ohne mich umzusehen, im Schritt fortzureiten. So wenig ich an einen Treubruch Morengas glaubte, so sehr lag doch die Gefahr nahe, daß gerade einer der Gegner der Unterwerfung auf den Gedanken kommen konnte, durch ein zufällig abgefeuertes Gewehr die Fortsetzung der Verhandlungen unmöglich zu machen. Im Lager des Majors v. Kamptz traf am folgenden Tage mein Warmbader Bote ein und brachte die Nachricht, daß die Hottentotten nach mehrstündiger erregter Beratung ihr Lager abgebrochen hätten und abgezogen seien, wohin, wisse er nicht anzugeben. Die Verhandlungen waren somit als gescheitert anzusehen und Major v. Kamptz beschloß nunmehr unverzüglich anzugreifen."

Die Verhandlungen werden von den Bondels abgebrochen.

Er erteilte dem Hauptmann Winterfeldt, dem Chef der 9. Batterie, den Befehl, von Narudas und Nukois aus mit der 11. und 12. Kompagnie 2. Feldregiments, zwei Zügen der 9. Gebirgsbatterie und einem Zuge Maschinengewehre die Verfolgung aufzunehmen, während die Abteilung Kleist (Ersatzkompagnie 3a, 4a, 2. Batterie, 1/3 Maschinengewehr-Abteilung) sich über Garis auf Nururus in Marsch setzen sollte. Bald nach Abgang dieses Befehls traf vom General v. Trotha heliographisch die Ermächtigung ein, unter den von Major v. Kamptz und Hauptmann v. Koppy anfänglich vorgeschlagenen Bedingungen — also der Überlassung des eigenen noch vorhandenen Viehes an die Aufständischen — die Verhandlungen mit Morenga abzuschließen. Doch es war bereits zu spät, der Kampf war wieder aufgenommen.

Major v. Kamptz ergreift die Offensive. Gefecht bei Ganams. 26. April.

Noch in der Nacht zum 26. war eine Patrouille unter den Leutnants von Scheven und v. Detten abgeritten, um den Feind aufzusuchen, über dessen Verbleib widersprechende Nachrichten einliefen. Schon um 10^{00} morgens traf Leutnant von Scheven wieder ein mit der Meldung, daß sich ein Hottentottenlager etwa 15 km östlich der Pavianspforte befinde. Leutnant v. Detten war zur weiteren Aufklärung mit

29 Mann am Feinde verblieben. Ihr pflichttreues Verhalten sollte die Patrouille in eine sehr gefahrvolle Lage bringen. Sie wurde am selben Tage bei Ganams von großer feindlicher Überlegenheit angegriffen und völlig eingekreist. Trotz heftigen Kreuzfeuers, schwerer Verluste und mangelnder Munition hielt die kleine Schar während des ganzen Tages in ihrer schwierigen Lage tapfer aus. Zum Glück konnten sich einige Reiter mitten durch den Feind durchschleichen und den Hauptmann Winterfeldt gegen 3° nachmittags benachrichtigen, worauf dieser sofort zur Unterstützung der bedrängten Kameraden mit der nunmehr versammelten Abteilung herbeieilte. Als er sich

Abbildung 22.

Landschaft aus den Karrasbergen. (Gegend östlich Narudas.)

in der Frühe des 27. dem Gefechtsfeld näherte, ließ der Feind von der eingeschlossenen Patrouille Detten ab. Bei der Verfolgung des abziehenden Feindes gelang es dem Hauptmann Winterfeldt, diesen noch einmal zum Kampfe zu stellen; nach kurzem Widerstand flohen die Hottentotten indessen unter Preisgabe ihres Lagers teils in östlicher, teils in nordwestlicher Richtung auf Kosis (West). Während die Schützen unter Hauptmann v. Erckert ihnen in dem von Schluchten und Wasserläufen durchzogenen und mit Felsblöcken bedeckten Gelände unmittelbar nachdrängten, wollte Hauptmann Winterfeldt, mit den Geschützen und Maschinengewehren vorauseilend, sich dem auf Kosis ausweichenden Feinde vorlegen. Er gelangte nach Gotzagaus, ohne etwas vom Gegner zu finden, Hauptmann v. Erckert dagegen stieß bei der Ver-

folgung auf sehr überlegenen Feind, der offenbar Verstärkungen erhalten hatte. Ohne die Unterstützung durch die Geschütze wollte er sich unter diesen Umständen nicht auf einen neuen wenig aussichtsreichen Kampf einlassen, sondern führte seine Abteilung, von überlegenen feindlichen Scharen des öfteren umkreist, staffelweise zurück und vereinigte sich am Abend bei Gotzagaus wieder mit dem Hauptmann Winterfeldt. Der Kampf hatte die Deutschen an den beiden Tagen sechs Tote und zwölf Verwundete*) gekostet, während die Eingeborenen neun Tote, darunter Hendrik April, auf dem Platze gelassen hatten.

Die Märsche in den unwegsamen Bergen hatten von der Truppe wiederum große Anstrengungen verlangt. Ihre Beweglichkeit litt in dieser Zeit besonders unter dem sehr schadhaft gewordenen Schuhwerk, für das bei der geringen Leistungsfähigkeit des Baiweges Ersatz nicht schnell genug beschafft werden konnte. Die Mannschaften trugen zum Teil eine selbst gefertigte Fußbekleidung.

Trotz dieser Schwierigkeiten nahm Major v. Kamptz, nach Vereinigung der Abteilung Kleist mit der Abteilung Winterfeldt, bereits am 28. die Verfolgung über Narubis nach dem Back-Revier wieder auf. Hierbei zeigte es sich jedoch, daß der Feind sich in alle Richtungen zerstreut hatte. Außer einem gelungenen Überfall auf eine kleine Hottentottenabteilung bei Oas war das Ergebnis der weiteren Verfolgung die Erbeutung zahlreichen Viehs, das der Feind auf der Flucht zurückgelassen hatte.

Hauptmann Winterfeldt wurde nunmehr mit der 11. Kompagnie 2. Feldregiments und 1/3 9. Batterie nach Dawignab entsandt zum Schutze der hier und in Ukamas neuangelegten Magazine, der Rest der Abteilung Kamptz rückte wieder nach Narudas-Süd.

Morenga verschwindet. Erneute Streife durch das Grenzgebiet.

Für die nächste Zeit verschwanden die Hottentotten, deren Führung zu dieser Zeit Morenga persönlich wieder übernommen zu haben scheint, völlig in den Bergschluchten östlich der Großen Karrasberge. Das Hauptquartier wies infolgedessen den Major v. Kamptz an, das ganze Grenzgebiet südlich Hasuur zu säubern, und setzte zu diesem Zwecke auch die 8. Kompagnie 2. Feldregiments von Koes nach Hasuur in Marsch.

Erst Anfang Mai gewann man wieder die Fühlung mit dem Feinde. Auf die Nachricht, daß Morenga seinen ganzen Anhang bei Kouchanas wieder zusammengezogen habe, zog Major v. Kamptz Mitte Mai die 12. Kompagnie 2. Feldregiments, die Ersatzkompagnien 3a und 4a sowie fünf Geschütze und drei Maschinengewehre bei Aob, 18 km nordöstlich Narudas, zusammen, während Hauptmann Siebert alle in der Gegend von Hasuur verfügbaren Truppen bei Kais am Schambockberge sammeln sollte, um gemeinsam mit der Abteilung Kamptz zum Angriff gegen den Feind bei Kouchanas vorzugehen.

*) Anlage 2.

Hauptmann Siebert traf seinem Auftrage gemäß am 16. Mai mit der 11. Kompagnie 2. Feldregiments (Hauptmann Anders), der 3. Ersatzkompagnie (Oberleutnant Beyer), der ½ 8. Batterie (Oberleutnant Schönberg) und einem Zuge der 9. (Gebirgs-) Batterie (Leutnant Rohne) in Kais ein; hier erfuhr er durch Meldungen der Leutnants v. Detten und Eichhoff sowie durch Kundschafternachrichten, daß Morenga bereits nach Osten abgezogen sei und mit 150 bis 250 Mann in Bisseport jenseits der englischen Grenze bei seinem alten Vertrauensmann Spangenberg sitze, wo er bestellte Vorräte in Empfang nehmen wollte. Hauptmann Siebert verblieb am

Abbildung 23.

Wasserstelle in der Gegend von Kais.

16. bei Kais, um am 17. seinem Befehle gemäß auf Kouchanas vorzugehen. Er wartete den ganzen 16. über vergeblich auf Nachrichten von der Abteilung Kamptz. Diese war bereits am 14. Mai von Aob auf Kouchanas vormarschiert und hatte weder hier noch bei ihrem weiteren Vorgehen bis zum Schambockberge irgend etwas vom Feinde angetroffen.

Durch Gefangenenaussagen und durch das Ausbleiben jeder Nachricht von der Abteilung Kamptz gewann Hauptmann Siebert die Überzeugung, daß bei Kouchanas kein Feind mehr stehe. Infolgedessen entschloß er sich, obwohl er nur über 109 Gewehre verfügte, am 17. auf Sandpütz—Witpan vorzugehen, um Morenga bei

seiner jedenfalls zu erwartenden Rückkehr über die Grenze abzufangen. Nur die halbe 8. Batterie blieb in Kais zurück.

Die Abteilung stieß auf ihrem Vormarsch über Sandpütz auf Witpan—Klippdamm auf zahlreiche, die englische Grenze kreuzende Spuren und fand diesseits der Grenze ein größeres Pontoklager verlassen. In der Nacht zum 19. lagerte sie südlich Klippdamm.

Am 19. stellte eine Patrouille unter Leutnant der Reserve Eichhoff beim Marsch auf Leukop fest, daß 3 km südlich des Leukopfelsens unmittelbar westlich der Grenze eine Hottentottenbande abgesattelt hatte.

Hauptmann Siebert schlägt die Hottentotten bei Leukop. 19. Mai.

Hauptmann Siebert ließ daraufhin zunächst bei Leukop tränken und ging dann, durch einen nach Südwesten verlaufenden Kalkrücken gedeckt, gegen die von Ost nach West streichenden Dünen vor, in denen er selbst vom Leukopberge aus Hottentottengruppen und weidende Tiere erkannt hatte. Er beschloß, den Feind in der Front mit schwächeren Kräften zu fesseln, während der Hauptangriff in der Streichrichtung der Dünen von Ost nach West geführt werden sollte.

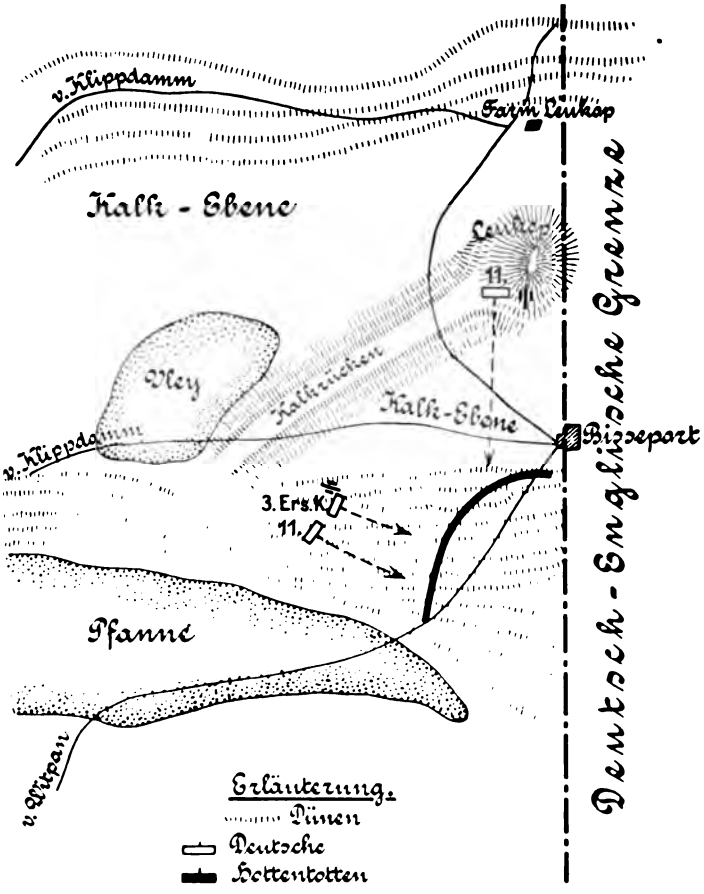
Demzufolge entwickelte sich der unberittene Teil der 11. Kompagnie am Südrand des Leukopfelsens, auf dem auch das eine Geschütz auffuhr, während Oberleutnant Beyer die 3. Ersatz-Kompagnie gegen 11^{00} vormittags im Galopp in das Dünengelände hinein führte, hier links einschwenkte und, unterstützt durch das auf der nördlichsten Düne auffahrende zweite Geschütz, das Feuer gegen die überraschten, aber schnell gefechtsbereiten Hottentotten eröffnete. Rechtsrückwärts der Kompagnie Beyer wurde der berittene Teil der 11. Kompagnie aufgestellt.

Etwa eine Stunde, nachdem der Feuerkampf aufgenommen war, ging Leutnant v. Knobelsdorff, dessen Schützen in günstiger Stellung am Fuße des Leukop dem Feinde frontal gegenüberlagen, mit fünfzehn Unberittenen und dem Geschütz aus eigenem Antrieb näher an den gut gedeckten Gegner heran; seine Schützen lagen jetzt in der deckungslosen Ebene zwischen dem Leukop und den Dünen. Die vorgeschobene Stellung dieser schwachen Abteilung benutzten die weit überlegenen Hottentotten, um ihrerseits über die Dünen hinaus gegen sie zum Angriff vorzugehen. Dadurch kam die kleine Abteilung in eine sehr bedrängte Lage: das Geschütz wurde gleich beim ersten Auffahren bewegungsunfähig, da fünf Maultiere im Gespann erschossen wurden. Mehrere Leute wurden getroffen, die Bedienung mußte sich mühsam mit dem Karabiner den kühn vordringenden Feind vom Leibe halten. Doch gelang es nach einiger Zeit, das Geschütz in Tätigkeit zu bringen und, unterstützt durch dessen Feuer, vermochte die kleine Gruppe des Leutnants v. Knobelsdorff sich im weiteren Verlauf des Kampfes zu behaupten.

In den Dünen waren sowohl die Kompagnie Beyer als auch die berittenen Schützen der 11. Kompagnie, die in dem unübersichtlichen Gelände sich in südöstlicher Richtung entwickelt hatten, bei ihrem Vorgehen bald auf lebhaften Widerstand ge-

stoßen und zum Stehen gekommen; mehrere Hottentottengruppen suchten den deutschen rechten Flügel zu umfassen. Die Lage wurde hier um so schwieriger, als das auf der Düne aufgefahrene Geschütz schon um 1^{00} nachmittags seine letzte Munition verschossen hatte. In die zwischen beiden Kompagnien entstandene Lücke wurde gegen

Skizze zum Gefecht bei Leukop am 19. Mai 1905.



1^{00} nachmittags eine Abteilung von zehn Mann eingeschoben, die der Unteroffizier Hackbarth von Witpan, wo er als Besatzung zurückgelassen worden war, auf den zu ihm dringenden Kanonendonner hin in anerkennenswerter Selbsttätigkeit, ohne einen Befehl hierzu abzuwarten, auf das Gefechtsfeld geführt hatte. Da der Angriff der Hottentotten gegen die rechte Flanke der Deutschen zum Stehen gekommen war, zog Hauptmann Anders einen Teil der hier fechtenden berittenen Schützen aus dem

Kampfe, um mit ihnen den linken Flügel des der Kompagnie Beyer gegenüberliegenden Feindes anzugreifen.

Dieses Vorgehen hatte Erfolg. Bereits nach kurzem Widerstande gab der Feind diesem Stoße nach und räumte seine Stellung. Auch in der Front nahte jetzt die Entscheidung. Um 2^{30} nachmittags gelang es nämlich dem Leutnant v. Knobelsdorff, unterstützt von einem bisher zur Verfügung des Abteilungsführers zurückgehaltenen Halbzuge der 11. Kompagnie unter Vizefeldwebel v. Kamecke und dem Geschütz, dessen Führung Leutnant Rohne übernommen hatte, die nördlichste Düne im Sturm zu nehmen, worauf die Hottentotten ihre Sache verloren gaben: alles eilte der englischen Grenze zu, deren Nähe den verfolgenden Deutschen Halt gebot.

Die Hottentotten fliehen auf englisches Gebiet, kehren aber einzeln zurück.

Zum ersten Male war Morenga mit seiner Bande durch Waffengewalt aus dem deutschen Schutzgebiet verdrängt worden. Es sollte sich aber bald zeigen, daß damit ein entscheidender Erfolg nicht errungen war. Von den 150 bis 160 Hottentotten, die nach Angabe des englischen Polizeioffiziers in Bisseport die Grenze überschritten, befanden sich drei Tage später nur zehn Großleute und 105 Mann in englischer Gefangenschaft. Diese sollten nach Mitteilung des Ministeriums der Kapkolonie entwaffnet und unverzüglich ins Innere abgeführt werden, am 24. Mai sollen jedoch nur noch 46 Hottentotten in Händen der Engländer gewesen und von diesen nur fünf oder gar nur zwei in Upington angekommen sein, alle anderen sind offenbar entwischt und einzeln auf deutsches Gebiet zurückgekehrt.

So beschränkte sich das Ergebnis des mit einem Verlust von zwei Toten und acht Verwundeten*) erkauften Sieges auf eine vorübergehende Zerstreuung der Morenga-Bande, sowie auf eine Beute von wenigen Pferden und Maultieren. Von den Hottentotten wurden zehn Leichen auf deutschem Gebiet gefunden, vier weitere auf englischem gesehen. Die von den Hottentoten bei dem Händler Spangenberg eingekauften Anzüge ergänzten die schon sehr schadhaften Uniformen der deutschen Reiter. Mannschaften mit steifen, schwarzen Zivilhüten fielen damals weiter nicht auf.

Streifzüge der Hauptleute d'Arrest und v. Erckert. Mai/Juni.

Wie wenig die Hottentotten durch diesen Schlag in ihrer Gefechtskraft geschwächt waren, sollte sich schon nach wenigen Tagen zeigen. Bereits am 23. Mai überfielen sie in der Gegend östlich Oas eine Karre der 11. Kompagnie und machten die aus fünf Reitern bestehende Bedeckung nieder. Am folgenden Tage stieß Hauptmann d'Arrest mit der 12. Kompagnie und Ersatzkompagnie 3a, einem Artilleriezuge und einem Maschinengewehr bei Narus im Karebrevier, einem der wildesten und zerklüftetsten Felstäler des südöstlichen Namalandes, auf eine Ansammlung von Feldschuhträgern, Bondels und Kaffern und vertrieb sie nach äußerst anstrengendem Kampfe aus ihrem Schlupfwinkel.

Hauptmann d'Arrest rückte demnächst auf Befehl des Generals v. Trotha mit

*) Anlage 2.

der Kompagnie 3a, der ½ 9. Batterie und dem Maschinengewehr nach Kalkfontein, um von dort aus den Schutz von Warmbad zu übernehmen. Eine Bedrohung dieses wichtigen Platzes erschien nicht ausgeschlossen, da der ältere Morris, der sich nach dem Gefecht bei Narudas von Morenga getrennt hatte, mit seiner Bande in der Gegend herumstreifte. Major v. Kamptz zog die ½ 11. Kompagnie und die 2. Batterie nach Kais, während die Abteilung Siebert (ohne ½ 11. Kompagnie) die Ostgrenze zwischen Hasuur und Dawignab sperren sollte. Hauptmann v. Erckert übernahm mit der 12. Kompagnie, Teilen der Kompagnie 4a und einem Gebirgsgeschütz die weitere Verfolgung der Hottentotten in der Gegend von Narus—Kouchanas. Dieser Gruppe hat sich in der nächsten Zeit anscheinend die Mehrzahl der bei Leukop Geschlagenen wieder angeschlossen. Morenga selbst soll indes angeblich zunächst noch jenseits der Grenze geblieben sein.

Trotz ihrer Schwäche und trotz der großen Geländeschwierigkeiten gelang es der Abteilung Erckert, mehrere erfolgreiche Unternehmungen auszuführen. Am 6. Juni verjagte sie die Hottentotten, die sich unter dem Feldschuhträgerkapitän Hans Hendrik wieder im Karebrevier zusammengefunden hatten, in mehrstündigem Kampfe ohne eigene Verluste aus ihrem Zufluchtsort.

Hauptmann v. Erckert überfällt die Hottentotten bei Narus. 15. Juni.

Ein noch glänzenderes Ergebnis sollte wenige Tage später, am 15. Juni, ein Überfall haben, den Hauptmann v. Erckert auf Grund des ihm vom Major v. Kamptz zugegangenen Befehles unternahm, die bei Narus gemeldeten Hottentotten anzugreifen und ihnen dauernd an der Klinge zu bleiben. Dieses Mal ging Hauptmann v. Erckert nicht von Osten her vor, sondern holte in weitem Bogen von Deweniſchpütz westlich über Oas aus und erreichte von dort nach mehrstündigem Nachtmarsch in der Frühe des 15. Juni noch bei Dunkelheit die Bergwände, die das Gamtoabrevier im Norden begleiten und gegen das Karebrevier Deckung gewähren. Hier blieben die Pferde zurück, das Geschütz wurde auf ein Maultier gepackt, und lautlos traten die Reiter, alle zu Fuß, früh um 4^{00} den Vormarsch an. Weg oder Steg war nicht vorhanden. In nördlicher Richtung mußte die Wasserstelle Narus liegen. In mühsamem Aufstieg erklomm man das Hochplateau. Den Boden bedeckte loses Geröll, dichter Bestand von Dornbüschen und Kakteen erschwerte das Vorwärtskommen. Erst nach siebenstündigem, ununterbrochenem Marsche erreichte die Abteilung unbehelligt den erstrebten Bergrücken. Vom Karebrevier selbst, das sich tief unten an den Steilabfällen dieser etwa 80 m aufsteigenden Wand hinziehen mußte, war nichts zu sehen.

Plötzlich tauchte auf der Hochfläche etwa 300 m links seitwärts in gleicher Höhe eine Viehherde auf, die von völlig sorglosen Hottentotten vorübergetrieben wurde. Die deutsche Abteilung selber war den Blicken des Feindes durch dichte Dornbüsche verborgen. Eine Patrouille hatte sich so weit vorgeschlichen, daß sie Einblick ins Revier gewann. Ringsumher war alles still, kein Stein rollte. Der Feind

schien von der Anwesenheit deutscher Truppen nichts zu ahnen. So verging eine erwartungsvolle Viertelstunde, da kam eine Meldung von der Patrouille: „Im Revier ziehen zahlreiche Hottentotten mit großen Viehherden zur Tränke."

Der Zug des Leutnants Kirchheim kroch jetzt bis zu der Patrouille heran, der des Leutnants v. Detten ging rechts davon gegen den ausspringenden Winkel des Revier-

Abbildung 24.

Landschaft in der Gegend von Naris.

randes vor. Leutnant Pavel verblieb mit seinem Zuge links dahinter, einem steilen, aus dem Revier aufsteigenden Bergklotz gegenüber. Gegen diesen, der die Stellung der Deutschen überhöhte und flankierte, mußte unter allen Umständen gesichert werden. Das Geschütz, seitwärts in Stellung gebracht, konnte den sichtbar werdenden breiten Revierstreifen unter Feuer nehmen.

Da fiel auf feindlicher Seite ein Alarmschuß. Die Bewegungen waren trotz aller Vorsicht dem scharfen Ohr der Hottentotten nicht entgangen. Nun galt kein Zaudern mehr! Leutnant Kirchheim mit seinen Schützen eilte den Abhang hinunter,

feuerte in die durcheinander drängenden Hottentotten- und Viehhaufen hinein, sprang in das Revier herab und ging den nach allen Richtungen Auseinanderstiebenden mit dem Bajonett auf den Leib. Der Zug Detten, der angewiesen war, oben zu bleiben, eilte an den Rand vor und nahm unter Feuer, was sich ihm zeigte. Das Geschütz sandte Schrapnell auf Schrapnell in den Revierstreifen, auf dem sich in einer Entfernung von 2000 m ein großer Menschen- und Viehhaufen entlangschob. Auf diesen konnte auch der Zug Pavel von seiner vorgeschobenen Stellung aus für einige Zeit ein lebhaftes Feuer richten.

Der Schlag kam so überraschend und erfolgte so einheitlich, daß der Gegner gar nicht zur Besinnung kam, sondern einzig und allein danach trachtete, sich in Sicherheit zu bringen. Nur einzelne Leute setzten sich im Revier hinter Felsblöcken und Kaktusstauden zur Wehr, wurden aber von dem Zuge Kirchheim schnell vertrieben.

Aus den Nebenschluchten des jenseitigen Revierrandes, die die Hauptmasse des Gegners bergen mußten, wurde allerdings nach einiger Zeit der Versuch gemacht, den vorerwähnten Bergklotz, dem Zuge Pavel gegenüber, zu besetzen. Die dort zuerst eintreffenden Hottentotten eröffneten auch sofort ein heftiges Flankenfeuer auf den im Revier fechtenden Zug Kirchheim, wobei ein Reiter am Kopf leicht verwundet wurde. Sobald aber der Zug Pavel und dann auch das Geschütz ihr Feuer gegen diesen Feind richteten, ergriff er die Flucht. Gegen 1^{00} mittags war der letzte Hottentott außer Sicht, das Vieh, soweit es nicht dem Feuer zum Opfer gefallen war, außer Schußweite. Der Feind zerstreute sich in nördlicher und nordwestlicher Richtung; er hatte zwischen 20 bis 30 Tote verloren und 35 Reittiere und über 250 Rinder eingebüßt. Der unter erheblichen Schwierigkeiten mit großer Umsicht und Energie durchgeführte Überfall war glänzend gelungen. Nach sechsstündigem Rückmarsche, wiederum quer über die Berge, traf die Abteilung um 7^{00} abends bei den Pferden ein. Sie war — das anderthalbstündige Gefecht eingeschlossen — fünfzehn Stunden ohne Rast und Stärkung im schwierigsten Gelände unterwegs gewesen.

Am 16. Juni früh kehrte Hauptmann v. Erckert nach Dewenischpütz zurück, wo die Tiere nach 48 Stunden das erste Wasser erhielten. Dem Befehl, am Feinde zu bleiben, hatte Hauptmann v. Erckert nicht nachkommen können, da dieser nach allen Richtungen auseinandergesprengt war und die Deutschen sich zunächst wieder mit den zurückgelassenen Pferden vereinigen mußten.

Zweites Gefecht bei Narus. 17. Juni.

Inzwischen war Major v. Kamptz mit der wiedervereinigten Abteilung Siebert — 11. Kompagnie, 3. Ersatzkompagnie, ½ 2. Batterie — von Kais nach Uib gerückt, wo er bereits am 15. eingetroffen war. In der Vermutung, daß die Hottentotten, falls sie von der Abteilung Erckert geworfen würden, wahrscheinlich über Uib zurückgehen würden, glaubte er hier zu ihrem Empfange günstig zu stehen. Auf die Meldung des Hauptmanns v. Erckert, daß der Feind bei Narus völlig zersprengt sei,

drang Major v. Kamptz am 16. in das Kareb-Revier vor, um die Spuren des Feindes wieder aufzusuchen. Die Abteilung lagerte in der Nacht zum 17. Juni in der tief eingerissenen Karebschlucht, rechts und links auf den Höhen durch Züge unter den Leutnants v. Knobelsdorff und Chales de Beaulieu gesichert, als der Vizefeldwebel Haßler der 11. Kompagnie nur einen Kilometer von der deutschen Lagerstätte entfernt auf steiler Höhe ein Hottentottenlager meldete. Man war auf den von Hauptmann v. Erckert geschlagenen Feind gestoßen, der sich wieder zusammengefunden und bedeutende Verstärkungen durch Morengaleute erhalten hatte. Er verfügte nunmehr über erheblich mehr als 200 Gewehre, war also der deutschen Abteilung, die 107 Gewehre zählte, um das Doppelte überlegen.

Noch in der Dunkelheit, um 4^{30} morgens, ordnete Major v. Kamptz den Angriff auf die besetzte Höhe an. Der an der Spitze marschierenden 11. Kompagnie gelang es, den Hang ohne Aufenthalt zu ersteigen, sobald sie aber die Hochfläche betreten hatte, schlug ihr aus der Front und von beiden Flanken, besonders aber von links, auf nächste Entfernung ein mächtiges Schnellfeuer entgegen. Man war auf einen überlegenen Gegner gestoßen, der sich sofort daran machte, die deutsche Kompagnie in beiden Flanken zu umfassen, ehe sie selbst eine breite Front hatte einnehmen können. Es gelang indessen, durch Einsetzen der 3. Ersatzkompagnie die Umklammerung des linken Flügels zu vereiteln, während die halbe 2. Batterie rechts zur Unterstützung der hart bedrängten 11. Kompagnie eingriff. Trotzdem blieb das Feuer des hinter Klippen und Kakteen wohlgedeckten Gegners überlegen. Die Verluste mehrten sich auf deutscher Seite, besonders bei den Geschützen und bei der 11. Kompagnie. Um 8^{00} vormittags wurde Major v. Kamptz selbst schwer verwundet und mußte das Kommando an Hauptmann Siebert abgeben.

Ein Versuch, den Leutnant Chales de Beaulieu, der tags zuvor mit seinem Zuge als Flankenschutz links herausgeschoben war, wieder heranzuziehen, war erfolglos, da die nach ihm ausgesandten Patrouillen ihn nicht gefunden hatten. Das treppenartig ansteigende Gelände hatte Leutnant v. Beaulieu bei Beginn des Gefechts verleitet, weiter vorzugehen, um einen besseren Überblick zu gewinnen. Die kleine Abteilung hatte jedoch kaum den Höhenkamm erreicht, als sie auch schon von dem vielfach überlegenen Feinde heftig angegriffen wurde. Bereits nach kurzer Zeit war sie rings umschlossen; von den 21 Schützen verlor sie in kürzester Frist neun Tote und acht Verwundete. Die wenigen Überlebenden schlugen sich unter ihrem tapferen Führer mit dem Bajonett nach rückwärts auf eine Kuppe am Revier durch. Erst als eines der Geschütze das Feuer über die Karebschlucht weg gegen den Feind aufnahm, ließ er von dem kleinen Häuflein ab. Es war gelungen, die Verwundeten rechtzeitig zurückzuschaffen, die Toten mußten auf dem Platze gelassen werden.

Bei dem Abstieg in die felsige Schlucht hatte sich Leutnant v. Beaulieu eine schwere Verletzung am linken Fuß zugezogen, er brach auf halber Höhe unterhalb

eines steilen Felsens bewußtlos zusammen. In seiner hilflosen Lage wäre er rettungslos verloren gewesen, wenn ihm nicht sein getreuer Bursche, Reiter Prange, obwohl selbst am Arm schwer verwundet, zu Hilfe geeilt wäre. Er wollte seinen Leutnant um keinen Preis in dieser gefahrvollen Lage allein den Feinden zur Beute zurücklassen. „Wir drückten uns", schreibt Leutnant v. Beaulieu, „immer dichter an die Felswand, um von den Bondelzwarts nicht gesehen zu werden; wir hörten ihr Freudengeheul, wenn sie einen Toten fanden und ihm die Sachen bis aufs Hemde vom Leibe rissen. — Allmählich hörten wir die Stimmen in immer weiterer Ferne. Hilfe kommt immer noch nicht. — Über mich war infolge der Anstrengungen, Schmerzen, von Hunger und Durst eine gewisse stumpfe Gleichgültigkeit gekommen. Da war es Prange, der mahnte: »Herr Leutnant, jetzt müssen wir sehen, zum Detachement zu kommen.« Mit den letzten Kräften und unter unsagbaren Schmerzen richte ich mich auf, verbinde mit meinem Taschentuch den stark blutenden Arm von Prange, und auf ihn mich stützend, trete ich die Reise an. Alle zehn Minuten wird gehalten, und dann eine ebensolange Ruhepause gemacht. Prange wurde infolge des Blutverlustes einmal ohnmächtig, Hunger und Durst meldeten sich — wir hatten seit abends vorher keine Nahrung zu uns genommen. — Prange holte in seinem Hut Wasser aus einer Pfütze, ein Stück Brot fand er auch in seiner Tasche, das wir brüderlich teilten. So ging es 1½ Stunden, bis wir deutsche Stimmen hörten. Es waren Leute meiner Kompagnie, die mich suchten, mich auf einen mitgebrachten Esel hoben und nach dem Verbandplatz in der Schlucht brachten. Nun war alles gut und keiner froher wie Prange . . . ."

Hauptmann v. Erckert rettet die Abteilung Kamptz/ Siebert.

Inzwischen war es 12^{00} mittags geworden und die deutschen Kompagnien standen immer noch in heißem Kampfe; wenn nicht bald Hilfe kam, mußten sie der großen Übermacht erliegen. Bange Sorgen beschlichen den Führer; man war in eine gefahrvolle Lage geraten, die das Schlimmste befürchten ließ. Auf Unterstützung durch die Abteilung Erckert war kaum zu hoffen; sie war, wie man wußte, nach Dewenischpütz zurückgegangen. Ob der Gefechtslärm bis zu ihr dringen würde, erschien bei der großen Entfernung sehr fraglich. Trotz der geringen Hoffnung auf Hilfe hatte der Führer während der Morgenstunden wiederholt nach Osten mit seinem Glase geschaut, doch alles Spähen war vergeblich — keine Hilfe nahte. Da plötzlich — es war gegen 1^{00} nachmittags — bemerkte Hauptmann Siebert in weiter, weiter Ferne, aus der Richtung von Dewenischpütz nahend, starke Staubwolken; das mußte die Abteilung Erckert sein! Alles atmete auf, und neue Hoffnung belebte die müden Kämpfer. Hilfe nahte!

Hauptmann v. Erckert hatte von dem Vormarsch der Abteilung Kamptz am späten Abend des 16. Kenntnis erhalten. Als er in der Frühe des 17. schwachen Kanonendonner aus der Vormarschrichtung der Abteilung Kamptz hörte, entschloß er sich, obwohl Mann und Pferd durch die außergewöhnlichen Anstrengungen der vorangegangenen

Tage noch sehr mitgenommen waren, unverzüglich dem Gefechtsfelde zuzueilen, um, wenn möglich, noch am Kampfe teilzunehmen oder wenigstens dem Feinde den Rückzug zu verlegen, denn ernsten Widerstand konnte seiner Meinung nach der vorgestern von ihm arg geschwächte Feind kaum leisten. Wie groß war jetzt sein Erstaunen, als er durch einen ihm vom Hauptmann Siebert entgegengesandten Offizier über die ernste Lage bei der Abteilung Kamptz unterrichtet wurde! Sein aus echt kriegerischem Tatendrang geborener Entschluß, trotz aller Ermattung seiner Leute dem Kanonendonner zuzueilen, sollte reiche Früchte tragen und seine Kameraden aus schlimmer Not erretten.

Er erhielt den Befehl, gegen den feindlichen rechten Flügel umfassend vorzugehen. Diesem Druck gab der Feind bald nach. Gegen 3^{00} Uhr nachmittags wich er hier zurück; nunmehr konnten auch die Schützen der Abteilung Siebert Fortschritte machen, und nach weiteren zwei Stunden heißen Kampfes gelang es, auch den übrigen Teil der feindlichen Stellung im Sturme zu nehmen. Der Gegner entschwand mit großer Schnelligkeit in die Berge. Da eine Verfolgung bei der hereinbrechenden Dunkelheit und der großen Erschöpfung der Truppen wenig aussichtsvoll war, sammelte Hauptmann Siebert seine Abteilung auf der zuerst genommenen Höhe, während Hauptmann v. Erckert mit seinen Leuten den Schutz der linken Flanke übernahm.

Der Sieg war mit schweren Verlusten erkauft: 19 tote Reiter bedeckten das Gefechtsfeld, vier Offiziere und 26 Mann waren verwundet und ein Offizier verunglückt.*)

Der Gegner hatte sich, wie am folgenden Tage festgestellt wurde, nur wenige Kilometer entfernt in starker, schwer zugänglicher Stellung wieder gesetzt. Ihn in dieser anzugreifen, hielt Hauptmann Siebert wegen der Schwäche seiner Truppe und der großen Geländeschwierigkeiten nicht für angezeigt. Er ließ das vom Feinde zurückgelassene Vieh teils zusammentreiben teils abschießen, die Wasserstellen unbrauchbar machen und erwartete in beherrschender Stellung das Eintreffen der zur Verstärkung heranbefohlenen 8. Kompagnie 2. Feldregiments aus Hasuur und der 1/3 9. Batterie aus Dawignab. Auch die 2. Kompagnie 1. Feldregiments wurde von Keetmannshoop über Wasserfall auf Duurdrift in Marsch gesetzt, um bei einem neuen Angriff gegen die Hottentotten mitzuwirken, deren Führung jetzt anscheinend Morenga selbst wieder übernommen hatte.

Morenga weicht nach Aob aus. Juli.

Ehe es indessen zu einem erneuten Vorgehen kam, wich der Feind in nordwestlicher Richtung nach den großen Karrasbergen aus. Er erreichte Anfang Juli die Nordostecke derselben bei Aob, setzte sich dort in einer Schlucht fest und verschanzte die umgebenden, senkrecht abfallenden Felskegel, die das flache Vorgelände weithin beherrschten und von wenigen Schützen selbst großer Überlegenheit gegenüber

*) Anlage 2.

leicht zu behaupten waren. In dieser äußerst starken Stellung Morenga mit Erfolg anzugreifen, genügte die Zahl der verfügbaren Truppen umsoweniger, als selbst die mit großer Energie während drei Monaten unter unsagbaren Entbehrungen und Anstrengungen durchgeführte Verfolgung, bei der die Truppen oft ihr Letztes hatten hergeben müssen, seine Widerstandskraft nicht zu brechen vermocht hatte. Der Erfolg von Narudas war offenbar überschätzt worden; so leichten Kaufes, wie damals vielfach geglaubt wurde, sollte man dieses Gegners nicht Herr werden; ihn völlig niederzuwerfen, bedurfte es neuer Verstärkungen.

Neue Verhandlungen mit Morenga.

Es kam dem General v. Trotha deshalb äußerst gelegen, als Morenga, anscheinend veranlaßt durch Mangel an Zufuhr, Mitte Juli plötzlich erneut mit den Deutschen Verhandlungen anknüpfen wollte. Obwohl der Oberkommandierende allen Grund hatte, diesem Gegner zu mißtrauen, glaubte er, in diesem Augenblick umsomehr darauf eingehen zu sollen, als im nördlichen Namalande Ereignisse eingetreten waren, die einen weiteren Aufschub der gegen die Witbois schon lange geplanten Unternehmung verboten; zu dieser bedurfte man jedoch dringend eines Teiles der jetzt im Südbezirke gefesselten Truppen. Durch Hinziehen der Unterhandlungen mit Morenga wurde tatsächlich erreicht, daß auf diesem Kriegsschauplatz bis zum September völlige Waffenruhe herrschte, so daß außer schwachen im Südbezirke verbleibenden Kräften alle Truppen zu dem großen Schlage gegen die Witbois eingesetzt werden konnten.

8. Die Ereignisse am Auob vom Februar bis Juli 1905.

Die Witbois in der Kalahari.

Die Witbois waren nach den unglücklichen Kämpfen am Auob in die Kalahari geflüchtet, wo sie bei dem Wassermangel dieser Wüste ein entbehrungsvolles Leben führten. Am 5. Februar war es einer deutschen Abteilung noch einmal gelungen, sie bei Nunub völlig zu überraschen und zu zersprengen. Durch ihren fluchtartigen Rückzug nach Nanibkobis, östlich Gochas, hatten sie sich damals den verfolgenden Deutschen so schnell zu entziehen verstanden, daß diese jede Fühlung mit dem Gegner verloren und lange Zeit über dessen Verbleib im ungewissen waren, zumal die zahllosen Dünen und die Wasserlosigkeit der Kalahari die Aufklärung aufs äußerste erschwerten. Die Nachricht, daß Hendrik nach Süden zu Morenga durchbrechen wolle, bestätigte sich nicht. Nur einige versprengte Feldschuhträger zeigten sich Anfang März in der Gegend zwischen Hasuur und Koes. Eine Bande von etwa 40 Köpfen griff am 5. März westlich von Kiriis-Ost eine Abteilung der 3. Ersatz-Kompagnie unter Leutnant v. Rheinbaben an, wurde aber mit Verlust von zwei Toten und 150 Stück Vieh abgewiesen. Eine zweite Hottentottenbande wurde am 21. März von dem Sergeanten Wachsmuth unter Verlust von fünf Toten zersprengt.

Inzwischen hatte aber Hendrik Witboi sich der Auoblinie wieder genähert. Am 4. März lauerte er mit etwa 150 Mann zwischen Zwartfontein und Witkrans einer Karre der 8. Kompagnie auf und machte die gesamte Bedeckung nieder. Wenige Stunden später erfolgte an derselben Stelle ein zweiter Überfall auf drei Wagen, deren Besatzung sich indessen, wenn auch unter Verlusten, in der Nähe der Überfallstelle behaupten konnte. Wie später bekannt wurde, hatten die Hottentotten sich an dem erbeuteten Rum des ersten Transports derart berauscht, daß sie sehr schlecht schossen.

Hendrik Witboi überfällt deutsche Abteilungen im Auobtale. 4. März.

Abbildung 25.

Landschaftsbild aus der Auobgegend.

Der durch entkommene Treiber benachrichtigte Leutnant Klinger, der mit einem Zuge der 2. Kompagnie in Zwartfontein stand, eilte auf die Nachricht von dem Gefecht sofort mit 25 Reitern herbei, erreichte die Überfallstelle mit Tagesanbruch und befreite die sieben Reiter der Wagenbedeckung aus ihrer schwierigen Lage. Außer dem Verlust eines Wagens kostete dieses Gefecht die Deutschen vierzehn Tote und drei Verwundete.*)

Der errungene Erfolg scheint in den Köpfen der Witbois große Siegeszuversicht hervorgerufen zu haben: sie machten am 6. März sogar einen Versuch, das wichtige Gochas zu nehmen. Als sie jedoch hier mit wirksamem Artilleriefeuer empfangen wurden, zogen sie es vor, wieder in die Kalahari zu verschwinden.

*) Anlage 2 zu Heft 1.

Die Hottentotten in der nördlichen Kalahari. Gefecht bei Aminuis. 25. März.

Bald darauf wurde es im nördlichen Kalaharigebiet unruhig. Am 2. März war unweit Aminuis der katholische Missionar, Pater Jäger, ermordet worden, am 24. stellte eine Patrouille der seit einiger Zeit aus dem Hererolande nach Aminuis verlegten 4. Kompagnie 1. Feldregiments die Anwesenheit einer stärkeren Hottentottenabteilung in der Gegend von Huguis fest. Dorthin brach am folgenden Tage Oberleutnant v. Baehr, der Führer der 4. Kompagnie, mit 31 Reitern auf, fand den Ort aber verlassen. Auf dem Rückwege nach Aminuis wurde er jedoch in ein nachteiliges Gefecht mit 150 bis 200 Hottentotten verwickelt, in dem er sechs Tote, einen Vermißten und sechs Verwundete verlor.*) Die 4. Kompagnie befand sich unter diesen Umständen auf ihrem vereinzelten Posten in einer recht gefährdeten Lage. Zum Glück war jedoch Hilfe nahe.

Major v. Estorff rückt in das Ostnamaland. Mitte März.

General v. Trotha hatte bereits Anfang März aus der 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments, der 1. Maschinengewehr-Abteilung und der 3. Batterie, die im Hererolande entbehrlich geworden waren, eine neue Abteilung unter Major v. Estorff gebildet und diesen zugleich mit dem Oberbefehl über die bisher dem Major Meister unterstellten Auobtruppen betraut. Ihm wurde nunmehr die Durchführung einer neuen, größeren Unternehmung gegen die Witbois übertragen, weil er als altbewährter Afrikaner besonders befähigt erschien, die gewaltigen Schwierigkeiten eines Zuges in die Kalahari zu überwinden.

Am 15. März trat er mit seiner Abteilung von Gobabis aus den Vormarsch Nossob abwärts an und erreichte am 23. Awadaob, ohne auf den Feind gestoßen zu sein. Darüber hinaus fanden seine Patrouillen nur bis Nabus Wasser, drangen aber trotzdem bis gegen Kowise-Kolk vor, wo sie nach Nordosten zeigende Spuren feststellten. Major v. Estorff schloß daraus zutreffenderweise auf einen Raubzug der Hottentotten gegen Aminuis und entsandte die 3. Kompagnie unter Hauptmann v. Hornhardt dorthin. Sie traf am Abend nach dem Gefecht der Patrouille Baehr in Aminuis ein, konnte aber nur feststellen, daß die Hottentotten in südöstlicher Richtung wieder verschwunden waren. Die 4. Kompagnie war jedoch aus ihrer schwierigen Lage befreit.

Major v. Estorff und Hauptmann Manger bringen in die Kalahari ein. Anfang April.

Major v. Estorff zog demnächst die 3. Kompagnie von Aminuis und die 5. vom Auob nach Awadaob heran und trat mit seiner so verstärkten Abteilung am 5. April den weiteren Vormarsch Nossob abwärts an, während Major Meister einen Teil der Auobtruppen zwischen Aubes und Gochas zu einem Vorstoß versammeln sollte für den Fall, daß der Feind am Elefantenfluß oder in der Nähe des Auob erscheinen würde. Ehe jedoch diese Versammlung durchgeführt war, erhielt der in Haruchas befehligende Hauptmann Manger durch eine Patrouille des Leutnants v. Studnitz die Meldung, daß nach Aussage aufgegriffener Buschleute Hendrik Witboi und

*) Anlage 2 zu Heft 1.

Simon Kopper an zwei Bleys etwa 65 km östlich Haruchas sitzen sollten. Er entschloß sich, auf eigene Verantwortung mit den verfügbaren Kräften, der 1., 2. und Teilen der 8. Kompagnie 2. Feldregiments und der ½ 7. Batterie, im ganzen fünfzehn Offizieren, 264 Mann und zwei Geschützen, zum Angriff auf den so lange gesuchten Feind vorzugehen.

Am 4. April brach er auf und erreichte bereits in der Nacht zum 6. trotz der durch das Überschreiten zahlreicher hoher Dünen hervorgerufenen Schwierigkeiten den Elefantenfluß und am Morgen des 6. die Gegend, wo die gemeldete Werft sein mußte. Aber Hendrik war verschwunden. Aufgegriffene Buschleute sagten aus, daß die Witbois etwa sechs Stunden entfernt an einer anderen Bley säßen.

Gefecht bei Nanibkobis. 7. April.

Hauptmann Manger eilte mit seiner Abteilung dorthin und erreichte glücklich die aus vielen hundert Pontoks bestehende Werft, aber auch diese hatte der Feind anscheinend vor längerer Zeit schon verlassen. Gefangene sagten aus, daß die Hottentotten weiter südöstlich säßen, das Wasser sei aber auch dort knapp und Hendrik bereite sich bereits zum Abmarsch vor. Da es somit zweifelhaft war, ob man Hendrik finden würde, glaubte Hauptmann Manger die weitere Verfolgung aufgeben und sich zum Umkehren entschließen zu müssen, zumal der Rückmarsch über die 130 Dünen große Anforderungen an die Kräfte von Mann und Tier stellte, und in der ganzen Gegend nirgends genießbares Wasser vorhanden war. Mit Einbruch der Dunkelheit sollte der Rückmarsch angetreten, bis dahin aber abseits der Bley in den Dünen gerastet werden. Eben waren die Tiere getränkt — das wenige schlammige Wasser hatte kaum zum einmaligen Tränken ausgereicht —, als plötzlich in der Nähe des Lagers mehrere Schüsse fielen. Leutnant Wimmer eilte mit einigen Reitern vor, um nachzusehen, was vorging. Als er sich aber einer Düne dicht bei der Wasserstelle näherte, schlug ihm heftiges Schnellfeuer entgegen. In dem Glauben, daß die Düne nur von einigen bisher unbemerkt gebliebenen feindlichen Nachzüglern besetzt sei, wollte er diese in entschlossenem Anlauf von dort verjagen. Er mußte seine Tapferkeit mit dem Tode büßen: er selbst und zwei Mann fielen sofort, die übrigen beim Anlauf etwas zurückgebliebenen Leute konnten zwar noch eine Düne besetzen, hatten aber dem überlegenen, in flankierender Stellung liegenden, fast unsichtbaren Feinde gegenüber von Anfang an einen schweren Stand. Stabsarzt Dr. Brockelmann, der der Patrouille Wimmer aus eigenem Antrieb mit einer Sanitätspacktasche nachgeritten war, um den Verwundeten Hilfe zu bringen, wurde durch einen Schuß durch beide Beine schwer verwundet; Unteroffizier Örtwig gab, nachdem er bereits verwundet war, noch 33 Schuß ab, bis ihn ein schwerer Beckenschuß außer Gefecht setzte. Reiter Kretschmann, der Pferdehalter des Stabarztes Brockelmann, erhielt fünf Schüsse, versuchte aber trotzdem seinen Dienst weiter zu tun.

Hauptmann Manger erkannte sofort, daß er einen starken Feind sich gegenüber

hatte. Tatsächlich war es Hendrik selbst, der mit etwa 150 Orlogleuten von Gapaus, wohin er vor kurzem gerückt war, wieder nach Nanibkobis zurückkehren wollte und nun unvermutet auf die Deutschen gestoßen war. Der deutsche Führer sandte unverzüglich $^3/_4$ der 1. Kompagnie und ein Geschütz zur Unterstützung der angegriffenen Abteilung vor. Leutnant v. Brederlow erhielt Befehl, mit einer Anzahl Reiter den Feind, der in sehr breiter Front im Gelände sich eingenistet hatte und das Feuergefecht geschickt führte, links zu umfassen. „Es war ein sehr tätiges Treiben hinter der Front", schreibt ein Augenzeuge, „zu jedem Schuß krochen die Hottentotten vor und nach jedem Schuß wieder zurück, um an einem anderen Platze von neuem zu erscheinen. So ging die Sache immer hin und her. Wir waren 80 bis 100 m vom linken Flügel des Gegners entfernt und konnten, obwohl wir mitten auf der Düne lagen, kaum auf ein wirklich gutes Ziel in Ruhe zu Schusse kommen. Nur ein auf dem feindlichen linken Flügel liegender Hottentott war gut zu sehen, weshalb sich unsere Schüsse vornehmlich auf ihn richteten. Er war jedoch längst eine Leiche und hatte, wie wir nach dem Gefecht feststellten, ungezählte Schüsse. Wir hatten das Feuer, das während des Gefechtes aus jener Richtung kam, ihm zugeschrieben, da wir den wirklichen Schützen kaum zu Gesicht bekamen."

Hauptmann Manger hatte inzwischen den Rest der 1. Kompagnie unter Hauptmann v. Kirchbach zur Unterstützung der Abteilung Brederlow rechts in den Dünen vorgehen lassen, während die 2 Kompagnie mit einem Geschütz zum Schutze des Lagers zurückgeblieben war. Die Wirkung des mitvorgegangenen Geschützes war dank der Ruhe und Umsicht, mit der der Führer der Artillerie, Oberleutnant v. Bredow, das Feuer leitete, von Anfang an sehr gut, so daß es den Schützen gelang, Fortschritte zu machen und einige Zeit darauf die der Bley zunächst liegende Düne zu nehmen, worauf die Hottentotten ihre Stellungen räumten und eiligst in nordöstlicher Richtung flohen, bis zum Einbruch der Dunkelheit verfolgt von den Schüssen der Artillerie.

Das Gefecht hatte der Abteilung sieben Tote und vier Verwundete gekostet,*) aber auch vom Feinde wurden sechs Tote gefunden, weitere Tote und seine Verwundeten hatte er wie gewöhnlich mitfortgeschleppt. „Wir bemerkten", so berichtet ein Offizier, „mehrere Hottentotten, die vor sich auf dem Pferde noch einen Kerl liegen hatten." Auch ein Unterkapitän Simon Koppers, Loodon Kopper, soll in diesem Gefecht gefallen sein.

Während des Gefechtes hatte sich der bereits zu Anfang schwerverwundete Stabsarzt Brockelmann besonders ausgezeichnet. Trotz größter Schmerzen und starken Blutverlustes hatte er, der feindlichen Geschosse nicht achtend, seinen schweren Dienst

*) Anlage 2.

in der aufopferungsvollsten Weise weiter verrichtet und sich von einem Verwundeten zum anderen tragen lassen, um sie zu verbinden. Auch auf dem späteren Rückmarsch ließ er sich bei jedem Halt zu den Verwundeten tragen, um nach ihnen zu sehen und ihnen zu helfen.

Die gewaltigen Anstrengungen und Entbehrungen, die Hauptmann Manger durch den Vorstoß in die wasserlose Kalahari von seinen Reitern hatte fordern müssen, hatten sich reichlich gelohnt; es war der Abteilung gelungen, den flüchtigen Feind, der bisher vor den deutschen Waffen wie die Spreu vor dem Winde auseinandergestoben war, in seinen Schlupfwinkeln in der Wüste, wo er sich vor der deutschen Verfolgung sicher wähnte, aufzufinden und ihm einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Der kühne und erfolgreiche Vorstoß hatte einen derartigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seine Flucht in die wasserlose Kalahari fortsetzte und es für lange Zeit nicht wagte, aus dieser Wüste hervorzukommen. Hier ereilte viele ein schlimmes Geschick. Erfolglos von Bley zu Bley ziehend, verdursteten zahlreiche Hottentotten in der Wüste, darunter auch Salomon Sahl, der Mörder des Bezirksamtmanns von Burgsdorff. In seinem entsetzlichen Ende sahen die Hottentotten ein Gottesurteil für seinen Frevel.

Der Erfolg der deutschen Waffen, der weniger dem Feinde als der Natur des Landes unter sehr schweren Mühsalen hatte abgerungen werden müssen, legt ein schönes Zeugnis ab von der Hingabe der Truppe und von der Tatkraft, mit der sie geführt wurde.

Hauptmann Manger marschiert an den Auob zurück.

Nachdem die Abteilung gesammelt war, wurde der Rückmarsch angetreten und am frühen Morgen des 9. der Elefantenfluß erreicht, bis wohin Hauptmann Bech mit der anderen Hälfte der 7. Batterie und den dringend erforderlichen Wasserwagen der Abteilung entgegengekommen war. Da das Wasser schon tags zuvor ausgegangen war, hatten die deutschen Reiter, um ihren Durst zu löschen, Tschamasfrüchte gesucht und ausgekocht. Hauptmann Manger blieb noch einen Tag am Elefantenfluß stehen und erreichte am 11. wieder Haruchas.

Die Abteilung hatte trotz der großen Anstrengungen an Gefechts- und Bewegungsfähigkeit nichts eingebüßt, nur elf Pferde waren den Marschanstrengungen erlegen, der Gesundheitszustand der Mannschaft hatte nicht gelitten. Der Zug der Abteilung Manger hatte erwiesen, daß wohl ein kurzer Vorstoß kleinerer Abteilungen, keinesfalls aber eine längere Operation größerer Truppenkörper in der Kalahari möglich war.

Major v. Estorff marschiert über Kowise-Kolk vor.

Das gleiche Ergebnis zeitigte auch der Verlauf des Vormarsches der Abteilung Estorff. Sie drang in den ersten Tagen des April von Awadaob bis 45 km südöstlich Kowise-Kolk vor, aber die Regenvleys im unteren Nossobtale, an denen kurz zuvor noch Hottentotten gesessen haben mußten, waren sämtlich verlassen. Nur einige Nachzügler fielen den Deutschen in die Hände. Eine auf Geiab vorgetriebene

Patrouille fand keine Spur vom Feinde mehr. Auch der kleine Nossob wurde bei Ankobis und Akanous frei vom Feinde gefunden.

Da die Bleys nur noch Schlammreste statt Wasser aufwiesen, mußte sich Major v. Estorff zur Umkehr entschließen, wenn er nicht Leben und Gesundheit seiner Truppe aufs Spiel setzen wollte. Der Rückmarsch gestaltete sich äußerst schwierig. Das Wasser, das Major v. Estorff vorsichtigerweise hatte nachführen lassen, reichte bei weitem nicht aus. Nur eine 40 km südlich Awadaob aufgefundene Bley rettete die Pferde vor dem Verdursten. Als die Abteilung wieder in Awadaob anlangte, hatte sie einen

Abbildung 26.

Blick auf das Nossobrevier bei Awadaob.

fünftägigen Marsch von 260 km hinter sich, im afrikanischen Dünengelände eine achtunggebietende Leistung.

Die Abteilung Estorff rückt an den Auob. Mitte April.

Da von einem erneuten Vorstoß aus dieser Richtung kein besseres Ergebnis zu erwarten war, führte Major v. Estorff seine Abteilung von Awadaob nach Gochas, wo er am 18. April eintraf. Bei der nunmehr erwiesenen Unmöglichkeit, größere Operationen in die Kalahari hinein zu unternehmen, mußte man sich vorläufig mit ihrer Absperrung längs des Auob begnügen.

Da auch die Witbois aus ihrer Untätigkeit nicht heraustraten, konnte das Hauptquartier Ende April die 1. und 2. Kompagnie 2. Feldregiments unter Hauptmann Manger nach Gibeon zur Verwendung im Nordbethanierlande entsenden.*)

*) Seite 334.

Die übrigen am Auob verbleibenden Truppen wurden folgendermaßen verteilt: Verteilung der Auobtruppen. Ende April.

in Koes die 8. Kompagnie 2. Feldregiments,
in der Linie Hunirob—Kowes die 4. und 7. Kompagnie 2. Feldregiments, die 5. und ½ 7. Batterie unter Major v. Uthmann,
in dem Abschnitt Persip—Aubes—Haruchas die 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments und die ½ 7. Batterie unter Major Meister,
in Gochas die Maschinengewehr-Abteilung Nr. 1,
in Zwartfontein und Groß-Nabas die 3. Batterie,
in Stamprietfontein die ½ 1. Batterie (v. Winterfeld) und 30 Gewehre,
in Nunub und Awadaob die 5. Kompagnie 2. Feldregiments,
in Kalkfontein 35 Mann, zwei Maschinenkanonen und das Feldlazarett 13,
in Rietmont die ½ 8. Batterie,
in Mariental 40 Mann unter Leutnant Sixt v. Armin,
in Orab am Fischfluß 30 Mann.

Major v. Estorff hatte sein Stabsquartier in Gochas genommen. In der Folge traten wiederholt kleinere Verschiebungen ein.

Schon im März hatte Hendrik Witboi seinen Unterkapitän Samuel Isaak mit 30 Mann über den Auob nach Westen entsandt mit dem Auftrag, die nach den Kämpfen am Auob und bei Nunub*) nach Westen geflüchteten Witbois zu sammeln, oder, wenn sie nicht mitgehen wollten, ihnen Waffen und Munition abzunehmen. Außerdem sollte er mit Cornelius in Verbindung treten und ein einheitliches Zusammenwirken mit diesem vereinbaren, ein Auftrag, der wiederum beweist, wie planmäßig diese „Wilden" Krieg zu führen verstanden. Samuel gelangte glücklich bis in die Gegend südwestlich Gibeon, ohne jedoch Cornelius zu finden. Dagegen traf er Anfang April Stürmann, der bisher im Fischflußgebiet gewesen war, und machte sich mit diesem zusammen durch Überfälle auf Patrouillen und einzelne Transporte bemerkbar. Von einem Überfall auf eine Ochsenwagenkolonne am Packriem erzählt Samuel Isaak, daß sie, obwohl sie fünf Mann getroffen hätten, doch nicht mit der Bedeckung fertig werden konnten, weil diese gut aufgepaßt hatte und „ein Mann zu gut auf uns schoß." Als im April stärkere Kräfte nach Nordbethanien in Bewegung gesetzt wurden, wich Samuel in die Gegend südöstlich Gibeon aus. Samuel Isaak im Bethanierlande und auf dem Kalkplateau.

Um ihn zu fangen, setzte das Hauptquartier Anfang Mai mehrere zusammengestellte Abteilungen unter den Oberleutnants Sixt v. Armin, v. Böttticher und v. Goßler von Norden, Westen und Süden, sowie vom Auob her die 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments unter Hauptmann v. Hornhardt auf Goamus und Nuis in Marsch. Diese Unternehmung führte zwar nicht zur Einkreisung Samuels — dazu waren die deutschen Gefecht bei Mukorob. 13. Mai.

*) Seite 376.

Abteilungen zu schwach —, es gelang aber Hauptmann v. Hornhardt, der mit der 3. Kompagnie und den zusammengestellten Abteilungen südwärts vorstieß, Samuel bei Mukorob am 13. Mai im Morgengrauen so vollkommen zu überraschen, daß er unter Zurücklassung von 28 Gefangenen, etwa 100 Stück Vieh und mehreren Gewehren die Flucht ergreifen mußte. Eine einzige Granate hatte fünf seiner Orlogmänner niedergeschmettert. Nach diesem glücklichen Schlage verblieb die 3. Kompagnie zunächst zur weiteren Säuberung in der Gegend von Nuis—Mukorob. Samuel Isaak kehrte nach der erlittenen Schlappe über Daberas—Fahlgras zu seinem Kapitän zurück. Schon vorher hatte sich Stürmann von Samuel getrennt und war mit fünf Mann zum Kapitän gegangen, um Samuel zu verklagen. Die beiden Verbündeten waren nämlich so hart aneinander geraten, daß Samuel Isaak einmal im Begriffe war, Stürmann über den Haufen zu schießen.

Die Hottentotten am unteren Auob. Gefecht bei Kowes. 17. Mai.

Während dieses Zuges des Samuel Isaak hatte Hendrik mit der Masse seines Anhanges die Kalahari durchzogen. Die abwartende Haltung der deutschen Truppen erfüllte die bereits mutlos gewordenen Hottentotten allmählich wieder mit neuer Zuversicht: sie zogen, die Simon Kopper-Leute voraus, nach dem unteren Auob. Bei ihrem Eintreffen in der Nähe von Kowes stießen diese auf eine Patrouille der 5. Batterie, die sie bis auf einen Mann niedermachten.

Auf die Meldung hiervon brach Hauptmann v. Wolf am 17. Mai früh mit einem Geschütz und 28 Mann der 5. Batterie von Haruchas nach Kowes auf. Er fand unmittelbar bei Kowes eine Hottentottenpatrouille und zahlreiche, eben erst verlassene Feuerstellen. Als er dann mit seinen Reitern zur weiteren Aufklärung auf dem östlichen Ufer des Auob vorging, traf er auf eine überlegene Hottentottenabteilung, die die deutschen Reiter aus nächster Nähe mit einer Salve begrüßte. Die kleine Abteilung war überraschend auf einen erheblich überlegenen Gegner gestoßen, und der Kampf schien von Anfang an aussichtslos, zumal von den wenigen deutschen Reitern schon durch die erste Salve mehrere getötet und verwundet worden waren. Unter dem Schutze des am Auobrande auffahrenden Geschützes gelang es, ohne weitere Verluste das Gefecht abzubrechen und den Rückmarsch nach Kowes anzutreten, woselbst die Abteilung gegen 3^{00} nachmittags wieder vereinigt wurde. Hier trafen am Abend Major v. Uthmann mit einer Abteilung von 27 Gewehren von Gochas und um Mitternacht die 7. Kompagnie von Amadab ein, die auf die Meldung von dem Gefecht zur Unterstützung herangezogen worden waren.

Oberleutnant Häring fällt.

Eine dritte Abteilung unter dem Oberleutnant Häring von der Funkentelegraphenabteilung hatte Major v. Uthmann ebenfalls von Gochas über Aubes und dann auf dem östlichen Auobufer vorgehen lassen, mit dem Auftrage, falls das Gefecht noch im Gange sei, in dieses von der Flanke her einzugreifen. Oberleutnant Häring traf, mit seinen dreizehn Reitern in breiter Front auf mehreren Dünen südwärts reitend, etwa 3 km südöstlich Aubes gegen 6^{00} nachmittags auf einige Hottentotten. Er

versuchte, sich in den Dünen verborgen zu halten, wurde aber von den Hottentotten entdeckt und beschossen. Während des sich entspinnenden Gefechts kamen von Westen weitere Hottentotten heran, die offenbar von dem Gefecht bei Kowes zurückkehrten und die schwache deutsche Patrouille unter ein vernichtendes Kreuzfeuer nahmen. Oberleutnant Häring wurde von mehreren Schüssen getroffen, mit dem tapferen Führer fielen sieben Mann der Abteilung. Die übrigen konnten, da die Hottentotten nach einiger Zeit, offenbar infolge der Kunde von dem Anmarsch weiterer deutscher Kräfte von Norden her, von der Patrouille abließen, sich in den Dünen verstecken und später, zum Teil verwundet, nach Haruchas retten. Die Patrouille hatte sich entschlossen gewehrt, die Hottentotten haben nach Angabe Isaak Witbois in dem kurzen Gefecht sieben Tote verloren.

Die 7. Kompagnie, die am 18. Mai die Umgegend von Kowes absuchte, fand noch einen tödlich verwundeten Reiter, es gelang ihr aber nicht, die Hottentotten für den Tod so vieler braver deutscher Soldaten*) zu strafen. Die Witbois flohen erst in östlicher, dann in südlicher Richtung in die Kalahari, während Simon Kopper sich für immer von ihnen trennte und in die nördliche Kalahari zurückkehrte. Wiederholte Vorstöße, die Major v. Estorff aus der Gegend von Kowes und Gochas in die Kalahari unternehmen ließ, führten nur zur Entdeckung einzelner alter Spuren.

Die Witbois verschwinden vollkommen in der Kalahari.

Hendrik Witboi war inzwischen mit seinem Anhang in die Gegend von Geiab ausgewichen, wo er sich ohne Wasser mit Hilfe von Tschammas kümmerlich durchschlug. Bei der Wasserlosigkeit dieser Gegend waren die Witbois nicht nur vor einem Angriff, sondern sogar vor jeder Beobachtung durch deutsche Patrouillen sicher. Da die abzusperrende Linie von Koes über Stamprietfontein bis Aminuis rund 350 km lang war, lief diese Absperrung lediglich auf eine Beobachtung hinaus, und je nachdem man die Witbois den unbestimmten Nachrichten von Eingeborenen und umherschwirrenden Gerüchten zufolge mehr im Süden oder Norden des abgesperrten Gebiets vermutete, wurden die einzelnen schwachen deutschen Abteilungen schleunigst durch Truppenverschiebungen auf der Grundlinie verstärkt. Ende Mai tauchten zum ersten Male Gerüchte auf, nach denen Hendrik mit Manasse Noroseb und Simon Kopper auf englischem Gebiet in der Gegend von Lehututu**) sitzen sollte, wo er sich anscheinend mit Kleidung, Lebensmitteln und Munition neu versorge. Alle diese Nachrichten scheinen jedoch nach den späteren Aussagen der gefangenen Witboiführer, trotz der Bestimmtheit, mit der sie auftraten, unzutreffend gewesen zu sein. Vielleicht sind sie von den Witbois absichtlich ausgestreut worden, um die Deutschen irre zu führen. Jedenfalls herrschte bei diesen geraume Zeit völlige Ungewißheit über den Verbleib des Feindes.

*) Anlage 2. **) Etwa in Höhe von Aminuis 250 km östlich der Grenze.

Die Witbois ziehen in das Bethanierland. Juni/Juli.

Mitte Juli wurde indes plötzlich aus der Gegend von Gibeon—Daberas der Durchzug kleinerer Hottentottenbanden nach der Hudup-Gegend gemeldet. Eine Erkundung der Gegend zwischen Koes, Kiriis (Ost) und Blumpütz ergab Ende Juli, daß aus der Gegend von Aminuis — Lochkolk — Garinais zahlreiche Spuren nach Westen führten. Bald tauchten auch Witbois bei Mukorob, Rietkühl und Seß-Kameelbaum auf und schließlich brachten Ende Juli Berseba-Leute die Meldung, daß Hendrik Witboi und Samuel Isaak selbst am Hudup gesehen worden seien. Diese Nachricht kam so überraschend, daß man zunächst an ihre Richtigkeit nicht recht glauben wollte; als dann aber durch eine sehr geschickt gerittene Patrouille des später bei Kub gefallenen Leutnants v. Schweinichen die Anwesenheit zahlreicher Witbois im Tale des Tscheib, eines westlichen Nebenflusses des Leberflusses, festgestellt wurde, bestand kein Zweifel mehr: Hendrik hatte mit seinen Orlog-Leuten die deutsche Absperrungslinie am Auob durchbrochen, ohne daß die hier stehenden Abteilungen etwas davon wahrgenommen hatten.

Wie nunmehr durch die Aussagen Samuel Isaaks und Isaak Witbois bekannt geworden ist, war Hendrik bereits im Juni zwischen Persip und Koes über Daberas in die Gegend westlich Gibeon entkommen. Bei den hier absperrenden deutschen Abteilungen muß mithin in jener Zeit der Aufklärungsdienst versagt haben, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß sich die Aufklärung des Geländes zwischen Persip und Koes besonders schwierig gestaltete, da hier eine Durststrecke von 120 Kilometer mit schwerem Dünensand zu überwinden war; auch war gerade in dieser Zeit der Hafernachschub über Hasuur besonders mangelhaft, so daß die Pferde zu großen Leistungen wenig befähigt waren. Einige Wochen zuvor hatte bereits Stürmann, der Prophet, den Zug nach Westen begonnen. Schon Ende Mai hatte er sich wegen der gegen ihn immer noch herrschenden sehr gereizten Stimmung eines großen Teiles der Witbois von diesen wieder getrennt und war, zwischen Persip und Koes die deutschen Linien durchbrechend, in die Fischflußgegend zurückgekehrt.

Hendriks Räubereien im Bethanierlande.

Hendrik hatte vor allem die Not zu dem Durchbruch bewogen; in der Nähe der Etappenstraße Windhuk—Keetmannshoop hoffte er, gute und lohnende Gelegenheit zu Überfällen und Räubereien zu haben und sich und seine Leute mit reichlichen Vorräten versehen zu können. Er und seine Unterführer entwickelten auch alsbald eine lebhafte Tätigkeit. So überraschten Isaak Witboi und Elias am 7. Juli einen Pferdeposten der 2. Ersatzbatterie bei Maltahöhe, töteten oder verwundeten die Wache*) und trieben 43 Pferde ab. Am 20. Juli überfiel Hendrik Witboi selbst bei Seß-Kameelbaum zwischen Gibeon und Kub einen Wagentransport und nahm fünf Wagen mit Bekleidung und Verpflegung weg. Gelegentlich mißlang den kühnen Räubern auch ein Anschlag. So erzählt unter anderem Samuel Isaak von dem Überfall, den Hendrik

*) Anlage 2.

am 27. Juli auf die nur schwach besetzte Station Gainaichas am Großen Brukkaros machte, daß „die Reiter so ausgezeichnet schossen, daß der ganze Orlog floh". „Vor Sonnenuntergang," so berichtet Samuel, „stießen wir auf zwei Reiter, die beschossen wurden. Ein Reiter fiel und wir bekamen auch sein Gewehr. Der andere aber ging in ein Haus hinein und erschoß durch ein kleines Fenster einen Witboi. Darauf gingen wir zurück; obwohl wir 150 Mann stark waren, wagten wir nicht, das Haus zu stürmen, denn als der Soldat den Witboi erschossen hatte, bekamen wir Angst. Um das Haus herum war gutes Schußfeld und er hätte uns auch totgeschossen."

Hendrik Witbois Unterführer Elias.

Nach Angaben von Isaak Witboi soll indessen bei dem Durchbruch Hendriks dessen Hauptzweck gewesen sein, sich mit seinem Unterführer Elias zu vereinigen, der immer noch in der Gegend nordwestlich Gibeon sein Unwesen trieb.

Gegen ihn und Gorub, die beide auch nach der Unternehmung des Hauptmanns v. Zwehl*) im Februar und März die Gegend nordwestlich Gibeon unsicher gemacht hatten, waren seither wiederholt deutsche Abteilungen entsandt worden. Oberleutnant Böttlin hatte ihre vereinigten Werften am 6. April im Tsub-Revier mit seinen Bastards und 20 Reitern unter Oberleutnant Wilm überfallen und unter schweren Verlusten in die Flucht gejagt. Im Mai unternommene Streifen von Kolonnenmannschaften unter Oberleutnant Leisner und der 2. Kompagnie 1. Feldregiments führten zu keinen größeren Zusammenstößen mit dem Feinde. Die Reste der Banden waren in den unzugänglichen Bergen südlich vom Keitsub verschwunden, und da sie keine nennenswerte Gefechtskraft mehr besaßen, war ihre Verfolgung zunächst aufgegeben worden.

Der Herero Andreas stößt zu den Witbois.

Einige Wochen später erhielten die Witbois noch einen erheblichen Zuwachs an Gefechtskraft von einer in den Zarisbergen sitzenden Bande des Hereros Andreas. Dieser war zum ersten Male im März 1905 gelegentlich einer Streife durch das Komashochland bemerkt worden. Er lieferte am 26. März der 1/2 2. Etappenkompagnie bei Groß-Heusis ein ernstes Gefecht, in dem er nach fünfstündigem Kampfe mit einem Verlust von 20 Toten geworfen wurde, während die deutsche Abteilung einen Offizier und drei Mann verlor.**) Eine weitere, Mitte April begonnene Unternehmung führte am 12. Mai zu einem unentschiedenen Gefecht der Ersatzkompagnie 1a bei Hosasis am Gaob, einem Nebenfluß des Kuiseb.**) Darauf wurde der Generalstabsoffizier des Etappenkommandos, Major Maercker, mit dem Oberbefehl über die gegen Andreas fechtenden Truppen betraut. Er ließ Ende Mai eine zusammengestellte Abteilung unter Oberleutnant Willecke von Ururas Kuiseb aufwärts, die verstärkte 2. Etappenkompagnie unter Hauptmann Blume von Jakalswater über Tinkas auf Hosasis vorgehen, wo die Ersatzkompagnie 1a mit den zugeteilten Abteilungen verblieben war und Andreas den Weg nach Osten versperrte. Bei der Ausführung dieser Bewegungen traf die 2. Etappenkompagnie am 27. Mai bei

*) Erstes Heft, Seite 124/125. **) Anlage 2.

Goachas auf den Feind und veranlaßte ihn zum Zurückgehen auf Geinunghos am Rutile. Von dort zog Andreas plötzlich über Hornkranz nach Südosten, anscheinend, um zu Hendrik Witboi durchzubrechen, und näherte sich der Etappenlinie Rehoboth—Gibeon, ehe die verfolgenden Truppen ihn einholen konnten. Durch die Aufmerksamkeit und Umsicht aller gerade an dieser Etappenstrecke befindlichen Truppen und Kolonnen gelang es indes, ihm von Rehoboth, Tsumis und Kub aus drei schnell gesammelte Abteilungen entgegenzuwerfen, die ihn unter Hauptmann Wunsch am 9. Juni bei Atis entscheidend schlugen. Mit einem Verlust von zahlreichen Toten, Vieh und Hausgerät floh er in gänzlicher Auflösung nach Westen.

Mitte Juni versuchte er, sich noch einmal im Kam-Tale, südöstlich von Nauchas, zu setzen, floh aber beim Herannahen der deutschen Verfolgungsabteilungen eiligst in westlicher Richtung weiter. Seine Bande war dann auseinandergelaufen. Eine kleine Anzahl Andreas-Leute stellte sich Mitte Juli in der Walfischbai den englischen Behörden. Der größere Teil, darunter Andreas selbst, hatte sich nach Südwesten dem Zarisgebirge zugewandt, wo er sich später mit den Witbois vereinigte.

9. Das Ende Hendrik Witbois und seines Stammes.

Die veränderte Lage.

Der Durchbruch Hendriks durch die deutsche Absperrungslinie und sein plötzliches Erscheinen in der Gegend westlich Gibeon veränderte mit einem Schlage die gesamte Lage auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. Endlich war der Schleier über den Verbleib dieses Feindes gelüftet und es galt, unverzüglich Maßnahmen zu treffen, diesen gefährlichen Gegner unschädlich zu machen. Niemandem kam dieser Wechsel des Kriegsschauplatzes gelegener als dem General v. Trotha. Während Hendrik in den Schlupfwinkeln der Kalahari für die deutschen Waffen kaum erreichbar war, und die Schwierigkeiten, welche die Heranführung des Nachschubs für die Truppen bis in die Wüstenzone mit sich brachte, fast unüberwindlich waren, bestand jetzt die Möglichkeit, den Feind in einem für die deutsche Zufuhr leichter zu erreichenden Gelände zu stellen und zu einer Waffenentscheidung zu zwingen.

General v. Trotha ordnet die Umstellung Hendriks im Bethanierlande an.

Unverzüglich ging der Oberkommandierende mit der gründlichen Sorgfalt und der rücksichtslosen Tatkraft, die allen seinen kriegerischen Unternehmungen eigen war, an die Vorbereitung und Durchführung des schon so lange geplanten Schlages, durch den dem Hauptanstifter des Hottentotten-Aufstandes, dem „allmächtigen Hendrik", der Todesstoß versetzt werden sollte. Die zur Zeit mit Morenga schwebenden Unterhandlungen*) gestatteten, erhebliche Kräfte vom Süden heranzuziehen und sich für die Unternehmung gegen Hendrik so stark wie nur irgend möglich zu machen. Morenga und Hendrik Witboi gleichzeitig anzugreifen, war im Hinblick auf die beiderseitigen Stärkeverhältnisse sowie mit Rücksicht auf die mangelhafte Leistungsfähigkeit der

*) Seite 376.

Etappen ausgeschlossen. Denn außer den beiden Hauptgegnern Morenga und Hendrik Witboi mußten auch noch Banden am unteren Fischfluß, in den Oranjebergen, und im Zarisgebirge beobachtet werden. General v. Trotha stand somit nur vor der Wahl, ob er Morenga oder Hendrik zuerst angreifen wollte. Truppen aus dem nördlichen Namalande in den Südbezirk zu ziehen, war mit Rücksicht auf die Lage im Namalande unmöglich. Die Rückkehr Hendriks bedrohte nicht nur sämtliche Etappenstraßen, sondern konnte auch die Treue der Berseba-Hottentotten, vielleicht auch der Rehobother Bastards ins Wanken bringen. So machten es taktische, politische und Verpflegungsrücksichten erforderlich, zunächst Hendrik anzugreifen. Mit Morenga beschloß General v. Trotha, die Verhandlungen, selbst als er von ihrer Ergebnislosigkeit längst überzeugt war, doch zum Schein fortzuführen.

Gegen die bald im Tsacheib-, bald im Kutip-, bald im Keitsubtale auftretenden Witbois beabsichtigte General v. Trotha mit mehreren Abteilungen aus verschiedenen Richtungen vorzugehen. Anfang August befahl er die Versammlung von fünf Abteilungen*) unter den Majoren Maercker, Meister, v. Estorff, v. Lengerke und dem Hauptmann v. Koppy auf der Linie Maltahöhe—Seß-Kameelbaum—Gibeon—Gründorn—Berseba—Arugoams—Besondermaid.**) Es sollten sich sammeln:

Abteilung Maercker in der Linie Kleinfontein—Maltahöhe—Breckhorn,
Abteilung Meister in der Linie Seß-Kameelbaum—Gibeon,
Abteilung Estorff an der Straße Gibeon—Berseba,
Abteilung Lengerke in der Linie Tses—Arugoams,
Abteilung Koppy in Besondermaid.

Bis zur Beendigung der durch diese Anordnungen nötig gewordenen umfangreichen Truppenverschiebungen sollten die Witbois nicht durch Vorsenden stärkerer Abteilungen beunruhigt, sondern möglichst nur durch Eingeborene beobachtet werden. Nur bei Durchbruchsversuchen hatten alle erreichbaren Truppen energisch zuzufassen. Die Verbindung der einzelnen Abteilungen untereinander erfolgte durch bewegliche Funkenstationen, die auch hier wieder vortreffliche Dienste leisteten.

Hendrik Witboi entschlüpft nach Osten. 8. August.

Hendrik Witboi wurde auch dieses Mal von dem ihm drohenden Schlage rechtzeitig in Kenntnis gesetzt. In klarer Würdigung der sich über ihm zusammenziehenden Gefahr brach er am 8. August mit etwa 50 Orlog-Leuten bei Nauchabgaus durch die deutsche Linie nach Osten durch. Die in dieser Gegend stehende 1/2 7. Batterie unter Oberleutnant Stage erhielt am Nachmittage des 8. August durch eine Patrouille Nachricht von dem Durchzuge der Witbois und nahm sofort die Verfolgung auf. Sie erreichte noch am selben Abend das Lager der Witbois. Es gelang ihr mit Kartätschen unter die völlig überraschten Hottentotten zu schießen und den Feind nach einstündigem Gefecht zu eiliger Fortsetzung seiner Flucht zu veranlassen.

*) Kriegsgliederung der zum Kampf gegen Hendrik Witboi bestimmten Truppen siehe Anlage 3.
**) Skizze 17.

Der Unterkapitän Samuel Isaak wurde hierbei verwundet. Bei der weiteren Verfolgung gelang es der gleichfalls herbeigeeilten 6. Kompagnie 2. Feldregiments (v. Bentivegni) und der Halbbatterie Stage jedoch nicht mehr, den Feind einzuholen.

Konzentrische Operation gegen die Banden im Bethanierlande.

Wenn es auch Hendrik leider gelungen war, sich für seine Person rechtzeitig zu retten, so hielt General v. Trotha doch an der Durchführung seiner geplanten Unternehmung fest, da sich die große Mehrzahl der Witbois und zahlreiche kleinere Banden noch im Nordbethanierlande befinden mußten. Bald trafen auch Meldungen ein, nach denen starke Hottentotten-Abteilungen noch westlich vom unteren Leberfluß saßen und mehrere Banden vom Kutip und Tsacheib nach Nordwesten zogen, während eine schwächere Abteilung vom Fischfluß her nördlich an Gainaichas vorbei in der Richtung auf Hornkrans (Süd) marschierte. Spätere Meldungen bestätigten das Ausweichen der Hottentotten nach Westen.

General v. Trotha, der sich in Begleitung der Kompagnie Ritter (2/1) am 18. August von Keetmannshoop nach Berseba begeben hatte, ordnete daher am 24. August den Vormarsch der Abteilungen Meister, Estorff und Lengerke aus der Linie Seß-Kameelbaum—Berseba über die Linie Maltahöhe—Chamis und der Abteilung Koppy über Chamis gegen das Tirasgebirge an. Die Abteilung Maercker sperrte die Linie Heitamas—Nam—Maltahöhe—Karichab und besetzte mit den ihr zu Besatzungszwecken zugewiesenen Truppen die nördlich dieser Linie gelegenen Hauptpunkte des Bethanierlandes und vor allem die Eingänge zur Naukluft, da die Vermutung nahe lag, daß die Hottentotten diesem alten Zufluchtsort zustreben würden. Eine neugebildete Abteilung unter Hauptmann v. Hornhardt, — 3. und 6. Kompagnie 2. Feldregiments, 1. Ersatzkompagnie, 1/3 Maschinengewehr-Abteilung 1, 1/2 3., 5. Batterie und je eine von den Abteilungen Estorff und Meister abgegebene Halbbatterie —, übernahm die Sicherung der Etappenstraße Windhuk—Keetmannshoop sowie die Besetzung des Kalkplateaus und des Auobtals, die Kompagnie Ritter hatte die Zwiebelhochebene zu säubern und dann nach Chamis am Konkipfluß zu rücken.

Die deutschen Abteilungen marschieren über die Zwiebelhochebene 25. August.

Am 25. August begann der Vormarsch der deutschen Abteilungen von Osten nach Westen. „Die Anstrengungen der Truppen", berichtet General v. Trotha, „die sich teilweise zwei bis drei Tage ohne Wasser behelfen mußten, wurden durch die Unwegsamkeit des Geländes und die knapp bemessene Verpflegung außerordentlich große, aber sie wurden mit zäher Energie überwunden."

Der Feind, dessen Führung nach dem Weggang des Kapitäns der Feldkornet Elias wieder übernommen hatte, erkannte rechtzeitig die ihm drohende Gefahr und wich überall ohne Kampf in westlicher Richtung und, als das Vorgehen der Abteilung Koppy sich fühlbar machte, nach Nordwesten aus, um in den schwer zugänglichen Schlupfwinkeln der Namib Schutz zu suchen. Nur wenige Hottentotten blieben unter dem Witboi-Großmann Sebulon in den Schluchten des Schwarzrandes

zurück. Die übrigen Banden überschritten von Mitte August ab teils einzeln, teils in Gruppen die Pad Kleinfontein—Kosos.

Major Maercker ließ auf die zuerst von Leutnant v. Schweinichen hierüber erstattete Meldung die 2. Ersatzkompagnie nach Süden vorgehen. Sie stieß am 24. August bei Gorab auf die von Elias selbst geführte Bande und schritt sofort zum Angriff. Es gelang den Hottentotten indessen, den Abzug ihrer Werft nach Westen zu decken und ohne nennenswerte Verluste die den Deutschen bisher unbekannten Achab-Berge zu erreichen. Dort trafen sie den Herero Andreas*), der mit 70 bis 80 mit modernen Gewehren bewaffneten Männern eine wertvolle Verstärkung bildete. Außerdem stießen dort Bethanier unter Hendrik Brandt und weitere Banden unter Gorub zu ihnen.

Major Meister wird mit dem Angriff gegen Elias beauftragt.

Sobald durch die bis zum Wüstenrand vorgetriebene Aufklärung festgestellt war, daß außer dem westlich Zaris sitzenden Feind nirgends mehr stärkere Hottentottentrupps im Nordbethanierlande vorhanden waren, wurde Anfang September Major Meister mit seiner Abteilung, der Abteilung Maercker und der bisher zur Abteilung Estorff gehörigen 4. Kompagnie 2. Feldregiments mit dem Angriff auf diesen Feind betraut. In seinem Rücken besetzte Hauptmann Moraht mit der 1. und 2. Kompagnie 2. Feldregiments und der 1/2 3. Batterie die Linie Grootfontein—Kleinfontein—Chamhawibtal, um ein Zurückströmen der Hottentotten nach Osten zu verhindern. Die Abteilung Koppy blieb in der Gegend der Sinclair-Mine. Alle übrigen Truppen, Abteilung Estorff ohne 4. Kompagnie und Abteilung Lengerke, wurden dem Major v. Estorff unterstellt, der mit ihnen das östliche Namaland säubern sollte, wo Hendrik Witboi sich bereits durch zahlreiche Viehdiebstähle wieder bemerkbar gemacht hatte.

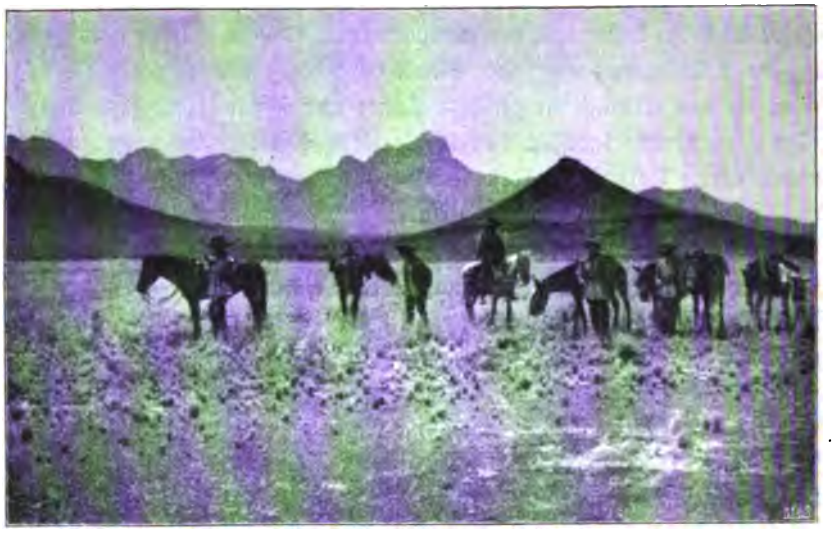
Zunächst begann nun wieder eine lebhafte Aufklärungstätigkeit. Major Maercker stellte persönlich bei einer Erkundung, die er am 2. und 3. September mit einer Patrouille der 2. Ersatzkompagnie unternahm, Hereropostierungen in den Achab-Bergen fest. Eine Patrouille der Ersatzkompagnie 1a unter Hauptmann Buchholz umritt von Nam aus die Achab-Berge im Süden und stieß auf der Westseite des Gebirges auf eine Hottentottenbande, die nach kurzem Gefecht unter Verlust von zwei Toten und einer Herde Kleinvieh in das Gebirge flüchtete. Es war also mit Sicherheit festgestellt, daß der Feind in den Achab-Bergen saß. Major Meister war entschlossen, ihn dort anzugreifen. Der Angriff erforderte aber insbesondere wegen der Wasserarmut der Gegend umfassende Vorbereitungen.

Anordnungen für den Angriff.

Es wurde angeordnet, daß die Abteilung Maercker — Ersatzkompagnien 1a und 2 und 6. Batterie — von Zaris vorgehend, am 10. bei Tagesanbruch in die in das Achab-Gebirge hineinführende Haruchas-Schlucht**) eindringen und die dort vermutete feindliche Werft angreifen solle, während Major v. Uthmann mit der 7. Kompagnie 1. Regiments, der 4. 2. Regiments und der 1/2 8. Batterie, die bisher bei Nam

*) Seite 387/388. **) Textskizze Seite 395.

Abbildung 27.



Blick von der Namib auf die Achab-Berge.

Abbildung 28.

Laſtkamele.

gestanden hatte, den Nordwestausgang der Schlucht sperren sollte, in der die feindliche Werft lag. Seßrim, Nabis und Zwartmodder blieben von der 5. Kompagnie 2. Feldregiments, Zaris durch Teile der Abteilung Maercker, Nam und Gorab durch solche der Abteilung Uthmann besetzt.

Das Gelände, in das der Befehl des Majors Meister die deutschen Abteilungen wies, die östliche Namib, ist eine weite, ebene Grassteppe, die von wasserlosen, mit Bäumen bestandenen Revieren durchzogen wird, und aus der sich zahlreiche schroffe Gebirgsstöcke von verschiedener Ausdehnung, oft 6—800 m hoch erheben. Diese Gebirge werden von zahllosen, mit Steingeröll bedeckten Schluchten durchzogen, deren Wände oft mehrere hundert Meter hoch aufsteigen.

Wasser findet sich nur in einzelnen Schluchten und Felsspalten der größeren Gebirgszüge. Die Wasserversorgung einer in der Namib operierenden Truppe ist deswegen eine sehr schwierige Frage. Sie wurde bei der Abteilung Uthmann nur durch die Bildung eines Kameelkorps für den Wassertransport gelöst. Die Unbekanntheit der ganzen Gegend und das Versagen der eingeborenen Führer zwangen zu umfangreichen und zeitraubenden Erkundungen, deren sachgemäße und gründliche Ausführung in erster Linie dem Major Maercker, einem in Europa und Asien als Topograph vielfach bewährten Offizier, zu danken war. Die für die Unternehmung getroffenen Anordnungen fußten sämtlich auf seinen sorgsamen und richtigen Erkundungen.

Die Abteilung Maercker stößt durch die Haruchasschlucht vor. 10. September.

Trotz aller Schwierigkeiten traf die Abteilung Maercker, die am 9. September abends Zaris verlassen hatte, am 10. um 3^{40} morgens am Osteingang der Haruchasschlucht ein. Nach kurzer Rast wurde der Marsch in der Schlucht zu Fuß fortgesetzt, während Patrouillen die Schluchtränder erklommen. Nach anderthalbstündigem Marsch war die Wasserstelle Haruchas erreicht, wurde aber zur allgemeinen Enttäuschung frei vom Feinde gefunden. Dieser hatte die Gegend anscheinend schon vor mehreren Tagen verlassen. Erst als um 7^{00} morgens die Wasserscheide erreicht war, von der eine zweite Schlucht in westlicher Richtung bergab führt, sah man einige Hottentotten mit weißen Hüten, also Witbois, davoneilen.

Major Maercker folgte ihnen unverzüglich mit 45 Freiwilligen, während er die durch den langen Nachtmarsch ermüdete Abteilung zurückließ. Er drang bis zum Westausgang der Schlucht vor, die zahlreiche Spuren von Menschen und Tieren und eben verlassenen Feuerstellen aufwies, fand aber weder den Feind, noch die Abteilung Uthmann, die nach dem Befehl des Majors Meister dort bereits am 10. vor Tagesanbruch hatte eintreffen sollen. Nachdem Major Maercker bis 3^{00} nachmittags gewartet hatte, trat er den Rückmarsch nach der Wasserscheide an.

Unterwegs wurde eine Patrouille der 2. Ersatz-Kompagnie unter Leutnant Lorenz, die ermattete Mannschaften nachbringen sollte, plötzlich von Hottentotten angegriffen. Es entstand ein lebhaftes Gefecht, in das schließlich Major Maercker mit seinen sämtlichen Leuten eingreifen mußte. Erst mit Einbruch der Dunkelheit verstummte das Feuer

und der Rückmarsch konnte fortgesetzt werden. In der Dunkelheit sah man dann auf dem Gebirgskamm nördlich der Schlucht zahlreiche Feuer aufleuchten. Der Feind stand also den Deutschen unmittelbar gegenüber. Erst nach 1^{00} nachts traf die kleine Abteilung am Osteingang der Haruchasschlucht wieder ein, wo das Gros inzwischen ein Lager aufgeschlagen hatte. Die Patrouille Lorenz hatte bei dem plötzlichen Angriff der Hottentotten zwei Tote verloren, Leutnant Lorenz selbst war schwer verwundet worden.*) Nicht weniger als 32 Stunden waren die deutschen Reiter unter den schwierigsten Umständen unterwegs gewesen.

Abbildung 29.

Abstieg in der Haruchasschlucht.

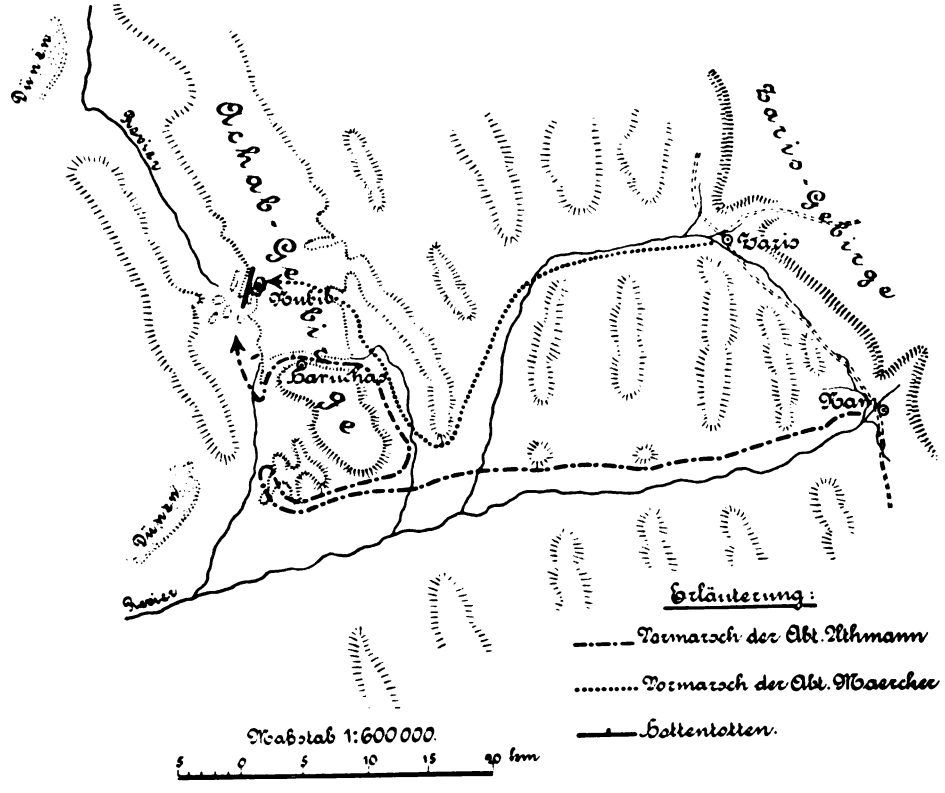
Im Lager erhielt Major Maercker von dem Feldwebel Klinge, der mit einer Patrouille in nördlicher Richtung auf den Kamm des Gebirges entsandt gewesen war, die Meldung, daß er dort etwa 150 Hottentotten bemerkt habe, die aus einer großen Werft am Westhang des Gebirges gekommen seien. Es war somit kein Zweifel mehr: der mit so großem Kraftaufwand und unter so gewaltigen Anstrengungen verfolgte Feind war endlich gestellt. Ehe indessen zum Angriff geschritten wurde, mußte festgestellt werden, was aus der Abteilung Uthmann geworden war. Einer nach dem Südeingang der Hauptschlucht entsandten Patrouille gelang es, hier am 11. früh die Verbindung mit der Abteilung zu gewinnen.

*) Anlage 2.

Diese hatte, begleitet von Major Meister, am 9. September 3^{00} nachmittags Nam verlassen. Da der eingeborene Führer sich als unzuverlässig erwies, hielt man sich an eine Erkundungsskizze des Majors Maercker. Das Gelände war so unwegsam und schwierig, daß die Artillerie und die gesamten Tiere bald zurückgelassen werden mußten. Die deutschen Reiter setzten den Marsch zu Fuß mit kurzen

Der Vormarsch der Abteilung Uthmann.

Skizze des Vormarsches der Abteilungen Uthmann und Maercker zum Gefecht bei Nubib.



Unterbrechungen bis 3^{00} morgens fort. Dann wurde bis Tagesanbruch gerastet. Um 9^{30} morgens wurde der Eingang zu einer Schlucht erreicht, die nach den Angaben des Führers und nach der zurückgelegten Entfernung das gesuchte Westende der Haruchasschlucht sein konnte. Tatsächlich war indessen die Abteilung noch nicht weit genug nach Norden vorgedrungen. Da es weder durch Patrouillen noch durch Funkentelegraph oder Lichtfernsprecher gelang, Verbindung mit der Abteilung Maercker zu erhalten, marschierte Major Meister nach einiger Zeit mit der Abteilung Uthmann bis in die Nähe des Südeingangs der Hauptschlucht der Achab-Berge zurück, wo sie am 11. 1^{00} vormittags wieder eintraf. Dort erhielt Major Meister die Meldung

von der Abteilung Maercker über das tags zuvor stattgehabte Gefecht. Er ließ sofort wieder aufbrechen und traf 5^{30} morgens im Lager des Majors Maercker ein.

Der Angriff wird auf den 13. September verlegt.

Nachdem Major Meister über die Lage aufgeklärt worden war, beschloß er den für den 10. beabsichtigten Angriff nunmehr am 13. September auszuführen. Von einem sofortigen Angriff mußte er wegen der großen Erschöpfung der Mannschaften Abstand nehmen, zumal diesen noch erhebliche Anstrengungen bevorstanden. Die entstehende Pause war auch zur weiteren Erkundung des Angriffsgeländes dringend erforderlich und wurde hierzu eifrigst ausgenutzt.

Für den Angriff am 13. ordnete Major Meister an, daß die Abteilung Maercker, verstärkt durch die 4. Kompagnie der Abteilung Uthmann, den vom Feinde besetzten Bergzug von Nordosten her angreifen solle. Die inzwischen nachgezogene $^1/_2$ 8. Batterie erhielt Befehl, auf der Wasserscheide der Haruchasschlucht in Stellung zu gehen, während Major v. Uthmann mit der 7. Kompagnie und der Maschinengewehr-Sektion die nach der Namib führenden Gebirgsausgänge sperren sollte. Der Lagerplatz sollte von schonungsbedürftigen Mannschaften besetzt bleiben. Major Meister schloß sich der Abteilung Maercker an.

Während auf deutscher Seite alles in fieberhafter Spannung war, und der entscheidende Schlag mit größter Umsicht vorbereitet wurde, waren die Hottentotten völlig sorglos und ließen sich durch das sich drohend über sie zusammenziehende Gewitter um so weniger stören, als sie sich in diesem Schlupfwinkel vor der deutschen Verfolgung völlig sicher fühlten; sie feierten, wenn man den Aussagen eines ihrer Führer, des Gorub, glauben darf, fröhliche Hochzeit, hatten viel geschlachtet und tanzten bis spät in die Nacht hinein. „Wir hatten keine Ahnung, daß der deutsche Orlog kam und glaubten auch nicht, daß die Deutschen uns hier finden würden."

Der Anmarsch der Deutschen zum Gefecht bei Rubib.

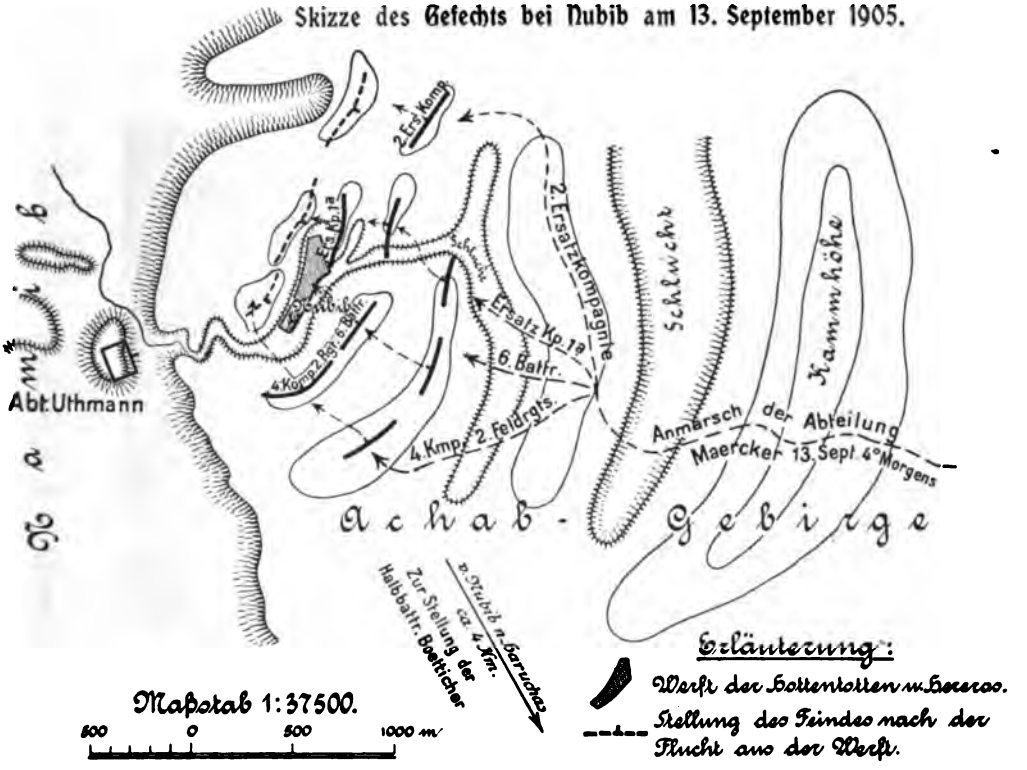
Die zur Absperrung im Westen bestimmten Truppen unter Major von Uthmann traten am 12. September 7^{00} abends den Marsch durch die Haruchasschlucht an. Sie nahmen wegen Wassermangels nur 20 Pferde mit, Kameele mit Wasserbehältern folgten. Um 4^{00} morgens erreichte die Abteilung den Westrand des vom Feinde besetzten Gebirgsstocks und sperrte drei nach Westen führende Schluchten ab.

Die $^1/_2$ 8. Batterie, die nach den am 12. vorgenommenen Erkundungen an der befohlenen Stelle nur ein Geschütz in Stellung bringen konnte, schaffte dieses in der Nacht auf dem unter Leitung des Leutnants Müller hergerichteten Wege dorthin. Ein nachträglich nötig gewordener Stellungswechsel wurde unter großen Schwierigkeiten ausgeführt. Von 1^{00} morgens ab war Oberleutnant v. Böttticher bereit, dem Befehl des Majors v. Uthmann entsprechend, das Feuer auf die Hottentotten zu eröffnen, sobald das Gewehrfeuer der Abteilung Maercker zu hören sei.

Noch am Abend des 12. September war Major Maercker mit seinen Truppen an den Punkt herangerückt, wo er den Aufstieg auf die Rubibhöhen ausführen wollte, und hatte diesen 11^{30} nachts begonnen. 4^{15} vormittags war der Gebirgskamm erreicht. Major Maercker entwickelte nun seine Abteilung zum Angriff. Die 4. Kom-

pagnie sollte am linken Flügel gerade auf die sichtbaren Feuer losgehen, rechts im Anschluß an sie die Mannschaften der 6. Batterie, des Stabes, die Ersatzkompagnie 1a und die 2. Ersatzkompagnie. Der Angriff sollte vom rechten Flügel aus beginnen. Als der Tag dämmerte, bemerkte man, daß man vom feindlichen Lager noch sehr viel weiter entfernt war, als man geglaubt hatte. Major Maercker ließ infolgedessen den Vormarsch fortsetzen, wobei die 2. Ersatzkompagnie nördlich, die übrigen Truppen südlich ausholten, um dem Gegner ein Ausweichen nach diesen Richtungen zu erschweren. Es

Skizze des Gefechts bei Nubib am 13. September 1905.



gelang, die Mitte und den linken Flügel bis 6^{30} morgens unmittelbar an die Werft der Hottentotten heranzuführen, ohne daß diese irgend etwas bemerkt hätten. In tiefster Stille und unter äußerster Spannung wurde das Herankommen der 2. Ersatzkompagnie abgewartet, die wegen des schwierigen Geländes nicht vor einer Stunde eintreffen konnte. War sie erst zur Stelle, so mußte der Überfall ein großer Schlag werden.

Die 8. Batterie beginnt das Feuer. 6^{30} morgens Überrumpelung des Hottentottenlagers.

Aber ehe noch die 2. Ersatzkompagnie herangekommen war, schlug plötzlich, kurz nachdem Major Maercker vor der Werft eingetroffen war, eine Granate mitten in das Lager des Feindes, wo sie die größte Verwirrung hervorrief. Aber auch der deutsche Führer war von diesem Verhalten der Artillerie peinlich überrascht. Was konnte sie nur zu dieser vorzeitigen Feuereröffnung veranlaßt haben? Ober-

leutnant v. Böttticher hatte von der Stellung seines Geschützes aus Bewegung in der feindlichen Werft zu bemerken geglaubt. Da ihm jedoch kein Heliograph zur Verfügung stand, konnte er sich nicht durch eine Anfrage über die Lage bei der Abteilung Maercker unterrichten. In dem Glauben, daß jetzt jede weitere Zögerung untunlich sei, eröffnete er das Feuer. Damit wurde aber die beabsichtigte vollkommene Umzingelung der Hottentotten, die dank deren Unachtsamkeit schon fast gelungen war, vereitelt.

Abbildung 30.

Schützen der 6. Batterie im Gefecht bei Nubib.

Immerhin war die Überraschung des Feindes groß. „Am frühen Morgen," erzählt Elias, „fiel eine Granate in die Werft. Ich sagte zu meiner Frau: »Nimm das Zeug zusammen, wir müssen fort. Sie schießen, aber noch aus der Ebene, von weitem, wir haben Zeit.« Als ich jedoch aus dem Pontok trat, kam von der Höhe Infanteriefeuer wie Regen." Ein Teil der Andreasleute eilte von ihrem hochgelegenen Lager in die Schlucht hinunter, um das dort stehende Vieh abzutreiben. Allein die deutschen Schützen, die sich östlich der Schlucht eingenistet hatten, kamen ihnen zuvor; Major Maercker ließ durch einen Zug der 4. Kompagnie die Schlucht im Süden absperren, während im Norden die 6. Batterie und die Ersatzkompagnie 1a aus eigenem Antrieb für den Abschluß sorgten.

Die Hottentotten, die in der Tiefe gelagert hatten, versuchten zu fliehen. Sie hingen sich, so berichtet Elias, Felle um und krochen zwischen die Ziegen, eine

ähnliche List anwendend wie einst Odysseus auf der Flucht vor dem Cyklopen. Ein Teil erreichte auch glücklich die Andreaswerft, zahlreiche andere aber erlagen dem Feuer der deutschen Schützen. Über die Köpfe der Flüchtenden weg hatten andere am Berghang eingenistete Hottentotten und Andreasleute mit den deutschen Abteilungen ein äußerst heftiges Feuergefecht auf nahe Entfernung begonnen. Major Maercker, der unermüdliche Führer, wurde durch einen der ersten Schüsse an der Schulter getroffen. Hauptmann Rembe übernahm das Kommando. Während Major Maercker sich verbinden ließ, ging die Abteilung, Ersatzkompagnie 1a an der Spitze, zum Sturm über die Schlucht vor. Etwa 20 Hottentotten, die in dem schwierigen Gelände nicht mit der gewohnten Schnelligkeit fliehen konnten, wurden in einem höhlenartigen Einschnitt der Schlucht, wo sie sich hinter Büschen und Felsblöcken versteckt hatten, eingeholt. Ein Zug der Ersatzkompagnie 1a unter Fähnrich v. Wentzel stürzte sich mit Hurra auf sie. Nach verzweifelter Gegenwehr wurden die Hottentotten sämtlich niedergemacht. Hierbei fiel Sergeant Groß, Unteroffizier Winzer wurde schwer verwundet. Assistenzarzt Korsch eilte trotz heftigen Feuers herbei, um ihn zu verbinden. Kaum hatte er ihn erreicht, als auch er von drei Kugeln schwer getroffen zusammenbrach. Die andern Züge der Ersatzkompagnie 1a hatten während dieses Kampfes den Höhenrand erklommen und eröffneten von da aus auf etwa 100 m das Feuer gegen die letzte Stellung des Gegners.

Die Hottentotten suchen im Nordwesten durchzubrechen.

Inzwischen war auch die 2. Ersatzkompagnie unter Hauptmann Baumgärtel 500 m nordwestlich von der Ersatzkompagnie 1a auf starke Hererotrupps gestoßen, die an dieser Stelle durchzubrechen versuchten. Es entspann sich ein erbitterter Kampf, die Hereros mußten jedoch ihren Plan, hier durchzukommen, aufgeben. Major Meister, der von einer Kuppe am linken Flügel der 4. Kompagnie das Gefecht beobachtete, sah, wie sie mit ihrem Vieh aus den an der Hererowerft errichteten Steinschanzen heraus einer noch weiter westlich am Nordrande der Achabberge gelegenen Schlucht zueilten. Er versuchte vergeblich, das Feuer der Batterie mittels des Heliographen auf die Flüchtlinge zu lenken, und sandte ihnen sofort die zunächst befindlichen Züge der 4. Kompagnie nach. Allein die deutschen Reiter kamen hier zu spät. Nur dem Vizefeldwebel Deubler gelang es noch, mit einigen Leuten der 4. Kompagnie die letzten zu erreichen. So kam es, daß hier wenigstens ein Teil des Feindes der Vernichtung sich entziehen konnte, zumal es in dem wild zerklüfteten Gelände nicht möglich gewesen war, die Verbindung mit der Abteilung Uthmann herzustellen.

Die Abteilung Uthmann gelangt nicht zum Eingreifen.

Diese hatte ihrem Auftrage gemäß zunächst die nach Westen führenden Schluchten abgesperrt. Als gegen 8^{00} vormittags immer stärkerer Gefechtslärm hörbar wurde, entschloß sich Major v. Uthmann, angriffsweise in das Gefecht auf der Höhe einzugreifen, zumal er den Eindruck gewann, daß die Abteilung Maercker in schwerem Kampfe stehe. Der Aufstieg auf die steilen Nubibhöhen war indessen so schwierig, daß der Rand noch nicht erreicht war, als das Feuer bei der Abteilung Maercker

bereits schwieg. Major v. Uthmann und sein Adjutant, Oberleutnant v. Bredow, setzten den Aufstieg mit wenigen Leuten fort, während die zurückbleibende Kompagnie das herumstehende Vieh zusammentrieb. Ein großer Teil der Leute war vor Erschöpfung liegen geblieben. Der berittene Zug unter Oberleutnant Bischoff und der Zug Maschinengewehre unter Oberleutnant v. Alten waren am Westrand der Berge zur Absperrung belassen worden, ihnen gelang es, einen Versuch des Feindes, in die Namib zu entkommen, durch Feuer abzuweisen.

Auf dem Gefechtsfelde selbst hatte Major Meister inzwischen angeordnet, daß die Abteilung Maercker, deren verwundeter Führer das Kommando schon um 8^{15} vormittags wieder übernommen hatte, die vom Gegner besetzt gehaltenen Wasserstellen und Höhen absuchen sollte, während die Abteilung Uthmann, zu der die 4. Kompagnie zurücktrat, den Feind zu verfolgen hatte, soweit das Wasser und die Kräfte von Mann und Pferd reichten. Demnächst sollten sich die Truppenteile am Westausgang der Haruchasschlucht wieder zusammenfinden.

Ergebnisse des Kampfes.

Erst jetzt beim Absuchen des Gefechtsfeldes zeigte sich die Größe des errungenen Erfolges. Nicht weniger als 80 Tote, meistens Hottentotten, wurden gefunden. 55 Pferde und über 300 Stück Vieh wurden erbeutet, das ganze Lager- und Hausgerät der Eingeborenen war auf dem Platze geblieben. Der deutsche Verlust an Toten und Verwundeten betrug nur zwei Offiziere und zehn Mann.*)

Der errungene Erfolg war wesentlich der gründlichen Aufklärungstätigkeit des Majors Maercker in den Tagen vor der Entscheidung zu danken. Daß es trotz der bisherigen Unerforschtheit der ganzen Gegend und trotz der gewaltigen Geländeschwierigkeiten überhaupt möglich wurde, in diesem wildzerklüfteten, wasserarmen Gebiete mit größeren Truppenabteilungen zu operieren und vor allem den Feind in seinem verborgenen Schlupfwinkel, wo er sich nach Angabe der Führer vor den deutschen Waffen völlig sicher wähnte, doch aufzufinden, ist in erster Linie das Verdienst dieses tatkräftigen Offiziers, der mit nie erlahmender Spannkraft bei Tag und bei Nacht der aufreibenden und schwierigen Erkundungstätigkeit obgelegen hatte und die Seele der ganzen Unternehmung geworden war.

Die Verfolgung unterbleibt.

Leider unterblieb die von Major Meister angeordnete Verfolgung wegen völligen Versagens der Kräfte bei der Abteilung Uthmann. Nur die Maschinengewehre, die Major v. Uthmann am Westrand der Berge nach Norden vorgesandt hatte, kamen bei Einbruch der Dunkelheit noch zum Schuß auf Eingeborene, die aus der erwähnten Schlucht am Nordrande der Achabberge flüchteten, während die berittene Abteilung der 7. Kompagnie unter Oberleutnant Bischoff, die versucht hatte, den Feind noch einzuholen, nur feststellen konnte, daß er die Namib nicht betreten hatte. Alle Hottentotten und Hereros, die entkommen waren, hatten sich vollkommen zerstreut. Von den nach allen

*) Anlage 2.

Seiten vorgetriebenen Patrouillen konnte nur die des Leutnants v. Römer 20 km nördlich Nubib Spuren von etwa 30 Eingeborenen feststellen. Auch die in der Linie Zwartmodder—Nabis—Seßrim verbliebene 5. Kompagnie fand nirgends nennenswerte Spuren. Nur einige Hottentottenweiber stellten sich ihr.

Die einzelnen Banden haben sich später an verschiedenen Stellen des Nordbethanierlandes wieder zusammengefunden, machten auch wohl noch da und dort einen Überfall oder Beutezug, aber ihre Widerstandskraft war gebrochen. Es bedurfte nur noch eines äußeren Anstoßes, um sie zur Unterwerfung zu veranlassen.

Hendrik Witboi im Ost-Namalande.

Dieser äußere Anlaß stand unmittelbar bevor und wurde herbeigeführt durch den Ausgang des Kampfes mit Hendrik Witboi.

Nach seinem Durchbruch am 8. August war dieser mit seinen Getreuen über Fahlgras nach Osten gezogen. Seine durch Wassermangel sehr mitgenommenen Werften hatte er zwischen Koes und dem Auob getroffen und sich dann mit einem Teil der Simon Kopperleute und der Feldschuhträger bei Kowes vereinigt. Da auf deutscher Seite alle Truppen zu der Operation gegen den Feind im Nordbethanierlande zusammengezogen und im östlichen und südöstlichen Namalande nur schwache Kräfte zurückgelassen waren, blieb Hendrik zunächst ziemlich ungestört und konnte am 31. August noch einmal bei Spitzkopp östlich Keetmannshoop einen großen Viehdiebstahl ausführen, bei dem ihm nach Angabe Samuels 200 Ochsen und 1000 Stück Kleinvieh in die Hände fielen; lange sollte er jedoch sein Unwesen nicht mehr ungestraft treiben.

Major v. Estorff übernimmt die Säuberung des Ostens.

General v. Trotha hatte, wie bereits erwähnt, den Major v. Estorff mit der Säuberung des Ostnamalandes beauftragt.*) Da aber die deutschen Truppen erst den zeitraubenden Rückmarsch vom westlichen Bethanierlande nach der Auobgegend ausführen mußten, dauerte es geraume Zeit, bis sie hier wirksam wurden. Hendrik Witboi benutzte diese Ruhepause, um einen Teil seiner Frauen und Kinder auf englisches Gebiet abzuschieben und mit Simon Kopper und dem Feldschuhträgerkapitän Hans Hendrik in die Gegend südlich Haruchas am Auob zu ziehen.

Nachdem Major v. Estorff mit den ihm unterstellten Truppen am Auob eingetroffen war, standen Ende September:

die Abteilung Lengerke (7., 8. Kompagnie 2. Feld-Regiments und 7. Batterie), bei der sich Major v. Estorff befand, bei Hasuur und Gegend;

Abteilung Bentivegni (6. Kompagnie und ½ 3. Batterie) bei Fahlgras;

Abteilung Morath (1., ½ 2. Kompagnie 2. Feld-Regiments) bei Gochas, woselbst die 5. Batterie dauernd verblieben war;

Abteilung Hornhardt (1. Ersatzkompagnie, 3. Kompagnie 2. Feld-Regiments, Halbbatterie v. Winterfeld und 1. Maschinengewehr-Abteilung) hielt den nördlichen Teil des Bezirks Ost-Namaland besetzt. Im Norden hielt nach wie vor die 4. Kom-

*) Seite 391.

pagnie 1. Feld-Regiments, zu der die 1/2 4. Batterie getreten war, Aminuis und klärte zwischen dem unteren Nossob und der Ostgrenze auf.

Hauptmann Moraht geht zur Erkundung über den Auob. Gefecht bei Aubes. 29. September.

Als Hauptmann Moraht am Auob eintraf, meldete ihm die 5. Batterie, daß eine Hottentottenbande — es war Hendrik selbst mit Simon Kopper — bei Aubes südlich Haruchas in den Dünen lagere. Der gleichzeitig hiervon in Kenntnis gesetzte Major v. Estorff erteilte daraufhin dem Hauptmann Moraht den Befehl, den am unteren Auob befindlichen Feind zu vertreiben. Demgemäß brach Hauptmann Moraht am 29. September mit der 1. und 3. Kompagnie 2. Feld-Regiments und der

Abbildung 31.

Gelände bei Aubes.

1/2 5. Batterie von Gochas auf, um den Feind anzugreifen. Im Morgengrauen wollte er von Osten her auf das feindliche Lager treffen, während ein Zug unter Leutnant Brüggemann dem Auoblauf entlang unmittelbar gegen den Feind vorgehen sollte. Es gelang auch, ihn mit Tagesanbruch von zwei Seiten anzugreifen; nach kurzer Zeit erhielt er jedoch Verstärkung von zahlreichen in der Nähe lagernden Hottentotten, die in den Dünen verteilt und fast unsichtbar die nur etwa 130 Gewehre starke deutsche Abteilung unter heftiges Kreuzfeuer nahmen. Als bei dieser gegen 8^{15} morgens die Munition knapp wurde und der Feind sie nach seiner gewohnten Kampfesart einzukreisen begann, beschloß Hauptmann Moraht, das Gefecht abzubrechen. Es gelang, unter dem Schutze der 1. Kompagnie abzuziehen; hierbei

mußte indessen eine quer vorgelagerte Düne im stärksten Feuer überklettert werden, wodurch bei der Bespannung der Artillerie größere Verluste entstanden; bei einem Geschütz wurden acht Zugtiere getötet. Die Lafette blieb liegen. Hauptmann Moraht glaubte, den Rückzug nicht durch weiteren Aufenthalt gefährden zu dürfen, und ließ das Geschütz zurück. 11^{30} vormittags traf er wieder in Gochas ein. Die Unternehmung hatte ihn zwölf Verwundete und ein Geschütz gekostet.*)

Hendrik weicht nach Süden aus.

Major v. Estorff erhielt die Meldung von diesem Gefecht in Persip, wohin er sich begeben hatte, nachdem er die Gegend von Koes vom Feinde frei gefunden hatte. Er befahl sofort, daß die Abteilung Moraht von Haruchas, die Abteilung Lengerke von Persip aus den Feind erneut angreifen sollten. Die Hottentotten hatten aber bereits am 6. Oktober ihr Lager bei Aubes verlassen. Hendrik Witboi war nach Süden in die Gegend von Koes, Simon Kopper nach Osten in der Richtung nach dem unteren Nossob geflohen. Von dem eroberten deutschen Geschütz hatten die Hottentotten das Rohr vergraben, die Lafette als Karre mitgenommen. Rohr und Lafette wurden später wiedergefunden.

Major v. Estorff besetzt sämtliche Wasserstellen.

Major v. Estorff besetzte nunmehr alle wichtigeren Wasserstellen des östlichen Namalandes, um den Hottentotten auf diese Weise ihr Dasein nach Möglichkeit zu erschweren. Daß dies auch wirklich erreicht wurde, beweisen die späteren Aussagen der Gefangenen. Samuel Isaak erklärte einmal gerade heraus, daß ihnen die Besetzung der Wasserstellen bei weitem am unangenehmsten gewesen sei. Um die Absperrung vollkommen durchzuführen, ließ Major v. Estorff die Abteilung Lengerke wieder in die Gegend von Koes—Hasuur abrücken und folgte ihr später selbst mit der Abteilung Moraht — der 1. und 2. Kompagnie 2. Feld-Regiments und einem Geschütz — ebendahin. Hauptmann v. Hornhardt blieb mit der 3. Kompagnie in der Linie Gochas—Nabas zur Beobachtung der Simon Kopper-Leute. Die 6. Kompagnie kehrte in das Nordbethanierland zurück.

Der Mangel an Wasser und Lebensmitteln zwang die Hottentotten bald, aus ihren Verstecken hervorzukommen und ihrerseits waghalsige Angriffe auf die deutschen Postierungen und Transporte zu unternehmen, bei denen sie stets mit blutigen Verlusten abgewiesen wurden. So wurden am 13. Oktober von einer Patrouille aus Gochas 60 Hottentotten verjagt, die südlich Zwartfontein eine deutsche Wagenkolonne überfallen wollten, am 15. überfiel Hauptmann v. Hornhardt 20 km nördlich Zwartfontein eine Hottentottenwerft, tötete drei Hottentotten und erbeutete über 100 Stück Vieh.

Inzwischen hatte Major v. Lengerke mit seiner Abteilung die Wasserstellen Koes und Anninus wieder besetzt. Major v. Estorff, der sich mit der Abteilung Moraht auf dem Marsche dorthin befand, ereilte noch die Nachhut Hendriks, der, von Durst

*) Anlage 2.

gepeinigt, in der Richtung auf Anninus weitergezogen war. In dem entstehenden Gefecht wurden zwei Hottentotten getötet und mehrere gefangen genommen.

Hendrik Witboi bettelt um Wasser.

Major v. Estorff ließ in der nächsten Zeit den Feind überall, wo er sich zeigte, rücksichtslos verfolgen. Infolge hiervon und der aufs strengste durchgeführten Besetzung der Wasserstellen stieg die Not bei diesem aufs äußerste. Auf der erfolglosen Suche nach Wasser waren viele Hottentotten verdurstet, darunter auch der Unterkapitän Kornels Dikkop. In welch schlimmer Lage die Hottentotten waren, zeigt deutlich ein Brief Hendriks vom 19. Oktober, in dem der einst so stolze Kapitän den Major v. Lengerke flehentlich um Wasser für seine verdurstenden Weiber und Kinder bat. Major v. Lengerke lehnte dieses Ansinnen, das auch den Orlogleuten zu statten gekommen wäre, selbstverständlich ab und forderte Hendrik dagegen auf, sich in Koes zu stellen und die Waffen abzugeben. Nur den Weibern und Kindern gaben die mitleidigen deutschen Soldaten in Deichaeibis zu trinken, ehe sie sie wieder in die Kalahari jagten. Hendrik Witboi mußte damals seinen letzten Wagen stehen lassen. Allein zur Waffenstreckung konnte er sich trotz allem nicht entschließen.

Hendrik wendet sich von Kiriis-Ost auf Blümpütz-Garinais.

Er wandte sich nunmehr aus der Gegend von Anninus weiter nach Südosten und griff am 24. Oktober die Heliographenstation Kiriis-Ost vergeblich an. Seine Verbündeten, die Feldschuhträger unter Hans Hendrik, wurden schon am 22. Oktober von Hauptmann Bech, dem Führer der 7. Batterie, bei Anninus eingeholt und unter Verlust von vier Toten und zahlreichem Vieh in die Flucht geschlagen. Hendrik selbst schob nach seinem Mißerfolg bei Kiriis 350 Weiber und Kinder zu den Deutschen ab und ging selber mit den Orlogleuten in nordwestlicher Richtung auf Blumpütz—Garinais. Bald wurde auch Daberas von Hottentotten besetzt gemeldet. Hiernach schien es, als ob Hendrik sich wieder nach dem Bethanierlande wenden wolle. Major v. Estorff ließ deshalb die bei Mukorob und Fahlgras stehenden Abteilungen auf Daberas vorgehen, während das wieder in Keetmannshoop befindliche Hauptquartier Anordnungen zur Sperrung des Fischflusses nördlich Berseba traf.

Hendriks Ende.

Noch einmal gelang Hendriks Unterführer, Samuel Isaak, ein Anschlag auf eine deutsche Karre, als aber am 29. Oktober der alte Kapitän selbst auf Drängen seiner Leute dicht bei Fahlgras einen neuen Überfall auf einen Wagen der 3. Batterie machte, da ereilte ihn sein Geschick. Oberleutnant Stage, der mit der ½ 3. Batterie als Besatzung in Fahlgras lag, eilte auf die Meldung hiervon unverzüglich mit den verfügbaren 55 Leuten herbei. Die Hottentotten flohen zwar, ehe die Deutschen den Kampfplatz erreichen konnten, aber der energische deutsche Führer setzte die Verfolgung mit dem berittenen Teil seiner Leute fort und erreichte die Fliehenden nach zweistündigem Ritt. Er griff sofort, rechts und links umfassend, an, doch der Feind hielt nicht stand, sondern wich von Stellung zu Stellung zurück, ehe die deutschen Reiter auf entscheidende Entfernung herankommen konnten. Nach zweieinhalbstündigem

Kampfe brach Oberleutnant Stage wegen der völligen Erschöpfung seiner Pferde die Verfolgung ab. Fünf tote Hottentotten, ein Verwundeter, der größte Teil des geraubten Viehs und Proviants, ein Gewehr und mehrere Reittiere waren zurückgeblieben, der deutsche Verlust betrug einen Toten und einen Verwundeten.*)

Dieses Gefecht, das nach dem Urteil des Majors v. Estorff „ein schönes Beispiel von Unternehmungsgeist und Entschlossenheit des Führers und der Mannschaft" darstellt, gewann eine weit über das unmittelbare Ergebnis hinausgehende Bedeutung durch die Verwundung und den kurz darauffolgenden Tod Hendrik Witbois. Von einem deutschen Geschosse in den Oberschenkel getroffen, war er von seinen Getreuen zwar noch auf ein Pferd gehoben und fortgeführt worden, aber nach einer halben Stunde infolge Verblutung gestorben. Noch im Sterben soll er nach Angabe Isaak Witbois gesagt haben: „Es ist jetzt genug. Mit mir ist es vorbei. Die Kinder sollen jetzt Ruhe haben."

Damit schied der Mann aus der Reihe unserer Gegner aus, der der jungen Kolonialmacht des Deutschen Reiches am meisten von allen zu schaffen gemacht hatte, der Mann, der einst von einem großen, unabhängigen Hottentottenreich geträumt hatte, der sich dann jahrelang in der Gunst der deutschen Regierung gesonnt hatte, um schließlich doch hinterrücks die so oft beteuerte Treue zu brechen. Die Seele des Hottentottenaufstandes war nicht mehr. Ein schneller Soldatentod hatte den Kapitän, dessen kriegerische Eigenschaften auch seinen Gegnern Achtung abzwangen, vor dem ihm drohenden schimpflichen Ende bewahrt.

Die Witbois nach dem Tode Hendriks. Waffenstreckungen. Unterwerfung Samuel Isaaks.

Die noch zusammenhaltenden Witbois wählten in der Gegend von Daberas den Sohn des verstorbenen Häuptlings, Isaak Witboi, zum Kapitän, aber dieser besaß weder die Fähigkeiten, noch das Ansehen seines Vaters. Sein wichtigster Unterführer, Samuel Isaak, will schon bei der Kapitänswahl erklärt haben: „Für mich ist der Orlog vorbei. Das erste, was ich tue, ist Frieden machen." Er trennte sich mit dem Feldschuhträger-Kapitän Hans Hendrik von Isaak Witboi und trieb sich noch drei Wochen lang in der Gegend zwischen Fahlgras und Gibeon herum, ohne den Entschluß zur Unterwerfung finden zu können. Erst auf das Zureden von Unterhändlern, die der Kapitän der Berseba-Hottentotten, Christian Goliath, auf Veranlassung des Kommandanten von Berseba, Leutnants v. Westernhagen, zu ihm entsandt hatte, entschloß er sich, nach Berseba zu kommen und erbat sich von Leutnant v. Westernhagen, der vom Kommando zu Verhandlungen ermächtigt war, freies Geleit. Nachdem ihm dies zugesichert war, erschien er am 20. November 1905 mit dem Witboi-Magistrat Salomon Isaak.

„Das Mißtrauen der Leute", so berichtet Leutnant v. Westernhagen, „war über Erwarten groß, und es bedurfte etwa einer Woche des eindringlichsten

*) Anlage 2.

Zuredens, bis alle ihre Bedenken besiegt schienen. Schließlich konnte dann die Schlußversammlung stattfinden, in der alle Bedingungen nach Eingeborenenart noch einmal festgesetzt und besprochen werden sollten. Im großen Zimmer der Bersebaer Mission versammelten sich die Bersebaer Großleute mit ihrem Kapitän und die beiden Unterhändler.

Ich wiederholte nun die Bedingungen: Waffen- und Reittierabgabe, Zusicherung des Lebens unter Ausschluß der Mörder, Unterbringung in Gibeon, Verpflegung gegen Arbeit. Doch der schlaue Samuel Isaak nahm jetzt noch einen letzten Anlauf, um günstigere Bedingungen zu erzielen. Er sagte: »Das Volk der Witbois ist am Verdursten gewesen, und als es aus der wasserlosen Wüste an die von den Deutschen besetzten Wasserstellen kam, ist seinem Unterhändler auch gesagt worden: „Gewehrabgabe, dafür Wasser." Aber selbst damals am Rande des Verderbens ist es weiter gezogen, ohne auf die Waffen zu verzichten. Auch jetzt können wir die Bedingungen, die unsern Stamm wehrlos den Deutschen in die Hände geben, nicht annehmen.«

Die Aussichten für das Gelingen der Unterhandlungen schienen damit plötzlich wieder ungewiß zu werden, doch hielt ich zunächst die Worte des Samuel nur für einen Scheinversuch zur Erlangung günstigerer Bedingungen; aus verschiedenen Umständen war mir die Friedensneigung des Stammes bekannt. Ich hielt deshalb eine kräftige Sprache für angebracht und antwortete: »Es ist gut. Ich habe Deine Ansicht gehört. Du kannst wieder abreiten. Aber das sage ich Dir und das bestelle Deinem Volk: Die deutschen Waffen werden nicht ruhen, bis der letzte Witboi, der letzte Bethanier und der letzte Bondelzwart unter der Erde liegen. In Deiner Hand liegt's jetzt, das Schicksal zu wenden. Es wird nicht wieder mit Euch verhandelt werden. Jetzt geht!«

Da antwortete Samuel: »Leutnant, ich bin der Älteste von meinem Stamm, und ich muß darum für mein Volk zu erreichen suchen, was ich kann. Ich sehe nun, es ist nicht anders möglich, wir werden kommen und die Gewehre abgeben.«

Tags darauf ritten sie von Berseba ab, und am nächsten Abend trafen die Großleute ein, stolz und aufgerichtet, mit fast verbissenen Mienen im Sattel sitzend. Dann gaben sie ihre Waffen ab und erkannten somit zum ersten Male bedingungslos die Herrschaft des Deutschen Reiches an . . ."

Im ganzen stellten sich 74 Männer, 44 Weiber und 21 Kinder in Berseba den deutschen Behörden und lieferten 34 Gewehre ab. In der Begleitung Samuel Isaaks befanden sich verschiedene Witboi-Großleute und der Feldschuhträger-Kapitän Hans Hendrik.

Das Beispiel des Samuel Isaak, des bedeutendsten Unterkapitäns Hendriks, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf seine Stammesgenossen zu machen, zumal sein Ansehen und sein Einfluß unter diesen infolge seiner höheren Bildung nicht

gering war. Sehr fesselnd schildert Major Maercker den Eindruck, den er von der Persönlichkeit Samuel Isaaks bei dessen Vernehmung gewonnen hatte:

„Besonders interessant gestaltete sich die Vernehmung des Samuel Isaak, der einen außerordentlich klugen Eindruck macht, und der auch als einziger die psychologische Seite der Kriegführung unaufgefordert berücksichtigte. Samuel Isaak zeigt ein verblüffendes Gedächtnis. Im Lesen unserer Kriegskarte ist er ausgezeichnet bewandert. Bei seiner Vernehmung kam mehrfach auch der Humor zu seinem Recht, besonders da Samuel, der holländisch erzählte, ins Hochdeutsche verfiel, sobald er in Eifer geriet. Als ich ihn fragte, wieviel Pferde die Witbois im August 1905 in Maltahöhe gestohlen hätten, sagte er ernst: »Herr Major, im Kriege stiehlt man nicht, da nimmt man.« Bald darauf aber erzählte er, daß sie in Kiriis-Ost Wasser gestohlen hätten und auf meine Frage: »Gestohlen oder genommen?« erwiderte er lachend: »Nein, hier haben wir gestohlen, denn wir mußten auf allen Vieren ans Wasser kriechen, um den dicht dabei stehenden deutschen Posten nicht zu wecken.« Und als er am nächsten Tage eine Aussage des Elias übersetzte, dieser habe irgendwo Ochsen gestohlen, und ich ihn verbesserte: »genommen«, da sagte er nur: »Nein, der Kerl, der stiehlt.«“

Inzwischen war der neue Witboi-Kapitän Isaak Witboi mit dem Rest seines Stammes über Schürfpenz nach Naosanabis am Elefantenfluß gezogen, in dessen Nähe er eine kleine Quelle fand. Dort hielt er sich bis Anfang Januar 1906 verborgen und floh, als er sich entdeckt glaubte, nach Süden weiter. Unterwegs erreichten ihn am 27. Januar Boten Samuel Isaaks, die ihm die Aufforderung der deutschen Regierung überbrachten, sich zu unterwerfen. Daraufhin führte er seine Leute nach Nunub und stellte sich dem Führer der 1. Ersatz-Kompagnie, Oberleutnant Pabst, am 3. Februar 1906 mit 21 Männern und dreizehn Gewehren. Er wurde ebenso wie Samuel Isaak erst nach Gibeon und später nach Windhuk gebracht.

Die Banden im Bethanierlande unterwerfen sich.

Der Tod Hendrik Witbois reichte indessen in seiner Wirkung weit über den näheren Kreis seiner Anhänger hinaus: auch für die Banden, die sich seit dem Schlage von Nubib*) noch vereinzelt im Nordbethanierlande herumtrieben, war die Kunde von dem Tode des alten Kapitäns das Zeichen zum Aufgeben des Widerstandes.

Hier war die Verfolgung der einzelnen Banden durch Patrouillen aufs eifrigste und vielfach mit Erfolg fortgesetzt worden. So hatten Patrouillen der Abteilung Maercker Ende September zwei siegreiche Gefechte im nördlichen Zarisgebirge, wobei zwölf Hottentotten fielen. Die Elias-Bande, die nach dem Gefecht bei Nubib nach Nordosten ihren alten Schlupfwinkeln in der Gegend westlich Gibeon zugestrebt hatte, wurde am 12. Oktober von einer Patrouille unter Oberleutnant Heres im oberen Tsub-Tale überfallen und mit schweren Verlusten in die Flucht

*) Seite 401.

geschlagen. Ein weiteres siegreiches Gefecht hatte am 5. Oktober eine Patrouille der Etappe Gibeon unter Leutnant Schulz im Kutip-Tale. Gorub, der nach dem Gefecht bei Nubib zwischen Zwartmodder und Zaris durchgegangen war, versuchte wiederholt Viehdiebstähle in der Gegend von Urusis, wurde aber am 6. Oktober östlich Dirichas von einer Bastardpatrouille unter Leutnant v. Linsingen verjagt. Andreas war mit einigen Bastards und seinem Orlog südwärts gezogen und versuchte sich zu Morenga durchzuschlagen, sobald die Regenzeit dies gestattete. Die bei ihm befindlichen Bastards wollten sich Cornelius anschließen, stellten sich aber, ehe sie ihn erreichten, in Kubub. Was aus ihm selbst wurde, blieb zunächst unbekannt.

Die übrigen Banden bestimmten sowohl der zunehmende Mangel an Lebensmitteln, die Bereitstellung starker deutscher Kräfte zu erneuter Säuberung des Tsub- und Hudupgebiets und die allmählich durchdringende Nachricht vom Tode Hendrik Witbois dem Beispiel Samuel Isaaks zu folgen. Zunächst stellte sich Sebulon mit 105 Männern und 172 Weibern und Kindern, die beim Abzug Hendrik Witbois am Schwarzrand verblieben waren, am 11. Dezember in Gibeon unter Abgabe von 49 Gewehren. Seinem Beispiel und der persönlichen Aufforderung des zu ihm entsandten Samuel Isaak folgte demnächst Elias. Er ergab sich am 24. Dezember in Gibeon mit 58 Männern und 69 Weibern und Kindern dem Oberleutnant v. Winterfeld. Zuletzt streckte Gorub, der den deutschen Patrouillen in den letzten Monaten des Jahres 1905 noch viel zu schaffen gemacht hatte, Ende Dezember mit über 20 Männern in Gibeon die Waffen.

Die Lage nach der Unterwerfung der Witbois.

Mit der fast vollständigen Gefangennahme der Trümmer der Witbois war die Niederwerfung dieses einst so stolzen Stammes, die der General v. Trotha neben der Eroberung des Hererolandes stets als seine vornehmste Aufgabe angesehen hatte, durchgeführt. Im Bethanierlande stand nur noch der schon oft geschlagene, aber noch nie empfindlich genug gestrafte Cornelius im Felde, während sich im äußersten Osten des Namalandes Simon Kopper mit seinem Anhang in der schwer zugänglichen Kalahari versteckt hielt. Die endgültige Niederwerfung dieser Gegner war indes nur noch eine Frage der Zeit. Weniger günstig war die Lage im Südbezirk, wo Johannes Christian, Morenga und Morris mit einem starken Anhang wohlbewaffneter Orlogleute noch ungebrochen und kampfbereit im Felde standen. Zu deren Niederwerfung sollte es noch größerer entscheidender Schläge bedürfen.

Trotzdem hatte General v. Trotha bereits am 25. September der heimischen Kriegsleitung melden können, daß er die Lage für so weit geklärt erachte, daß sein längeres Verbleiben nicht mehr erforderlich sei. Seinem Antrage, die Heimreise antreten zu dürfen, wurde durch eine Allerhöchste Kabinettsordre vom 2. November stattgegeben.

General v. Trotha teilt den Kriegsschauplatz in Bezirke ein.

Schon vorher hatte der General das Land in vier Bezirke: Nordbethanien, Ost-Namaland, Südbezirk und Südetappengebiet geteilt. Jeder Bezirk erhielt einen Befehlshaber und eine nach der Größe und nach den noch zu bewältigenden Aufgaben

bemessene Besatzung. Im einzelnen war die beabsichtigte Truppenverteilung folgende:

a) Bezirk Nordbethanien: Major Meister, II. Bataillon 2. Feldregiments, 2. Ersatzkompagnie, 6. Batterie, Halbbatterie Nadrowski.

b) Bezirk Ost-Namaland: Major v. Estorff, I. Bataillon 2. Feldregiments, Abteilung Lengerke (7. 8./2, 7. Batterie), 1. Ersatzkompagnie, 3. 5. Batterie, Halbbatterie v. Winterfeld, 2/3 Maschinengewehrabteilung Nr. 1.

c) Südbezirk: Oberstleutnant van Semmern, 2. Kompagnie 1. Feldregiments, 9. Kompagnie und IV. Bataillon 2. Feldregiments, Ersatzkompagnien 3 und 3a, 2., 8., 9. Batterie, Maschinengewehrabteilung Nr. 2.

d) Südetappengebiet: Major Buchholz, 4. Ersatzkompagnie, 1., 5. Etappenkompagnie.

e) Zur Verfügung des Hauptquartiers: 7. Kompagnie 1. Feldregiments.

Alle übrigen Truppen befanden sich im Norden oder im Etappendienst.*)

General v. Trotha begab sich am 9. November von Keetmannshoop nach Lüderitzbucht und schiffte sich dort am 19. ein, nachdem er seinem Nachfolger, dem Obersten Dame, die Geschäfte übergeben hatte, der als ältester im Schutzgebiet verbleibender Offizier Allerhöchsten Orts mit der Weiterführung der Operationen beauftragt wurde. Mit dem General v. Trotha verließ auch der bisherige Generalstabschef, Oberstleutnant v. Redern, den Kriegsschauplatz. Seine Vertretung ging bis zum Eintreffen seines Nachfolgers, Majors Scherbening, auf den nächstälteſten Generalstabsoffizier des Hauptquartiers, Hauptmann Salzer, über.

General v. Trotha kehrt nach Deutschland zurück. 19. November.

Als der General im Juni 1904 den Oberbefehl über die südwestafrikanische Schutztruppe übernahm, war die Erhaltung des Schutzgebietes für das Deutsche Reich noch ernstlich gefährdet. Nach den ohne Ergebnis verlaufenen Operationen in den Onjatibergen war die Siegeszuversicht und der Übermut der Hereros aufs Höchste gestiegen. Mit der Frische und Tatkraft eines Dreißigjährigen war der fast sechzigjährige General an seine schwierige Aufgabe herangetreten, zu der ihn das Vertrauen seines Allerhöchsten Kriegsherrn berufen hatte. Kaum zwei Monate nach dem Eintreffen des neuen Oberbefehlshabers im Schutzgebiet hatte den gefährlichen und übermütigen Gegner am Waterberge der vernichtende Schlag getroffen. Durch eine Verfolgung, die mit einer Rücksichtslosigkeit und Energie ohne gleichen bis zum äußersten durchgeführt wurde, und die jeden Soldaten mit hoher Bewunderung erfüllen muß, war es wenige Wochen später gelungen, die Widerstandskraft des Hereroſtammes vollständig und endgültig zu brechen. Auf jenem für alle Zeiten denkwürdigen Zuge ins Sandfeld hatte der deutsche Führer fast Übermenschliches von seinen Reitern fordern müssen, — — weil der Krieg es verlangte. Bis zum letzten

*) Anlage 3.

Hauch von Roß und Reiter war der Feind verfolgt worden. Aber nicht nur ohne Murren und Zagen, nein, mit Stolz und Freudigkeit hatte der deutsche Reiter sein Letztes hergegeben, in dem erhebenden Bewußtsein, daß seine Leiden auch die Leiden seines höchsten Führers waren. Alle Not, alle Entbehrungen und Beschwerden hatte der General mit seinen Reitern geteilt, in der Hitze des Tages hatte er mit ihnen die Qualen des Durstes ausgestanden und in der Kälte sternklarer Nächte hatte er, der höchste Führer, auf dessen Schultern die ganze Last und Schwere der Verantwortung seines hohen Amtes ruhte, wo Not an Mann war, wie der letzte Reiter, mit dem Gewehr im Arm Posten gestanden. Ein solches Beispiel hatte des tiefen Eindruckes auf die Truppe nicht verfehlt und diese zu Taten befähigt, die mit Recht allenthalben Staunen hervorriefen.

Noch im Kampfe mit den Hereros war dem deutschen Oberbefehlshaber durch die Erhebung der Hottentotten unter Hendrik Witboi eine neue, noch schwerere Aufgabe erwachsen. Mit unverminderter Spannkraft trat er auch an diese heran. Fast unüberwindlich schienen die Schwierigkeiten, die der Hottentottenkrieg durch die Wasserarmut, die gewaltige Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, das Fehlen jeglicher Verkehrsverbindungen und nicht zuletzt durch einen wohlbewaffneten, die Hereros an Kriegsgewandheit und Beweglichkeit noch übertreffenden Gegner der deutschen Kriegführung entgegenstellte. Allein für den General v. Trotha gab es keine Schwierigkeiten, sie waren für ihn nur dazu da, um überwunden zu werden. Trotz aller Hemmnisse und Reibungen, die sich ihm in den Weg stellten und die seine wohlerwogenen Pläne und Absichten nur zu oft über den Haufen warfen, ja, häufig stärker als menschliches Können erschienen — trotz aller dieser Hemmnisse hielt er mit unbeugsamer Energie und Zähigkeit unbeirrt an dem fest, was er sich zum Ziele gesetzt hatte. Dem unerschütterlichen Willen einer starken Persönlichkeit an der Spitze war es in erster Linie zu danken, wenn es auf einem Kriegsschauplatz von solch gewaltiger Ausdehnung überhaupt möglich wurde, in die kriegerische Tätigkeit der zahlreichen, weit im Lande zerstreut stehenden deutschen Abteilungen zielbewußtes, einheitliches und planmäßiges Handeln zu bringen und die Macht des gefährlichsten Gegners der deutschen Herrschaft endgültig zu brechen.

Nach kaum siebzehnmonatlicher Tätigkeit im Schutzgebiete hatte der General v. Trotha das Ziel im wesentlichen erreicht. Das Schutzgebiet war bis auf den südlichsten Bezirk von neuem dem deutschen Vaterlande erobert und die noch vor kurzem gefährdete Herrschaft des deutschen Reiches konnte als dauernd gesichert angesehen werden. Niemand konnte jetzt noch im Ernst an eine schwächliche Preisgabe des blutgetränkten Bodens denken.

Die hingebende und aufopferungsvolle Tätigkeit des Generalleutnants v. Trotha im Dienste von Kaiser und Reich verdient den warmen Dank des Vaterlandes.

Anlage 1.

Proklamation

des Generals v. Trotha an das Volk der Hottentotten

vom 22. April 1905.

„An die aufständischen Hottentotten.

Der mächtige, große deutsche Kaiser will dem Volk der Hottentotten Gnade gewähren, daß denen, die sich freiwillig ergeben, das Leben geschenkt werde. Nur solche, welche bei Beginn des Aufstandes Weiße ermordet oder befohlen haben, daß sie ermordet werden, haben nach dem Gesetz ihr Leben verwirkt. Dies tue ich Euch kund und sage ferner, daß es den wenigen, welche sich nicht unterwerfen, ebenso ergehen wird, wie es dem Volk der Hereros ergangen ist, das in seiner Verblendung auch geglaubt hat, es könne mit dem mächtigen deutschen Kaiser und dem großen deutschen Volk erfolgreich Krieg haben. Ich frage Euch, wo ist heute das Volk der Hereros, wo sind heute seine Häuptlinge? Samuel Maharero, der einst Tausende von Rindern sein eigen nannte, ist, gehetzt wie ein wildes Tier, über die englische Grenze gelaufen; er ist so arm geworden wie der ärmste der Feldhereros und besitzt nichts mehr. Ebenso ist es den anderen Großleuten, von denen die meisten das Leben verloren haben, und dem ganzen Volk der Hereros ergangen, das teils im Sandfeld verhungert und verdurstet, teils von deutschen Reitern getötet, teils von den Owambos gemordet ist. Nicht anders wird es dem Volk der Hottentotten ergehen, wenn es sich nicht freiwillig stellt und seine Waffen abgibt. Ihr sollt kommen mit einem weißen Tuch an einem Stock mit Eueren ganzen Werften, und es soll Euch nichts geschehen. Ihr werdet Arbeit bekommen und Kost erhalten, bis nach Beendigung des Krieges der große deutsche Kaiser die Verhältnisse für das Gebiet neu regeln wird. Wer hiernach glaubt, daß auf ihn die Gnade keine Anwendung findet, der soll auswandern, denn wo er sich auf deutschem Gebiet blicken läßt, da wird auf ihn geschossen werden, bis alle vernichtet sind. Für die Auslieferung an Ermordung Schuldiger, ob tot oder lebendig, setze ich folgende Belohnung: Für Hendrik Witboi 5000 Mark, Stürmann 3000 Mark, Cornelius 3000 Mark, für die übrigen schuldigen Führer je 1000 Mark."

gez. Trotha.

Anlage 2.

Namentliche Liste der in den Kämpfen gegen die Hottentotten von Anfang April bis Ende September 1905 gefallenen, verwundeten und an Krankheiten gestorbenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften der Schutztruppe.

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
				A. Gefallen:			
1	2. 4. 05	Gefecht bei	Vizefeldwebel	Nobel	Erf. Komp. 3a	Inf. Regt. Nr. 16	
2		Zandmund	Reiter	Nietzke	9/2	Ulan. Regt. Nr. 8	
3	2. 4. 05	Gefecht südlich	Unteroffizier	Bornmann	Signal-Abtlg.	Drag. Regt. Nr. 5.	
4		Kub	Reiter	Werner	"	Inf. Regt. Nr. 96.	
5	2. 4. 05	Gefecht bei Karakowisa	Reiter	Hartmann	11/1	Ulan. Regt. Nr. 11	
6	7. 4. 05	Gefecht südlich	Sergeant	Berghammer	Erf. Komp. 3a	Bayr. Inf. Leib-Regt.	
7		Narudas	San. Sergt.	Jürgens	"	Füs. Regt. Nr. 73.	
8			Gefreiter	Wehle	"	Drag. Regt. Nr. 22.	
9			Reiter	Friedel	"	Inf. Regt. Nr. 141	
10			"	Kassenberger	"	Bayr. 1. Chev. Regt.	
11			"	Marx	"	Inf. Regt. Nr. 152	
12			"	Reinecke	"	Inf. Regt. Nr. 77	
13	7. 4. 05	Gefecht bei	Leutnant	Wimmer	1/2	Huf. Regt. Nr. 19	
14		Naniklobis	Unteroffizier	Oertwig	1/2	Pion. Bat. Nr. 5	
15			Gefreiter	Könnecke	2/2	Inf. Regt. Nr. 75	
			"	Schwarzin	1/2	Inf. Regt. Nr. 44	
16			Reiter	Hurklotz	Erf. Komp. 2a	Füs. Regt. Nr. 80	
17			"	Kögel	1/2	Pion. Bat. Nr. 16	
18			"	Krebs	1/2	2. Gard. Regt. z. F.	
19	7. 4. 05	Patrouillen-	Leutnant	Bandermann	2. Feldtel. Abt.	Tel. Bat. Nr. 2	
20		gefecht bei	Unteroffizier	Heuer	"	Inf. Regt. Nr. 97	
21		Geidams	"	Schümann	Erf. Komp. 3a	Pion. Bat. Nr. 9	
22			Gefreiter	Wernthaler	1. Et. Komp.	Bayr. 3. Pion. Bat.	
23			Reiter	Mevius	"	Inf. Regt. Nr. 140	
24			"	Stein	2. Feldtel. Abt.	Drag. Regt. Nr. 4.	
25	13. 4. 05	Gefecht bei	Oberveterinär	Hagemeier	1. Feldtel. Abt.	Feldart. Regt. Nr. 27	
26		Tsannarob	Unteroffizier	Kraatz	"	Kür. Regt. Nr. 6.	
27			Gefreiter	Weimar	"	Inf. Regt. Nr. 122.	
28			Reiter	Käseberg	"	Inf. Regt. Nr. 92	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
29	13. 4. 05	Überfall von Ondekaremba	Reiter	Krebs		Train-Batl. Nr. 1	Im Norden
30	18. 4. 05	Gefecht bei Bisseport	Unteroffizier	Peichert	3. Erf. Komp.	Drag. Regt. Nr. 2	
31	27. 4. 05	Patrouillengefecht bei Huams	Oberleutnant	v. Bülow	10/2	Drag. Regt. Nr. 18	
32			Gefreiter	Kopitzki	"	Bez. Kdo. Kosel	
33			Reiter	Wendt	"	3. Garde-Regt. z. F.	
34	26./27. 4. 05	Gefecht bei Ganams	Sergeant	Groth	11/2	Inf. Regt. Nr. 98	
35			Unteroffizier	Bolduan	"	Inf. Regt. Nr. 14	
36			Gefreiter	Damering	"	Bez. Kdo. Coesfeld	
37			"	Kalus	"	Bez. Kdo. Breslau	
38			Reiter	Herrmann	"	Pion. Batl. Nr. 9	
39			"	Hopf	"	Drag. Regt. Nr. 14	
40	27. 4. 05	Patrouillengefecht östlich Karichab	Reiter	Schemschies	1/2	Füs. Regt. Nr. 33	
41	8. 5. 05	Gefecht am Ganachab	Reiter	Dobers	1. Et. Komp.	Leib-Hus. Regt. Nr. 2	
42			"	Hahn	1. Eisenb. Bau-Komp.	Pion. Batl. Nr. 1	
43			"	Kaulbars	1. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 152	
44			"	Luzynski	1. Eisenb. Bau-Komp.	Pion. Batl. Nr. 3	
45			"	Nowraty	1. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 20	
46			"	Sajadatz	"	Bez. Kdo. Bitterfeld	
47	10. 5. 05	Bei Holoog	Reiter	Jakoby	Erf. Komp. 3a	Inf. Regt. Nr. 150	
48	12. 5. 05	Gefecht am Kuiseb-Fluß	Sergeant	Schäfer	Erf. Komp. 1a	Feldart. Regt. Nr. 16	
49			Gefreiter	Heimlich	2. Kol. Abt.	Gren. Regt. Nr. 10	
50	17. 5. 05	Gefecht bei Kowes	Oberleutnant	Haering	1. Funkentel. Abt.	Inf. Regt. Nr. 163	
51			Unteroffizier	Stahn	"	Eisenb. Regt. Nr. 2	
52			"	Lengowski	5. Batt.	Kür. Regt. Nr. 5	
53			Reiter	Bitter	1. Funkentel. Abt.	Inf. Regt. Nr. 140	
54			"	Girod	5. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 12 zuletzt Bez. Kdo. II Dresden	
55				Hellwig		Feldart. Regt. Nr. 58	
56				Krüger	"	Feldart. Schießschule	
57			"	Thies		Luftschiff. Batl.	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
58	19. 5. 05	Gefecht bei Leukop	Feldwebel	Schnalke	8. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 66	
59			Unteroffizier	Oelze	2. Funkentel. Abt.	Inf. Regt. Nr. 60	
60	21. 5. 05	Patrouillengefecht bei Leistord	Sergeant	Paasch	12/2	Inf. Regt. Nr. 137	
61	23. 5. 05	Überfall östlich der Karrasberge	Unteroffizier	Lupp	11/2	Füs. Regt. Nr. 80	
62			Gefreiter	Kadoch	"	Pion. Batl. Nr. 5	
63			Reiter	Kersten	"	Gren. Regt. Nr. 6	
64			"	Schneider	"	Inf. Regt. Nr. 128	
65			"	Schöps	"	Inf. Regt. Nr. 153	
66	9. 6. 05	Gefecht bei Atis	Leutnant	v. Versen	1. Feld-Kol. Abt.	Gren. Regt. Nr. 4	
67	12. 6. 05	Überfall zwischen Schambockberg und Plattbeen	Reiter	Wolter	12/2	Pion. Batl. Nr. 18	
68	13. 6. 05	Zwischen Omitare und Okuwarumende	Reiter	Arnold	1. Feld-Kol. Abt.	1 Garde-Regt. z. F.	Im Norden
69			"	Kiewel	"	Gren. Regt. Nr. 1.	
70	14. 6. 05	Bei Kanibes	Leut. d. Ref.	v. Trotha	2/2	Inf. Regt. Nr. 131	Während einer Verhandlung mit Cornelius hinterrücks erschossen.
71	14. 6. 05	Marsch Kowas —Seeis	Unteroffizier	Waschinsky		Garde-Kür. Regt.	Im Norden
72	17. 6. 05	Gefecht bei Narus	Unteroffizier	Missoweit	3. Ers. Komp.	Pion. Batl. Nr. 16	
73			Gefreiter	Fischer	11/2	Gren. Regt. Nr. 7.	
74			"	Schulz	2. Batt.	Pion. Batl. Nr. 5	
75			"	Stache	3. Ers. Komp.	Inf. Regt. Nr. 20	
76			"	Werner	"	Inf. Regt. Nr. 24.	
77			Reiter	Beyer	11/2	Gren. Regt. z. Pf. Nr. 3	
78			"	Erber	3. Ers. Komp.	Pion. Batl. Nr. 6	
79			"	Eriksen	"	Hus. Regt. Nr. 5	
80			"	Jost	"	Pion. Batl. Nr. 19	
81			"	Kießwetter	2. Batt.	Bayr. 2. Feldart. Regt.	
82			"	Kuhn	"	Pion. Batl. Nr. 19	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
83	17. 6. 05	Gefecht bei Narus	Reiter	Meier	2. Batt.	Bayr. Inf. Regt. Nr. 21	
84			"	Napiletzki	3. Ers. Komp.	Drag. Regt. Nr. 2	
85			"	Pähler	"	Pion. Batl. Nr. 19	
86			"	Preuße	2. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 68	
87			"	Schiller	"	Inf. Regt. Nr. 63	
88			"	Stachowiak	3. Ers. Komp.	Bekl. Amt VII. A. K.	
89			"	Wipper	11/2	Inf. Regt. Nr. 69	
90			Büchsenmacher	Zentgraf	3. Ers. Komp.	Gew. Fabr. Spandau	
91	26./28. 6. 05	Gefechte bei Keidorus	Hauptmann	Pichler	1. Et. Komp.	Württ. Feldart. Regt. Nr. 49	
92			Ass. Arzt	Dr. Horn	"	Fußart. Regt. Nr. 1	
93			Vize-Feldw.	Sonntag	9. Komp. 2	Inf. Regt. Nr. 106	
94			Sergeant	Huhnstock	"	Inf. Regt. Nr. 26	
95			Reiter	Schmidt	1. Et. Komp.	Kür. Regt. Nr. 6	
96	1. 7. 05	Verfolgungsgefecht nach Keidorus	Gefreiter	Stöhr	9/2	Bez. Kdo. Friedberg	
97			Reiter	Buse	"	Inf. Regt. Nr. 71	
98	3. 7. 05	Auf Patrouille südl. des Okarusu-Berges	Reiter	Piplack	6/1	Gren. Regt. Nr. 6	Im Norden
99		Überfall Station Wasserfall	Reiter	Winkelhag	Ers. Komp. 4a	Hus. Regt. Nr. 9.	
100	7. 7. 05	Auf Pferdewache bei Maltahöhe	Reiter	Bunge	2. Ers. Komp.	Gren. Regt. Nr. 6	
101			"	Hoppach	"	Inf. Regt. Nr. 42	
102			"	Tiemann	"	Drag. Regt. Nr. 16	
103	10. 7. 05	Auf Pferdeposten bei Kanas	Reiter	Geske	1. Et. Komp.	Hus. Regt. Nr. 5	
104	17. 7. 05	Überfall zwischen Kanibeam und Gaibes	Gefreiter	Bartholomae	Maschinen-Gew. Abtlg. 2	Inf. Regt. Nr. 88	
105			"	Linz	"	Bayr. Feldart. Regt. Nr. 9	
106			Reiter	Mannsperger	"	Feldart. Regt. Nr. 65	
107			"	Werfinger	"	Feldart. Regt. Nr. 47, zuletzt Bez. Kdo. I Mülhausen	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
108	18. 7. 05	Auf Patrouille bei Haruchas	Reiter	Zahn	2. Funken-Abtlg.	Feldart. Regt. Nr. 31	
109	20. 7. 05	Auf Patrouille an der Konkip-Mündung	Gefreiter	Knauer	Halbbatterie Stuhlmann	1. Bayr. Chevaul. Regt.	
110			Reiter	Hamann	"	Feldart. Regt. Nr. 13	
111	26. 7. 05	Auf Ritt Sandfontein — Ramansdrift	General-Oberarzt	Sedlmayr	Kommando d. Schutztruppe	Sächs. Karabinier-Regt.	
112	19. 8. 05	Gefecht bei Kawigaus	Reiter	Hesse	9. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 68	
113	26. 8. 05	Auf Patrouille bei Korakorabis	"	Freudenreich	3/2	Ulan. Regt. Nr. 9, zuletzt Bez. Kdo. Neustrelitz	
114	26. 8. 65	Auf Patrouille südlich Kosos	"	Fiebig	7/2	Pion. Batl. Nr. 6	
115	3. 9. 05	Auf Patrouille bei Gurumanas	San. Sergt.	Müller		Sächs. Inf. Regt. Nr. 105	
116	5. 9. 05	Auf Patrouille bei Osombo-Orutjindo	Unteroffizier	Bree	4. Batt. Halbbatt. Madai	Kür. Regt. Nr. 5	Im Norden
117	9. 9. 05	Auf Patrouille zwischen Wasserfall und Uchanaris	Reiter	Boer	2. Feld-Telegr. Abtlg.	Hus. Regt. Nr. 4	
118			"	Scholl	"	Ulan. Regt. Nr. 19	
119	11. 9. 05	Auf Patrouille bei Haruchas	Gefreiter	Buhr	6. Batt.	Füs. Regt. Nr. 35	
			"	Wettges	2. Ers. Komp.	Drag. Regt. Nr. 16	
120	13. 9. 05	Gefecht bei Nubib	Sergeant	Groß	Ers. Kom. 1a	Inf. Regt. Nr. 82	
121			Reiter	Hauptmann	4/2	Füs. Regt. Nr. 90	
122	21. 9. 05	Beim Überfall Station Schambockberg	San. Gefreiter	Kehler	11/2	Train-Batl. Nr. 6, zuletzt Bez. Kdo. Breslau	
123	23. 9. 05	Beim Überfall der Signalstation Oas	Sergeant	Müller	Feldsign. Abtlg.	Ulan. Regt. Nr. 20	
124			Gefreiter	Jurkschat	"	Inf. Regt. Nr. 59	
125			Reiter	Ecker	12/2	Bayr. 1. Pion. Bat.	
126			"	Hornoff	"	Inf. Regt. Nr. 111	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
127	23. 9. 05	Beim Überfall der Signalstation Oas	Reiter	Kühne	3. Ers. Komp.	Inf. Regt. Nr. 47	
128			=	Rauch	9. Batt.	2. Garde-Feld-Art. Regt.	
129			=	Rothe	12/2	Feld-Art. Regt. Nr. 64	
130	24. 9. 05	Auf Patrouille bei Hardab	=	Stremlau	1. Ers. Komp.	Füs. Regt. Nr. 33	
131	29. 9. 05	Bei Naruchas	Gefreiter	Boscker	Ers. Komp. 1a	Inf. Regt. Nr. 98	
132			Reiter	Voigtländer	=	Ulan. Regt. Nr. 18	

B. Vermißt:

1	23. 4. 05	Kowas	Reiter	Kaden	3. Kol. Abt.	Inf. Regt. Nr. 106	
2	17. 5. 05	Gefecht bei Kowes	Unteroffizier	Grundmann	5. Batt.	1. Leib-Hus. Regt. Nr. 1	
3	1. 6. 05	Okahandja	Unteroffizier	Meyerdierks	Distriktsamt Okahandja	Garde-Füs. Regt.	
4	22. 7. 05	In der Nähe des Großen Brukkaros	Reiter	Sierks	3/2	Hus. Regt. Nr. 16	

C. Verwundet:

1	7. 4. 05	Gefecht bei Nanibkobis	Stabsarzt	Dr. Brockelmann		Inf. Regt. Nr. 169	
2			Reiter	Alt	1/2	Ulan. Regt. Nr. 10	
3			=	Perlmann		Ulan. Regt. Nr. 8	
4			=	Kretschmer		Pion. Batl. Nr. 5	
5	7. 4. 05	Patrouillengefecht bei Geidams	Gefreiter	Enßle	2. Feldtel. Abt.	Ulan. Regt. Nr. 19 zuletzt Bez. Kdo. Donaueschingen	
6	7. 4. 05	Gefecht südlich Narudas	Reiter	Kahl	9. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 48	
7			=	Küster	Ers. Komp. 3a	Inf. Regt. Nr. 25	
8			=	Schäfer	=	Inf. Regt. Nr. 141	
9			=	Schäfer	=	Inf. Regt. Nr. 172	
10	13. 4. 05	Gefecht bei Tsannarob	Gefreiter	Köttgen	1. Feldtel. Abt.	Drag. Regt. Nr. 15	
11			Reiter	Dietrich	=	Tel. Batl. Nr. 1	
12			=	Laas	=	Tel. Batl. Nr. 3	
13			=	Neff	=	Tel. Batl. Nr. 3	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
14	21. 4. 05	Auf Pferdetransport bei Kiriis	Reiter	Esser	8. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 67	
15	24. 4. 05	Bei Nanabis	Reiter	Gerhardt	4. Ers. Komp.	Inf. Regt. Nr. 116 zuletzt Bez. Kdo. Worms	
16	26./27. 4. 05	Gefechte bei Ganams	Leutnant	Etzel	12/2	Drag. Regt. Nr. 7	
17			Oberveterinär	Gottschalk	"	Feldart. Regt. Nr. 64	
18			Gefreiter	Hain	11/2	Bez. Kdo. Liegnitz	
19			Reiter	Bader	"	Leib-Drag. Regt. Nr. 20	
20			"	Gerstetter	12/2	Inf. Regt. Nr. 127 zuletzt Bez. Kdo. Heilbronn	
21			"	Heising	11/2	Inf. Regt. Nr. 16 zuletzt Bez. Kdo. Dortmund	
22			"	Imm	"	Inf. Regt. Nr. 155	
23			"	Kubis	"	Pion. Batl. Nr. 7	
24			"	Mayer	12/2	Inf. Regt. Nr. 111	
25			"	Msyk	11/2	Füs. Regt. Nr. 38	
26			"	Rückert	12/2	Inf. Regt. Nr. 122	
27			"	Thölen	11/2	Inf. Regt. Nr. 91	
28	27. 4. 05	Patrouillengefecht bei Huams	Leutnant	Fischach	10/2	Bayr. 9. Inf. Regt.	
29			Unteroffizier	Pell	"	Bayr. 1. Inf. Regt. zuletzt Bez. Kdo. München	
30			"	Petersen	"	Drag. Regt. Nr. 13	
31			Gefreiter	Pohl	"	Kdo. d. Ostasiat. Bes. Brig. zuletzt Bez. Kdo. Liegnitz	
32			Reiter	Reinke	"	Hus. Regt. Nr. 16	
33	8. 5. 05	Gefechte am Ganachab	Hauptmann	v. Rappard	1. Et. Komp.	Gren. Regt. Nr. 1	
34			Unteroffizier	Gutsche	"	Ulan. Regt. Nr. 10	
35			Reiter	Dreier	"	Pion. Batl. Nr. 3	
36			"	Fitzner	"	Feldart. Regt. Nr. 7	
37			"	Schöning	"	Bez. Kdo. Burg	
38	11. 5. 05	Gefecht am Eiseb-Fluß östlich Epata	Oberleutnant	Gr. v. Schweidnitz u. Krain Frhr. v. Kauder	2. Ers. Batt.	2. Garde-Feldart. Regt.	Im Norden
39	12. 5. 05	Gefecht bei Hosasis am Gaob	Oberleutnant	v. Rosenberg	2. Kol. Abt.	Feldart. Regt. Nr. 61	
40			Leutnant	v. Linsingen	5. Kol. Abt.	Feldart. Regt. Nr. 46	
41			Unteroffizier	Klepsch	Ers. Komp. 1a	Feldart. Regt. Nr. 48	
42			Unteroff. d. L.	Schulz	Etappe Nauchas	Gren. Regt. Nr. 101	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
43	12. 5. 05	Gefecht bei Hofasis am Goab	Gefreiter	Friedrich	Ers. Komp. 1a	Ulan. Regt. Nr. 15	
44			"	Ruppel	3. Kol. Abt.	Bez. Kdo. Köln	
45			Reiter	Künzel	Ers. Komp. 1a	Inf. Regt. Nr. 88	
46			"	Lindner	"	Inf. Regt. Nr. 152	
47			"	Mauritz	"	Inf. Regt. Nr. 41	
48			"	Nirbach	"	Gren. Regt. Nr. 1	
49			"	Roese	"	3. See-Batl.	
50			"	Schlensok	"	Inf. Regt. Nr. 76	
51			"	Stier	"	Bayr. 21 Inf. Regt.	
52			"	Schumacher	"	Inf. Regt. Nr. 128	
53			"	Wickboldt	"	Füs. Regt. Nr. 90	
54	17. 5. 05	Gefecht bei Kowes	Assist. Arzt	Kahle	5. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 62	
55			Unteroffizier	Jegust	"	Feldart. Regt. Nr. 52	
56			Gefreiter	Bröcker	"	Feldart. Regt. Nr. 24	
57			Reiter	Bernhardt	1. Funkentel. Abt.	Inf. Regt. Nr. 163	
58			"	Bode		Inf. Regt. Nr. 49	Seinen Wunden erlegen
59			"	Stresau	8. Batt.	Gren. Regt. Nr. 1	
60	19. 5. 05	Gefecht bei Leukop	Sergeant	Knoke	11/12	Pion. Batl. Nr. 4	
61			Unteroffizier	Haufler	9. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 29	
62			"	Weiser	8. Batt.	Drag. Regt. Nr. 8	
63			Gefreiter	Wawries	3. Ers. Komp.	Ulan. Regt. Nr. 8	
64			Reiter	Barenthin	"	Inf. Regt. Nr. 24	
65			"	Gölicke	11/2	Inf. Regt. Nr. 32	
66			"	Hartwig	3. Ers. Komp.	Pion. Batl. Nr. 15	
67			"	Wildner	9. Batt.	Lehr Regt. der Feldart. Schießschule	
68	24. 5. 05	Gefecht westl. Kais	Unteroffizier	Heiser	12/2	Train-Batl. Nr. 4	
69	26. 5. 05	Gefecht bei Gowapaus	Reiter	Wittemeier	9/2	Inf. Regt. Nr. 135	
70	27. 5. 05	Gefecht südwestl. Goagas	Hauptmann	Blume	2. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 144	
71			Leutnant	Schmidt	4. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 27	
72			Reiter	Leschner	2. Et. Komp.	Drag. Regt. Nr. 8	
73	5. 6. 05	Bei Kanibes	Reiter	Jackisch	10/2	Inf. Regt. Nr. 58	Am 5. 6. seinen Wunden erlegen
74	9. 6. 05	Gefecht bei Atis	Oberleutnant	Krüger	1. Fuhrpark-Kol. Abt.	Feldart. Regt. Nr. 31	
75	14. 6. 05	Gefecht westl. Karus	Reiter	Frensel	Ers. Komp. 4a	Hus. Regt. Nr. 7.	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
76	17. 6. 05	Gefecht bei Narus	Major	v. Kamptz	IV/2.	Inf. Regt. Nr. 75	
77			Hauptmann	v. Erckert	12/2	Inf. Regt. Nr. 92	
78			Leutnant	v. Knobelsdorff	11/2	Inf. Regt. Nr. 54	
79			Oberarzt	Dr. Engel	2. Batt.	Inf. Regt. Nr. 142	
80			Wachtmeister	Behrens	2. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 7	
81			Vizefeldwebel	Haßler	11/2	Bayr. 1. Chev. Regt.	
82			Sergeant	Dobbert	"	Drag. Regt. Nr. 10	
83			"	Nagel	"	Pion. Batl. Nr. 22	
84			Unteroffizier	Faatz	3. Erf. Komp.	Pion. Batl. Nr. 4	
85			"	Marschhausen	2. Batterie	Jäg. Batl. Nr. 9	
86			"	Treuersch	11/2	Huf. Regt. Nr. 19	
87			"	Vogel	3. Erf. Komp.	Train Batl. Nr. 4	
88			"	Werdermann	2. Batterie	Feldart. Regt. Nr. 54	
89			Gefreiter	Koch	"	Feldart. Regt. Nr. 74	
90			San.-Gefreiter	Menzel	"	Füs. Regt. Nr. 38	
91			Gefreiter	Prange	3. Erf. Komp.	Inf. Regt. Nr. 45	
92			"	Rupp	2. Batterie	Ulan. Regt. Nr. 6	
93			"	Schmischke	"	Drag. Regt. Nr. 10	Am 29. 6. seinen Wunden erlegen
94			"	Schmidt	11/2	Bez. Kdo. Zelle	
95			Reiter	Adolph	2. Batterie	Feldart. Regt. Nr. 21	
96			"	Gewecke	3. Erf. Komp.	Pion. Batl. Nr. 10	
97			"	Hilden	"	Pion. Batl. Nr. 19	
98			"	Homberger	11/2	Bez.Kdo.Gelsenkirchen	
99			"	Iselt	3. Erf. Komp.	Pion. Batl. Nr. 6	
100			"	Klüber	"	Pion. Batl. Nr. 16	
101			"	Nehring	"	Inf. Regt. Nr. 59	
102			"	Pietreck	11/2	Gren. Regt. Nr. 10	
103			"	v. Rönn	Stab IV/2	2. Garde Regt. z. F.	
104			"	Schröder	3. Erf. Komp.	Pion. Batl. Nr. 15	
105			"	Strauß	"	Inf. Regt. Nr. 41	
106	21. 6. 05	Gefecht zwischen Gausis und Besondermaid	Reiter	Szary		Pion. Batl. Nr. 5	
107	26. 6. 05	Gefecht zwischen Awasab und Rehoboth	Leutnant	Frhr.v.Reibnitz	Maschinengewehrabtlg.	Jäg. Batl. Nr. 6	
108	26./28. 6. 05	Gefechte bei Keidorus	Oberleutnant	Ritter und Edler v. Rosenthal	9/2	Feldart. Regt. Nr. 22	
109			Sergeant	Birkholz	"	Jäg. Batl. Nr. 2	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
110	26./28. 6. 05	Gefechte bei Keidorus	Gefreiter	Väth	1. Et. Komp.	Bez. Kdo. Aschaffenburg	
111			Reiter	Göpfert	11/2	Inf. Regt. Nr. 44	
112			"	Grzegorski	9/2	Inf. Regt. Nr. 144	
113			"	Hajduczek	Feldsign. Abt.	Inf. Regt. Nr. 23	
114			"	Henke	1. Et. Komp.	Drag. Regt. Nr. 16	
115			"	Kister	9/2	Drag. Regt. Nr. 24	
116			"	Meier	"	Inf. Regt. Nr. 53	
117			"	Nicklas	1. Et. Komp.	Füs. Regt. Nr. 37	
118			"	Webel	9/2	Ulan. Regt. Nr. 18	
119	1. 7. 05	Verfolgungsgefecht nach den Gefechten bei Keidorus.	Unteroffizier	Macher	"	Inf. Regt. Nr. 145	
120	3. 7. 05	Beim Überfall der Station Wasserfall	Reiter	Moser	Ers. Komp. 4a	Inf. Regt. Nr. 26	
121	7. 7. 05	Auf Pferdewache bei	Feldwebel	Klinge	2. Ers. Komp.	Inf. Regt. Nr. 145	
122			Sergeant	Lohmeyer	"	Inf. Regt. Nr. 85	
123		Maltahöhe	Reiter	Ramolla	"	Pion. Batl. Nr. 6	
124	10. 7. 05	Auf Pferdewache bei Kanas	Reiter	Klibingat	1. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 147	
125	18. 7. 05	In Schlangenkopf	Reiter	Maschke		Drag. Regt. Nr. 4	
126	18. 7. 05	Überfall der Farm Baalgras	Reiter	Obermeyer	Et. Kdo. Windhuk	Bayr. 4. Chev. Regt.	Im Norden
127	19. 7. 05	Gefecht am Hakos-Gebirge	Gefreiter	Mussog	Etappe Swakopmund	Jäger-Batl. Nr. 3	
128	20. 7. 05	Überfall einer Kolonne bei	Reiter	Janaszak	Masch. Gew. Abtlg. 2	Feldart. Regt. Nr. 9	
129		Seß-Kameelbaum	"	Laubsch	1. Kol. Abt.	Bez. Kdo. Guben	
130	23. 7. 05	Auf Viehposten bei Büllsport	Reiter	Schuhmann	4. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 105	
131	27. 7. 05	Beim Überfall auf Gainaichas	Reiter	Elsenbroich	1/2	Inf. Regt. Nr. 137	
132			"	Gresser	"	Bez. Kdo. Kempten	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppen-verband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
133	27. 7. 05	Beim Überfall auf Gainaichas	Reiter	Koß	1/2	Gren. Regt. Nr. 3	
134			"	Sommer	"	Inf. Regt. Nr. 19	
135	5. 8. 05	Gefecht bei Wortel	Reiter	Albel	Halbbatterie Stuhlmann	Bez. Kdo. Hagen	
136	12. 8. 05	Gefecht bei Okandun östl. Liewenberg	Reiter	Chlupka	3. Et. Komp.	Leib-Huf. Regt. Nr. 2	
137	19. 8. 05	Gefecht bei Kawigaus	Major	Traeger		Füs. Regt. Nr. 40	
138			Hauptmann	v. Zwehl		Inf. Regt. Nr. 71	
139			Unteroffizier	Theuß	4/2	Drag. Regt. Nr. 26, zuletzt Bez. Kdo. Stuttgart	
140			Gefreiter	Brunner	"	Bayer. 2. Chev. Regt.	
141			Reiter	Horn	Ers. Komp. 3a	5. Garde-Regt. z. F.	
142			"	Lippemeyer	"	Inf. Regt. Nr. 98	
143			"	Minne	"	Inf. Regt. Nr. 74	
144	24. 8. 05	Gefecht bei Gorab in den Zarisbergen	Reiter	Kriews	2. Ers. Komp.	Kür. Regt. Nr. 2	
145			"	Uhlenhake	"	Füs. Regt. Nr. 73	
146	28. 8. 05	Gefecht nördlich Ongoro-morutjiva	Reiter	Amendt	11 1	Huf. Regt. Nr. 13	Im Norden
147			"	Metz	"	Drag. Regt. Nr. 14	
148	2. 9. 05	Westl. Otjit-jikua	Reiter	Volkmer	6/1	Gren. Regt. Nr. 3	Im Norden
149	3. 9. 05	Auf Patrouille bei Gurumanas	Reiter	Schäfer		Feldart. Regt. Nr. 37	
150	9. 9. 05	Auf Pferdewache Rehoboth	Unteroffizier	Krotofil	Feldsign. Abt.	Ulan. Regt. Nr. 2	
151	11. 9. 05	Auf Patrouille bei Haruchas	Leutnant	Lorenz	2. Ers. Komp.	Inf. Regt. Nr. 117	
152	13. 9. 05	Gefecht bei Rubib	Major	Maercker	Et. Kdo.	Generalstab der 2. Division	
153			Assistenzarzt	Korsch	Ers. Komp. 1a	Inf. Regt. Nr. 54	
154			Unteroffizier	Winzer		Pion. Batl. Nr. 5	Am 23. 10. seinen Wunden erlegen
155			Gefreiter	Nitsche	6. Batt.	Sächs. Feldart. Regt. Nr. 12	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
156	13. 9. 05	Gefecht bei Nubib	Reiter	Glänzel	2. Erf. Komp.	Inf. Regt. Nr. 92	
157			"	Guthier	6. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 51	
158			"	Lietzau	2/2	Pion. Batl. Nr. 2	
159			"	Sefz	4/2	3. Garde-Regt. z. Fuß	Am 14. 9. seinen Wunden erlegen
160			"	Simon	"	Inf. Regt. Nr. 154	
161			"	Zacher	2. Erf. Komp.	Pion. Batl. Nr. 6	
162	15. 9. 05	Beim Überfall einer Pferdewache östlich der Großen Karrasberge	Gefreiter	Kletsch	2. Batt.	3. See-Batl.	
163			Reiter	Habedank	"	Lehr-Regt. der Feldart. Schießschule	
164			"	Nitsche	"	2. Sächs. Feldart. Regt. Nr. 28	
165	21. 9. 05	Beim Überfall der Station Schambockberg	Reiter	Möller	Erf. Komp. 4a	Gren. Regt. Nr. 89.	
166	24. 9. 05	Auf Patrouille bei Hardab nordwestl. Marienthal	Unteroffizier	Rinkenberger	1. Erf. Komp.	Füs. Regt. Nr. 80	
167			Reiter	Pelzer	"	Hus. Regt. Nr. 11	
168	24. 9. 05	Am oberen Tsaobis Revier	Feldwebel	Göbelsmann	3. Kol. Abt.	Ulan. Regt. Nr. 5	
169	29. 9. 05	Gefecht bei Aubes	Vizefeldwebel	Thiel	1/2	Pion. Batl. Nr. 5	
170			Unteroffizier	Olschewski	3/2	Inf. Regt. Nr. 128	
171			"	Reimann	1/2	Drag. Regt. Nr. 4	
172			"	Schulz	5. Batt.	Landw. Bez. Berlin	
173			Gefreiter	Reinsch	1/2	Pion. Batl. Nr. 6	
174			"	Schulz	5. Batt.	1. Garde Feldart. Regt.	
175			"	Wilhelm	1/2	Inf. Regt. Nr. 171	
176			Reiter	Graffenberger	"	Inf. Regt. Nr. 67	
177			"	Hoffmann	"	Pion. Batl. Nr. 2	
178			"	Kaminski	"	Inf. Regt. Nr. 42	
179			"	Pellenz	"	Inf. Regt. Nr. 58	
180			"	Wlocka	5. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 57	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
			D. An Krankheiten gestorben:				
1	28. 7. 05	Leutnant	Salm	Pion. Batl. Nr. 16	Herzschwäche	Lüderitzbucht	
2	8. 9. 05	"	v. Apell	Hus. Regt. Nr. 14	Herzschlag	Biwak bei Geitsabis	
3	25. 8. 05	Feld. Int. Rat	Dr. Müller	Int. XV. A. K.	Lungenschwindsucht	Eppendorf bei Hamburg	
4	17. 9. 05	Zahlmeister	Beyer	Füs. Regt. Nr. 35	Lungenentzündung und Gehirnerweichung	Schöneberg	
5	15. 4. 05	Oberveterinär	Schröder	Drag. Regt. Nr. 14	Typhus	Kalkfontein	
6	12. 4. 05	Vizewachtm.	Kuenz	Feldart. Reg. Nr. 30	Herzschwäche	Karibib	
7	30. 8. 05	Depotvizefeldwebel	Girten	Art. Dep. Metz	"	Lüderitzbucht	
8	17. 8. 05	Sergeant	Stolzenhain	Drag. Regt. Nr. 18	Blinddarm- und Bauchfellentzündung	Gobabis	
9	18. 8. 05	"	Raida	Pion. Batl. Nr. 6	Typhus	Swakopmund	
10	16. 4. 05	Unteroffizier	Bernschein	Inf. Regt. Nr. 170	"	Windhuk	
11	3. 5. 05	"	Schröder	Garde-Schütz.-Batl.	"	Kub	
12	10. 5. 05	"	Ziemba	Inf. Regt. Nr. 51	"	Narudas	
13	14. 5. 05	"	Rehmisch	Garde-Reiter-Regt.	Ruhr	Weg Huams—Amhub	
14	19. 6. 05	"	Moewes	Hus. Regt. Nr. 8	Typhus	Keetmannshoop	
15	29. 6. 05	"	Schöps	Bez.-Komm. Liegnitz	"	Bethanien	
16	5. 7. 05	"	Franke	Drag. Regt. Nr. 4	Typhus und Lungenentzündung	Kalkfontein	
17	11. 7. 05	"	Bernert	Pion. Batl. Nr. 6	Typhus	Narudas	
18	14. 7. 05	"	Hinterberg	Inf. Regt. Nr. 177	Typhus und Skorbut	Kalkfontein	
19	31. 7. 05	"	Krull	Eisenb. Regt. Nr. 2	Herzschwäche und Lungenentzündung	Lüderitzbucht	
20	12. 8. 05	"	Köhler	Feldart. Regt. Nr. 65	Typhus	Dawignab	
21	30. 8. 05	"	Helbing	Füs. Regt. Nr. 86	Herzschwäche	Lüderitzbucht	
22	31. 7. 05	San. Unteroff.	Dudenhöffer	Bayr. 1. Ulan. Regt.	Typhus	Gobabis	
23	7. 4. 05	Gefreiter	Schröter	Bayr. 3. Train-Batl.	"	Kalkfontein	
24	17. 4. 05	"	Bickert	Hus. Regt. Nr. 1	"	Windhuk	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
25	20. 4. 05	Gefreiter	Dießner	Bayr. 6. Feldart.Regt.	Typhus	Warmbad	
26	21. 4. 05	"	Rieger	Feldart. Regt. Nr. 21	"	Koes	
27	30. 4. 05	"	Renken	Inf. Regt. Nr. 143	"	Lüderitzbucht	
28	4. 5. 05	(Einj. Freiw.) Gefreiter	Grieß	Inf. Regt. Nr. 96	"	Hatsamas	
29	20. 5. 05	Gefreiter	Heiland	Inf. Regt. Nr. 89	"	Windhuk	
30	21. 5. 05	"	Heyer	Feldart. Regt. Nr. 72	Hirnhautentzündung	Kub	
31	24. 5. 05	"	Schumann	Inf. Regt. Nr. 96	Typhus	Keetmannshoop	
32	31. 5. 05	"	Füllbier	Inf. Regt. Nr. 156	"	Kalkfontein	
33	31. 5. 05	"	Klunker	Bez.-Kdo. I Berlin	"	Narudas	
34	2. 6. 05	"	Leistritz	Ulan. Regt. Nr. 10	Lungenentzündung	Bethanien	
35	12. 6. 05	Gefreiter d. R.	Raschke	1.Garde-Feldart.Regt.	Typhus	Hasuur	
36	12. 6. 05	Gefreiter	Tieg	Drag. Regt. Nr. 18	"	Narudas	
37	20. 6. 05	"	Pajatsch	Hus. Regt. Nr. 6	"	Kub	
38	22. 6. 05	"	Lohr	Inf. Regt. Nr. 83	"	Hasuur	
39	23. 6. 05	"	Roßplesch	Inf. Regt. Nr. 82	"	Narudas	
40	8. 7. 05	"	Könker	Feldart. Regt. Nr. 22	"	Dawignab	
41	10. 7. 05	"	Stein	Bez. Kdo. Osterode	"	Aminuis	
42	19. 7. 05	"	Nierwalda	Hus. Regt. Nr. 6	"	Gochas	
43	21. 7. 05	"	Pietsch	Bez. Kdo. Striegau	"	Kubub	
44	22. 7. 05	"	Krantz	Feldart. Regt. Nr. 15	"	Gochas	
45	24. 7. 05	"	Bondzio	Bez. Kdo. Bochum	"	Bethanien	
46	25. 7. 05	"	Steneberg	Hus. Regt. Nr. 14	Lungentyphus	Hasuur	
47	27. 7. 05	"	Mahlendorff	Inf. Regt. Nr. 85	Typhus	Dawignab	
48	8. 8. 05	"	Rakemann	Füs. Regt. Nr. 37	Gehirnlähmung	Swakopmund	
49	28. 8. 05	"	Conradi	Pion. Batl. Nr. 18	Herzschwäche	Gaibes	
50	21. 9. 05	"	Höpfner	2. Garde-Regt. zuletzt Bez.Kdo.Königsberg	Typhus	Windhuk	
51	8. 4. 05	Reiter	Freudenreich	Inf. Regt. Nr. 147		Swakopmund	
52	8. 4. 05	"	Heinze	Feldart. Regt. Nr. 6	"	Windhuk	
53	10. 4. 05	"	Walter	Gren. Regt. Nr. 11	"	Zwartfontein	
54	12. 4. 05	"	Schiffeler	Drag. Regt. Nr. 15	"	Windhuk	
55	15. 4. 05	"	Kuhnen	Inf. Regt. Nr. 173	"	Hatsamas	
56	16. 4. 05	"	Danielowski	Inf. Regt. Nr. 44	"	Windhuk	
57	16. 4. 05	"	Schäfer	Hus. Regt. Nr. 11	"	Lüderitzbucht	
58	17. 4. 05	"	Czapp	Inf. Regt. Nr. 175 zuletzt Bez. Kdo. Neustadt Wstpr.		Rehoboth	
59	20. 4. 05	"	Berkling	Jäg. Batl. Nr. 9	"	Windhuk	
60	20. 4. 05	"	Kliebisch	Kaiser Franz Garde-Gren. Regt. 2	Malaria	Okahandja	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
61	21. 4. 05	Reiter	Paul	Sächs. 3. Inf. Regt. Nr. 102	Typhus	Windhuk	
62	27. 4. 05	"	Motschenbacher	Gren. Regt. Nr. 110	"	Kubub	
63	29. 4. 05	"	Werner	Pion. Batl. Nr. 11	"	Swakopmund	
64	30. 4. 05	"	Rauschke	Inf. Regt. Nr. 154	"	Keetmannshoop	
65	1. 5. 05	"	Conrad	Drag. Regt. Nr. 4	"	Lüderitzbucht	
66	1. 5. 05	"	Schuster	Bez. Kdo. Erlangen	"	"	
67	3. 5. 15	"	Seiler	Inf. Regt. Nr. 25	"	Signalst. Das	
68	4. 5. 05	"	Witt	Füs. Regt. Nr. 37	Lungenentzündung	Kalkfontein Windhuk	
69	5. 5. 05	Mil. Bäcker	Hamel	Bäckerabtlg. Königsberg Pr.	Typhus		
70	7. 5. 05	Reiter	Kaven	Drag. Regt. Nr. 17	"	Wasserfall	
71	7. 5. 05	"	Krellig	Eisenb. Regt. Nr. 1	"	Swakopmund	
72	7. 5. 05	"	Nitz	Ulan. Regt. Nr. 11	"	Grootfontein	
73	9. 5. 05	"	Stamm	Bayr. 2. Ulan. Regt.	"	Kalkfontein	
74	11. 5. 05	"	Dill	Feldart. Regt. Nr. 53	"	"	
75	11. 5. 05	"	Keller	Inf. Regt. Nr. 160	Hirnhautentzündung	Kubub	
76	11. 5. 05	"	Noe	Feldart. Regt. Nr. 66	Malaria	Gibeon	
77	12. 5. 05	"	Schönherr	Inf. Regt. Nr. 151	Typhus	Windhuk	
78	13. 5. 05	"	Schünemann	Inf. Regt. Nr. 79	"	Kub	
79	15. 5. 05	"	Grimm	Bez. Kdo. Halle	"	Keetmannshoop	
80	20. 5. 05	"	Stourm	Kür. Regt. Nr. 4	Malaria	Kalkfontein	
81	21. 5. 05	"	Hertrampf	Pion. Batl. Nr. 6	Typhus	"	
82	22. 5. 05	"	Hennig	6. Inf. Regt. Nr. 105	"	Warmbad	
83	24. 5. 05	(Kriegsfreiw.) Reiter	Eberling	Inf. Regt. Nr. 72	Typhus	Lüderitzbucht	
84	24. 5. 05	"	Scharmacher	Train-Batl. Nr. 1	"	Kalkfontein	
85	27. 5. 05	"	Müller	Inf. Regt. Nr. 164	"	Windhuk	
86	27. 5. 05	"	Proschberger	Ulan. Regt. Nr. 20	"	Kalkfontein	
87	29. 5. 05	"	Weiß	Inf. Regt. Nr. 65	"	Keetmannshoop	
88	30. 5. 05	"	Schütt	Inf. Regt. Nr. 85	"	Kalkfontein	
89	3. 6. 05	"	Pieper	Kür. Regt. Nr. 45	"	Kubub	
90	3. 6. 05	"	Pockolm	Feldart. Regt. Nr. 73	"	Windhuk	
91	5. 6. 05	"	Herdegen	Bayr. 1. Chev. Regt.	Lungenentzündung	Kalkfontein	
92	7. 6. 05	"	Stahnke	Inf. Regt. Nr. 42	"	Maltahöhe	
93	8. 6. 05	"	Seidel	Inf. Regt. Nr. 23	Typhus	Kalkfontein	
94	11. 6. 05	"	Mainz	Inf. Regt. Nr. 49	"	Kalkfontein	
95	12. 6. 05	"	Londa	Ulan. Regt. Nr. 8	"	Keetmannshoop	

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
96	13. 6. 05	Reiter	Stahl	Feldart. Regt. Nr. 65	Typhus	Kalkfontein	
97	16. 6. 05	"	Albang	Pion. Batl. Nr. 16	Herzschwäche	Lüderitzbucht	
98	18. 6. 05	"	Meißner	Gren. Regt. Nr. 4	Typhus	Kalkfontein	
99	19. 6. 05	"	Grauel	Inf. Regt. Nr. 67.	"	"	
100	19. 6. 05	"	Oer	Pion. Batl. Nr. 7	"	Lüderitzbucht	
101	19. 6. 05	"	Höger	Bayr. 1. Chev. Regt.	"	Keetmannshoop	
102	21. 6. 05	"	Powelskus	Inf. Regt. Nr. 162	Bauchfellentzündung	Kub	
103	22. 6. 05	"	Goltsch	Bez. Kdo. Breslau	Typhus	Kais	
104	22. 6. 05	"	Heinrich	Inf. Regt. Nr. 18	"	Keetmannshoop	
105	23. 6. 05	"	Kamlah	Bez. Kdo. Magdeburg	"	Gochas	
106	27. 6. 05	"	Faußer	Garde-Gren.Regt.Nr.2	"	Lüderitzbucht	
107	28. 6. 05	"	Giebel	Inf. Regt. Nr. 165 zuletzt Bez. Kdo. Halberstadt	"	Narudas Süd	
108	30. 6. 05	"	Nägele	Inf. Regt. Nr. 142	"	Keetmannshoop	
109	30. 6. 05	"	Schmidt	Pion. Batl. Nr. 15	Herzschwäche	Warmbad	
110	4. 7. 05	"	Knitter	5. Garde-Regt. z. F. zuletzt Bez. Kdo. Schöneberg	Malaria, Nierenentzündung, Skorbut	Kalkfontein	
111	10. 7. 05	"	Giesecke	Inf. Regt. Nr. 171	Typhus	Warmbad	
112	10. 7. 05	"	Schaffert	Feldart. Regt. Nr. 49	Gehirnentzündung	Kalkfontein	
113	12. 7. 05	"	Beier	Bez. Kdo. II München	Schädelbruch und Lungenentzündung	Swakopmund	
114	12. 7. 05	"	Kunze	Eisenb. Regt. Nr. 2	Typhus	Lüderitzbucht	
115	14. 7. 05	"	Möller	Inf. Regt. Nr. 141	"	Warmbad	
116	16. 7. 75	"	Gogolin	Bez. Kdo. Sprottau	"	Dawignab	
117	17. 7. 05	"	Gölicke	Inf. Regt. Nr. 32	"	Hasuur	
118	18. 7. 05	"	Wollandt	Kür. Regt. Nr. 2	"	Dawignab	
119	18. 7. 05	"	Zirkler	Sächs. Schütz. Regt. Nr. 108	Herzschwäche	Kalkfontein	
120	19. 7. 05	"	Stroka	Inf. Regt. Nr. 157	Typhus	Dawignab	
121	19. 7. 05	"	Thiel	Gren. Regt. Nr. 7	Atemlähmung	Garn. Laz. I Berlin	
122	20. 7. 05	"	Waskow	Kür. Regt. Nr. 2	Typhus	Aminuis	
123	23. 7. 05	"	Rosenbaum	Kür. Regt. Nr. 5	"	Dawignab	
124	7. 8. 05	"	Behrla	Befl. Amt I. A. K.	Typhus	Swakopmund	
125	9. 8. 05	"	Apel	Pion. Batl. Nr. 8	Lungenentzündung	An Bord der „LuluBohlen"	Im Hafen von Madeira

Lfd. Nr.	Datum	Dienstgrad	Name	Früherer Truppenteil	Todesursache	Lazarett usw.	Bemerkungen
126	10. 8. 05	Reiter	Umecker	Pion. Batl. Nr. 15	Herzschwäche	Lüderitzbucht	
127	12. 8. 05	"	Schellschmidt	Inf. Regt. Nr. 52 zuletzt Bez. Kdo. Guben	Schlangenbiß	Nochas	
128	19. 8. 05	"	Stratmann	Tel. Batl. Nr. 3	Malaria	Gibeon	
129	24. 8. 05	"	Steinke	Leibgren. Regt. Nr. 8	Typhus	Swakopmund	
130	27. 8. 05	"	Steiner	Feldart. Regt. Nr. 55	Typhus	Windhuk	
131	3. 9. 05	"	Schulz	Eisenb. Regt. Nr. 3	Herzschwäche	Lüderitzbucht	
132	4. 9. 05	"	Westermann	Bez. Kdo. Hamburg	Typhus	Gochas	
133	6. 9. 05	"	Hermann	Inf. Regt. Nr. 142	"	Kubub	
134	23. 9. 05	"	Schlarb	Ulan. Regt. Nr. 7	"	Dawignab	
135	24. 9. 06	"	Hemeke	Garde-Füs. Regt.	"	Keetmannshoop	
136	25. 9. 05	"	Mächler	Inf. Regt. Nr. 72	"	Windhuk	
137	26. 9. 05	"	Uhlmann	Eisenb. Regt. Nr. 2	Herzschwäche	Lüderitzbucht	
138	18. 8. 05	Zugführer der Militärbahn	Steiner	—	Malaria	Karibib	
139	26. 6. 05	Mil. Krankenwärter	Heine	Garn.-Laz. Altona	Typhus	Kalkfontein	

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
			E. Außerdem verletzt:				
1	3. 4. 05	Auf Marsch Naosanabis-Geikans	Reiter	Peters		Jäger-Batl. Nr. 9	Schußverletzung
2		Auf einem Streifzuge in das Sandfeld	Reiter	Schreiber	6. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 58	Schußverletzung
3	29. 4. 05		"	Neumann	Masch. Gew. Abt. 2	Inf. Regt. Nr. 176	
4	22. 5. 05		San. Unteroff.	Schneider		Drag. Regt. Nr. 16	
5	12. 6. 05		Unteroff.	Schönberg	5/2	Inf. Regt. Nr. 171	
6	14. 6. 05		Vizewachtm. d. R.	Freiherr v. Khaynach	5. Batt.	Bez. Kdo. Celle	Beim Entladen seiner Pistole verletzt, bald darauf gestorben
7	22. 6. 05	Auf Marsch Kub—Sendlingsgrab	Reiter	Dreher	5. Kol. Abt.	Pion. Batl. Nr. 18	Durch Entladung seines Karabiners

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
8	25. 6. 05	Otjivero	Reiter	Jahnke	4. Batt.	Drag. Regt. Nr. 18	Beim Herausziehen seines Karabiners aus dem Gewehrschuh
9	26. 6. 05		"	Hartwig	5. Kol. Abt.	Inf. Regt. Nr. 74	Schußverletzung
10	2. 7. 05	Modderfontein	Reiter	Beier	5. Kol. Abt.	Bez. Kdo. II München	Durch Sturz vom Pferde, 12. 7. 05 verstorben
11	11. 7. 05		"	Bauer	"	Bez. Kdo. Mannheim	Durch Sturz vom Pferde
12	17. 7. 05	Otjivero	Unteroff.	Maywald	3. Kol. Abt.	Feldart. Regt. Nr. 67	Versehentlich von einem Posten angeschossen
13	19. 7. 05	Windhuk	Reiter	Klein	5. Kol. Abt.	Bez. Kdo. Mannheim	Schußverletzung
14	19. 7. 05		"	Lehner	1. Eisenbahn-Baukomp.	Bayer. 16. Inf. Regt.	Durch einen fallenden Balken
15	23. 7. 05	Rietmont	Reiter	Dams	8. Batt.	Feldart. Regt. Nr. 16	Schußverletzung
16	29. 7. 05	Neudamm	Vizewachtm.	Metzler	5. Kol. Abt.	Bez. Kdo. Lörrach	Durch Selbstentladung eines Gewehrs
17	8. 8. 05	Kauchas	Reiter	Feldraths	2. Kol. Abt.	Inf. Regt. Nr. 65	Durch Unvorsichtigkeit eines Kameraden angeschossen
18	11. 8. 05		"	Leßer	5. Kol. Abt.	Inf. Regt. Nr. 167	Schußverletzung durch eigene Unvorsichtigkeit
19	17. 8. 05	Windhuk	"	Cramer	2. Kol. Abt.	Königin Elisabeth Garde-Gren. Regt.	Durch Unvorsichtigkeit beim Gewehrreinigen. An demselben Tage verstorben
20	18. 8. 05	Otjosondu	Unteroff.	Warz	11/1	Inf. Regt. Nr. 98	Schußverletzung beim Schulschießen an demselben Tage gestorben
21	20. 8. 05	Tsunis	Vizewachtm.	Freiherr v. Speth-Schülzburg	5. Kol. Abt.	Inf. Regt. 124	Schußverletzung durch eigene Unvorsichtigkeit
22	22. 8. 05		Gefreiter	Franzeck	4. Ers. Komp.	Drag. Regt. Nr. 10 zuletzt Bez. Kdo. Goldap	Durch Unvorsichtigkeit eines Kameraden
23	22. 8. 05		Reiter	Friedrich	3. Et. Komp.	Inf. Regt. Nr. 92	Infolge Sturz vom Maultier verletzt. An innerer Verblutung gestorben in Gr. Heusis
24	22. 8. 05	Kubas	Reiter	Michelt	Eisenbahnbetr. Komp.	Eisenbahn-Regt. Nr. 1	Vom Bremserstz gefallen. An Blutverlust gestorben

Lfd. Nr.	Datum	Ort, Gelegenheit	Dienstgrad	Name	Schutztruppenverband	Früherer Truppenteil	Bemerkungen
25	6. 9. 05		Sanitätssergeant	Nierhaus	Lazarett Omaruru	Inf. Regt. Nr. 173	Infolge Unfall bei der Jagd
26	20. 9. 05	Urnas	Reiter	Bauer	2. Et. Komp. 6/11	Füs. Regt. Nr. 36	Schußverletzung
27			Gefreiter	Haaf		Bayr. 20. Inf. Regt.	Durch Zerreißen des Gewehrs

F. Außerdem tot:

1	1. 4. 05	Auf dem Wege Kowes — Windhuk	Sergt. d. L.	Hampel		Gren. Regt. Nr. 7	Durch Unvorsichtigkeit von einem Posten erschossen
2	4. 4. 05	Lazarett Windhuk	Reiter	Storch		Bayr. 2. Jäg. Batl.	Infolge infizierten komplizierten Knochenbruchs (Sepsis) gestorben
3	23. 4. 05	FarmSandhup	Unteroff.	Basendowski		1. Leib-Huf. Regt. Nr. 1	Hat sich aus Unvorsichtigkeit erschossen
4	23. 4. 05	Kub	Reiter	Seifert	5. Kol. Abt.	Füs. Regt. Nr. 38	"
5	28. 4. 05		Zahlm. Aspirant	Bollmann	Et. Kommandantur Swakopmund	5. Garde-Regt. z. F.	Auf der Reede von Swakopmund plötzlich verstorben
6	28. 4. 05	Auf Farm Voigtland	Reiter	Nonzak	3/2	Füs. Regt. Nr. 38	Infolge eigener Unvorsichtigkeit von einem Kameraden erschossen
7	9. 6. 05		Gefreiter	Krieg	"	Inf. Regt. Nr. 151	Durch Unvorsichtigkeit eines Kameraden erschossen
8	13. 6. 05	Pimolei	Reiter	Koske		Huf. Regt. Nr. 10	Erstickt
9	15. 6. 05		Gefreiter d. L.	Vogt	In Diensten d. Militärbahn	Gren. Regt. Nr. 10	An den Folgen der Verletzungen bei dem Eisenbahnunglück im Dorfstreyer gestorben
10	19. 6. 05	Windhuk	Unteroff.	Timmann	1. Kol. Abt.	Bez. Kdo. II Berlin	Nachts tot aufgefunden
11	26. 7. 05	Karibib	Reiter	Müller	Art. Depot Karibib	Inf. Regt. Nr. 92	Plötzlich verstorben
12	19. 8. 05	Holoog	Gefreiter	Schönherr	2/2	Bez. Kdo. Bremerhaven	Durch Unvorsichtigkeit erschossen
13	28. 8. 05	Omaruru	Reiter	Behm	Schutzwache Otavibahn	Gren. Regt. Nr. 9	Durch Unglücksfall vom Zug überfahren

Stärke und Verteilung der Truppen in Südwestafrika im August 1905.

Kommandeur: Generalleutnant v. Trotha.
Chef des Generalstabes: Mit Wahrnehmung der Geschäfte beauftragt: Major v. Redern.
Generalstab: Hauptleute Salzer, v. Hagen.
Adjutantur: Hauptleute v. Lettow-Vorbeck, v. Bosse.
Etappenkommandeur: Oberst Dame.
Adjutant: Hauptmann Starck.

1. Norden.

Oberstleutnant v. Mühlenfels.

Major Dony

Outjo	Bez. Grootfontein	
6./1	10./1	3./1
Hptm. d. R. Frhr. v. Wangenheim	Oblt. Gräff	Hptm. Epp
	v. 5. Batt. Lt. Lehmann	1/3 1 Lt. Gr. v. Saurma-Jeltsch

Hptm. Wilhelmi

Otjosondu	Waterberg	Epukiro
11./1	8./1	1/4 9./1
Oblt. v. Baehr	Hptm. Frhr. v. Welck	

Major v. d. Heyde

Gobabis		Otjihangwe
3/4 9./1	1./1	5./1
Hptm. v. Klitzing	Hptm. Gr. Solms	Oblt. Mansfeld
Masch. Kan. Abt.	4. Batt. Oblt. v. Madai	

Auf den rückwärtigen Verbindungen.

Pferdedepot	1/2 San.	2. Prov. Kol.	1. (Fuhrp.) Kol. Abtlg.	F. Verm.	1. Scheinw.	1. Feld. Tel.	Stämme der Erf. Batt.		Swakopmund		1/2 3. Et. Komp.	2. Et. Komp.	Stamm der
Oblt. Gr. v. Königsmarck	Fuhrp.	Abtlg. Major Riese	Rittm. v. Fritsche	Trupp Hptm. v. Hahnke	Abtlg. Hptm. Willeke	Abtlg. Oblt. Malbrandt	1 und 2		2. Eis. Bau-Komp. Hptm. Seelmann-Eggebert	Eis. Betr. Komp. Hptm. Hälbig	Hptm. Barack	Komp. Hptm. Blume	Erf. Komp. 2a

2. Süden.

Im Bethanierlande

Abt. Maercker

2. Erf. Hptm. Baumgärtel
Erf. 1a Hptm. Buchholz
6. Batt. Hptm. Rembe

Abt. Meister

7./1 Hptm. Brentano
5./2 Oblt. v. Usedom
3./2 Hptm. v. Hornhardt
1/2 1. Batt. Lt. Bender
1/3 1.
1/2 8. Batt. Oblt. v. Boetticher

Abt. Estorff

6./2 Hptm. v. Bentivegni
4./2 Lt. v. Stein
2./2 Oblt. Frhr. v. Fürstenberg
1./2 Hptm. v. Kirchbach
1/1 1. Batt. Oblt. v. Winterfeldt
3. Batt. Gr. v. Zech

Abt. Lengerke

8./2 Oblt. Weitzenberg
7./2 Hptm. Grüner
7. Batt. Hptm. Bech

Abt. Koppy

9./2
1/2 2. (Geb.) Batt. Oblt. Barack

2./1 Hptm. Ritter

Zur Besetzung von Hoachanas, Kalkfontein, Marienthal
1. Erf. Komp. Oblt. Pabst

In Linie Gochas—Stamprietfontein
5. Batt. Hptm. v. Wolf
1/3 1.

Aminuis
4./1 Hptm. Kliefoth

Im Bezirk Nauchas und an den Naukluft-Eingängen
1/4 3. Et. Komp. Oblt. Wilm
4. Et. Komp. Hptm. v. Kahlden

Im südlichen Namalande

Oberstleutnant van Semmern

Abt. Traeger

3. Erf. Oblt. Beyer
12./2 Hptm. v. Erckert
11./2 Hptm. Anders
1. Et. Oblt. Medding
Erf. 3a Hptm. d'Arrest
10./2 Hptm. v. Zwehl
1/2 8. Batt.
2/3 9. (Geb.) Batt. Hptm. Winterfeldt
1/2 2. (Geb.) Batt. Lt. v. Billerbeck
1/3 2.
1/3 9. (Geb.) Batt. Lt. Jaeschke
2/3 2.

Auf den rückwärtigen Verbindungen.

Pferdedepot Oblt. Poerting
1/2 San. Fuhrp.
5. (Prov.) Kol. Abtlg. Major Pierer
4. (Fuhrp.) Kol. Abtlg.
3. (Prov.) Kol. Abtlg.
2. Scheinw. Abtlg. Oblt. Stach
1/2 2. Funkentel. Abtlg.
Signalabtlg. Lt. v. Haefeler
2. Feldtel. Abtlg. Hptm. Gundel
Kalkfontein, Kub, Maltahöhe Masch. Kan.
Lüderitzbucht 1. Eis. Bau-Komp. Hptm. Schulze
5. Et. Komp. Hptm. Heuck
1/2 3. Et. Komp. Pionierzug
4. Erf. Komp. Oblt. v. Dewitz

Erläuterung:

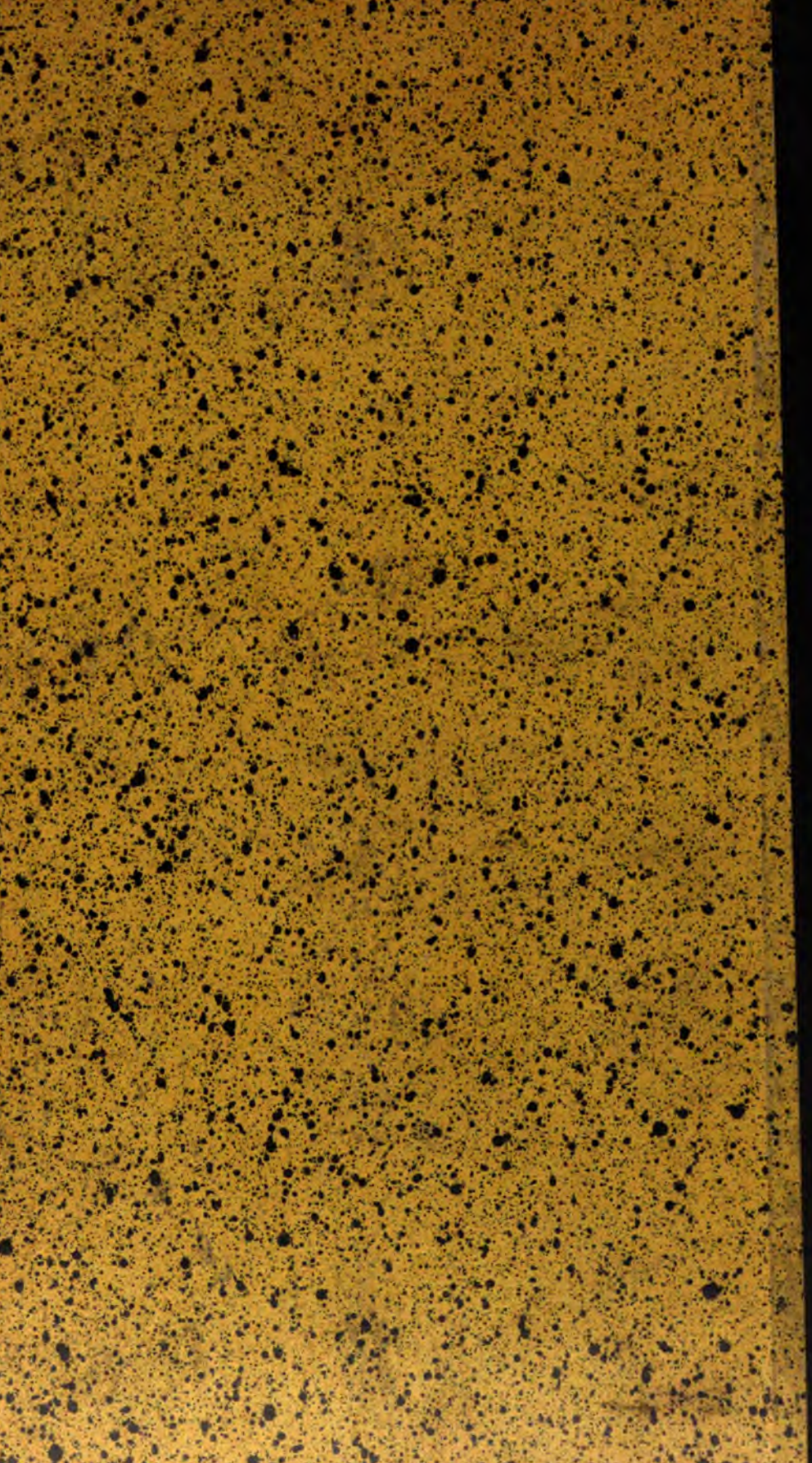
Buchdruck in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler in SW., Kochstr. 68—71.

Bücherei des Heeres Archiv Wien

Stanford University Libraries
3 6105 013 168 179

U3
V6
1907
v.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

DEC 12 1963